



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

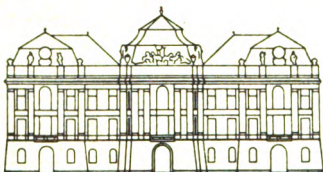
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



47. L. 248.

MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K. K. HOFBIBLIOTHEK  
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

---

47.L2.248













*Brahma*

# Taschenbuch

der

## Reisen,

oder

unterhaltende Darstellung

der

Entdeckungen des 18. Jahrhunderts  
in Rücksicht der Länder-, Menschen- und  
Producten-Kunde.

Für jede Classe von Lesern.

Von

E. N. W. von Zimmermann.

---

Fünfzehntes Bändchen.

---

Mit 3 Kupfern.

---

Leipzig, 1814.



---

## V o r r e d e.

---

Durch die Beendigung dieses zweyten Bandes über Hindostan glaube ich das Wichtigste dargestellt zu haben, wodurch sich dieser merkwürdigste Theil Asiens vor andern auszeichnet. Weder Kosten noch Mühe habe ich gespart, aus mehr als vierzig der gültigsten, so wohl älteren als neuesten Reisenachrichten dasjenige auszuheben, welches den Leser in Stand setzt, das Land, dessen Producte und Bewohner hinreichend kennen zu lernen. Stets blieb es nur zu bedauern, daß die bisherige Handelsperre es verboth, die Werke von Buchanan, so wie die Fortsetzung der Asiatic Researches und andere seit den letzten Jahren in England bekannt gemachte Schriften über Hindostan zu benutzen. Indessen glaube ich dennoch, daß schwerlich ein Buch bey uns,

Taschenb. 15. Band.

a

ja selbst in England vorhanden sey, in welchem die Natur dieses Landes, seiner Einrichtung und Erzeugnisse, so wie der Charakter der dortigen Bewohner, in so wenig Blätter zusammen gedrängt vor Augen tritt, als in den beyden letzten Bänden dieses Taschenbuches.

Zu den im vorher gehenden Bande aufgezählten Erzeugnissen beliebe man noch den Badamier, oder, wie ihn le Gout de Flaix nennt, den Amandier-Parasol hinzu zu setzen. Diesen Nahmen erhielt er wegen der sich durchgängig horizontal ausbreitenden Zweige, welche dabey stockwerksweise übereinander stehend, stets nach oberwärts an Umfang abnehmen. Commerson rechnet ihn unter die Lorberbäume. Seine längliche Frucht enthält eine sehr schmackhafte Mandel.

Ein in so vielfachen Hinsichten außerordentliches Land, bewohnt von einem Volke, dessen Sprache, Einrichtung und Religion so tief in die Geschichte der übrigen Nationen eingreift, verdient wohl, nach der großen Summe hier dargelegter That-

sachen, einen allgemeinen Rückblick auf das Ganze. Diese Arbeit, welche nicht ohne Schwierigkeiten ist, gedachte ich dem Leser zugleich mit vorzulegen; allein sie hätte diesen Band unförmlich gemacht, vorzüglich da es hierzu einer Uebersicht wenigstens von den Haupt-Epochen der Geschichte Hindostans und seiner gegenwärtigen politischen Einrichtungen bedurfte.

Dieser zweyte Band biethet zugleich verschiedene Zusätze zu dem vorher gehenden dar. So z. B. S. 157 die Aufzählung mehrerer Producte Bengalens.

Beides bleibe daher auf den nächsten Band dieses Taschenbuches verspart.

Als Zeugniß für die Erhabenheit der Dichtkunst der Hindus hätte ebenfalls noch aus dem Paullinus ein vorzüglicher Kriegsgesang (Paul. S. 366 u. f.) verdient aufgeführt zu werden, wenn es der Raum nicht verbothen hätte. Ich verweise daher jetzt darauf. Auch muß ich es hier nachholen, daß die Stellen aus dem Sacontala nach der Uebersetzung unseres trefflichen G. Forsters sind, der der cultivirten Mensch-

heit viel zu früh entriffen ward; er benannte das Hindostanische Drama mit Zug den entscheidenden Ring.

Uebrigens muß ich noch hinzu fügen, daß die Sitten der fremden, in Hindostan angesiedelten, also in so fern dem Lande nicht angehörenden Nationen, z. B. die der Mongolen und Europäer, nicht weitläufig angezeigt sind, dennoch die folgende kurze Geschichte der wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in Hindostan noch mehreres dahin Einschlagendes enthalten werde, so wie nicht minder die Hauptfachen über die heutige politische Lage des großen Landes.

Sehr wider meinen Willen sehe ich mich dieses Mal genöthiget, diese Vorrede noch für einen Theil der Leser zu verlängern.

Die Aufmerksamkeit und Billigkeit, mit welcher dieses Taschenbuch, welches man jedes Mal zu einer fest gesetzten Zeit von mir erwartet, bisher aufgenommen worden ist, machten es zur Pflicht, solche Recensionen, welche mehreres daran auszu-

setzen fanden, wenn ihr Tadel gegründet war, zu benutzen, oder den ungegründeten mit bescheidenem Stillschweigen zu übergehen. Dieses war seit langer Zeit mein Benehmen auch in Rücksicht meiner übrigen Arbeiten; denn nichts scheint mir der Würde eines Schriftstellers, welchem Verbreitung der Wahrheit und nützlicher Kenntnisse am Herzen liegt, so sehr zuwider, als literarisches Hezen und Bälgen.

Auch jetzt würde ich daher zu einer Recension des vorher gehenden Bandes dieses Taschenbuches schweigen, welche sich im November-Stücke der Weimarischen geographischen Ephemeriden 1812 S. 329 bis 334 findet, hätte der Verfasser mir nicht geradezu alle Besinnungskraft abgesprochen, und zugleich dem Publicum angedeutet, das Taschenbuch sänke zu dem Heere leichter Pamphlets herab, welches jetzt unser Lese-Publicum überschwemmt.

Das Schicklichste scheint mir hierbey, die hauptsächlichsten Fehler, welche der Hr. Recensent mir vorwirft, hier genau

den Worten des Taschenbuches gegen über zu stellen, und den Leser selbst urtheilen zu lassen.

Einer der härtesten Vorwürfe ist unstreitig der, woraus nicht mehr und nicht minder hervor geht, als daß ich ein völlig sinnloser Schriftsteller sey, es ist folgender: In vielen Stellen (heißt es S. 333) nennt Hr. v. S. Hindostan ein großes Dreyeck, das aber eigentlich ein großes Viereck sey. Rec. gesteht, daß er sich bey dieser mathematischen Merkwürdigkeit nichts denken könne. —

In diesem Beyworte, mathematische Merkwürdigkeit, kann wohl kein anderer Sinn liegen, als ich wisse ein Dreyeck nicht mehr von einem Vierecke zu unterscheiden!

Hier sind dagegen meine eigenen Worte.

S. 20 des Taschenb. Zeile 7 von oben heißt es — etwas über (sollte heißen unter) dem 8. Breitengrade des großen Dreyeckes, des vormahligen Deskans u. s. w.

Ferner eben das. 3. 12. von oben —  
 „Fast man, dieser (dort angezeigten) Gränzbestimmung zu Folge, ganz Hindostan in das Auge, dann zeigt sich hier nicht etwa ein Dreyeck, sondern ein rautenförmiges, jedoch nicht gleichseitiges, großes Viereck.“

Jede, selbst die schlechteste Karte bieseth Hindostan, dem ersten Anblicke nach, als ein großes Dreyeck dar, wovon die Verlängerungen der Küste von Coromandel und von Malabar die beyden längsten Seiten bilden, während daß der Nerbudda, der vom Cambayischen Meerbusen das Land fast quer durchschneidet, und dem nur als Basis eine kleine Strecke Landes bis zum Bengalischen Meere hinzu zu setzen ist.

So definirte man ja selbst nach Rennels eigenen Worten vormahls Hindostan.

The Nerbudda River, (sagt er Mem. p. XX.) is indeed the reputed southern boundary of Hindostan as far as it goes, and the southern frontiers of Bengal and Bahar compose the remainder of it. The countries on the south of this line, according to the Indian Geo-

graphers, go under the general name of Decan etc.

Er sagt dann ferner ebenfalls, daß man ganz Hindostan, oder das Reich des Mogols hierunter, wegen der weiter nördlich gelegenen Theile, nicht begreifen dürfe. Hatte ich also nicht Ursache, ausdrücklich zu sagen, man solle nicht dieser Abtheilung folgen, und ganz Hindostan für ein Dreyeck, sondern für ein Vierck annehmen? wo ist hier die mathematische Merkwürdigkeit, d. h. der Unsinn des Verfassers?

Auf eben der Seite der Recension heißt es ferner: „S. 15. des Taschenbuches wird erzählt, daß unser Hahn und Henne im Stande der Natur leben.“ Rec. fragt hierauf: „thun sie das bey uns nicht auch?“ Dieses ist denn freylich eine merkwürdige Entdeckung, welche die Naturforscher dem Hrn. Rec. zu verdanken haben; er muß nämlich wissen, daß Europa, so wie Hindostan, unser Huhn im wilden Zustande ernährt, bis jetzt suchte man vergeblich dergleichen, und dieses läßt uns hoffen, daß der Hr. Rec. auch noch wohl

den Puter, den Esel, das Pferd und selbst unsere Cerealien in Europa im wilden (natürlichen) Zustande entdecken werde. So n e r a t s Bemühungen, zu beweisen, daß unser Huhn im wilden Zustande sich in Hindostan vorfinde, welche ich S. 254 u. f. mit Recht umständlich angezeigt habe, scheint er, wahrscheinlich weil er an der bloßen Einleitung meiner, ihm zu Folge seichten und planlosen, Arbeit, wie er sie nachmahls mehrmahl betitelt, schon genug hätte, zu lesen nicht der Mühe werth gefunden zu haben; hätte er dieses gethan, dann zog doch diese Unterlassung eben so sehr den Schein vorsätzlicher Verleumdung nach sich, wie die obige m a t h e m a t i s c h e Merkwürdigkeit.

Im Taschenbuche heißt es S. 47 Zeile 3 von oben: „diese anstäten Bergvölker sind in so fern nicht gänzlich ohne Cultur, daß sie doch Pfeffer bauen, und ihn auf die Märkte bringen.

Der Rec. sagt dagegen: solche Völker lassen sich überall finden. Man könnte mit eben dem Rec

te sagen, die Hottentotten sind nicht ohne Cultur, weil sie das Wild zu erlegen verstehen. — Also ist ein ackerbauendes Volk, das sogar mit seinen Früchten Handel treibt, dem Jägervolke gleich; also kein Unterschied unter dem Neu-Holländer, der das Kanguro jagt, und dem Feldbauer! die niedrigste Stufe des Menschenvereins und die höhere sind dem Rec. gleich.

S. 5. des I. B. heißt es, nachdem ich von den vorzüglichen Kenntnissen der Brahminen überhaupt geredet: „Wiederum zeigt sich die Tiefe und Fülle des Geistes in den alten Schriften, die nur diesen Brahminen verständlich sind, in Rücksicht der Lehre von Gott und der Geschichte der Schöpfung. Hierauf sagt der Hr. Rec. „Wie kann man denn diese Tiefe und Fülle kennen, wenn man nicht etwa selbst ein heimlicher Brahmine ist? Also konnten diese Brahminen (die gelehrten, die Pandits) in der alten Sprache, im Sanscrit, die allerdings den übrigen Hindus unverständlich ist, gar niemanden Unter-

richt geben? Haben sie dieses nicht mehreren Europäern gethan, und thun sie dieses nicht noch? Wo hätten sonst Anquetil, Jones und viele andere Engländer ihre Kunde dieser Sprache her? waren diese deshalb heimliche Brahminen?? Auf wessen Seite ist nun das Lächerliche?

Um zu zeigen, wie schlecht meine Schreibart sey, und zugleich was für unrichtige Thatsachen ich beybringe, führt der Rec. folgende Stelle der Einleitung des I. B. S. 9. an: „Seit undenkliche Zeiten both ein reicher Boden, hier weder von starken Erdbeben, noch großen Meeresseinbrüchen gestört, seinen, durch das trefflichste Klima zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Reichthum der Pflanzen- und Thierwelt dem Menschen dar. Und wenn letzterer, mit dem Ganzen im Einklange, in eben so ruhiger Thätigkeit ununterbrochen die ihm vor Augen gelegten Schätze zu benutzen verstand, dann begreift man noch bestimmter, wie bereits im grauesten Alterthume hier der Sitz der Cultur und der Humanität zu Hause gehören mußte.“

Man muß fragen, sagt der Rec., woher der Verfasser weiß, was seit undenklichen Zeiten geschah? In den Zeiten, von denen wir Kunde haben, sind allerdings Erdbeben in Hindostan bemerkt worden, und Hr. von B. schreibt selbst die Trennung der Insel Zeilan vom festen Lande den Einbrüchen des Meeres zu. Auch ist es nicht wahr, daß Indien keine deutlichen Spuren von Vulkanen aufzuweisen hat. In Caschemire ist der Bermoden ein noch räuchender Vulkan, und in den östlichen Gegenden gibt es mehrere ausgebrannte Vulkane. Was hat aber der Mangel an Vulkanen mit der ruhigen Thätigkeit oder gar mit der Cultur gemein? Und wie kann man begreifen, daß hier der älteste Sitz der Cultur seyn müsse, wenn die Leute sich darauf verstanden, den Boden zu benutzen?

Hierauf erwiedere ich Folgendes. Ausdrücklich habe ich nur behauptet, seit vielen Jahrhunderten sey Hindostan durch keine starken Erdbeben erschüttert worden. Dieses behauptet ebenfalls le Gout de

Flaix: L'on n'y appercevoit ni aucuns indices qui decelent des bouleversements, indices qu'offrent partout les contrées situées dans le voisinage des Volcans etc. Und diese Behauptung bestärkt er noch durch Folgendes: die fruchtbare Gartenerde sey hier 10 bis 12 Fuß dick.

Auch Pennant (View of Hindostan) stimmt überein. I have been told that earthquakes have been rarely felt in Hindostan, which shewes that the volcanic fury has been long exhausted; dennoch lernt man eben aus ihm, daß, dem Berichte des Gen. Godard zu Folge, in der Gegend von Calpi, unweit des Juma, schlackenähnliche Materien, dort Concan genannt, häufig vorkommen. Dieses ist bekanntlich auch der Fall bey uns am Rhein, wo, die Basalte abgerechnet, mehrere Arten von Lava und Glasflüsse in derselben, wie sie noch jetzt die lebenden Vulkane erzeugen, vorkommen, obgleich die Wirksamkeit dieser vormahligen Vulkane, so wie in Hindostan, durchaus in die n-

bestimmte Vorzeit des grauesten Alterthums gehört, wohin denn ebenfalls die Losreißung Ceilans zu setzen ist. Daß, wie fast in jedem Lande, selbst noch jetzt in unserm Deutschland und den angränzenden Reichen, zu Zeiten unbedeutende Erderschütterungen, in Hindostan gefühlt werden, welches auch L. Valentia bezeugt, dieses hindert offenbar nicht, daß der Einwohner ruhig und ohne Zerstörung durch verwüstende Erdbeben, seiner Städte, Dörfer und sonstiger Einrichtungen, mehrere tausend Jahre den Boden bauen, und in allen fortgehen kann, was zur weitem Cultur gehört; und dieses hängt also mit der ruhigen Thätigkeit zusammen, was freylich der Hr. Rec. nicht begreifen zu wollen scheint. Daß es an den nordöstlichen Gränzen des Reiches, sagt der Rec., nach Hrn. Sickers Zeugniß, Beweise von Vulkanen gebe, welches ich nicht abläugne, obgleich in jenem Citata gar keine Authenticität, noch auch eine Zeit bestimmt ist, daß aber der Bermoden noch jetzt in Caschemire rauche, mag der Hr. Rec. aus mir unbes-

kannten Quellen oder durch Correspondenz wissen; und wenn es wahr ist, so danke ich für diese Belehrung, obgleich Caschemire nur an das große Gränzgebirge Tibets reicht, und gerade am wenigsten mit Hindostan überein kommt, da selbst die Englischen Nachrichten ausdrücklich sagen, dieses Land leide häufig durch die Erdbeben, und ist also, dem Pennant und le Gout zu Folge, darin von dem übrigen eigentlichen Hindostan gänzlich verschieden.

Daß dem Rec. zu Folge (S. 332 der Rec.) aber eine Landschaft nicht durch einen See verschönert wird, dieses hängt nun freylich von seinem besondern Geschmacke ab, da sonst für jeden Landschaftsmahler und jeden Besitzer eines Landgutes ein Gewässer als belebende Abwechslung der Natur = Scenen (a fine piece of Water) von hohem Werthe ist; und so fanden es auch die Beherrscher Hindostans bey Caschemire, und nannten es, unstreitig, wegen dieses Reichthumes der Scenen, den Garten der Gärten.

Uebrigens kann die heutige Gestalt dieses herrlichen Thales und dessen Umgebungen allerdings Anlaß geben, es so, wie die Atruni und den Lago d'Agnano, für einen sehr großen antiken Krater anzusehen.

Doch schon zu viel Zeitverlust, da es einem Rec., der oft nicht einmahl auf das Innere eines Buches Rücksicht nimmt, sondern größten Theils bey der Einleitung stehen bleibt, sehr viel bequemer ist, dem Verfasser Beschuldigungen aufzubürden, als diese genau zu widerlegen; nur noch etwas über den Vorwurf völligen Nachlässigkeit und Planlosigkeit.

In mehreren Vorreden zu diesem T. B., und noch zuletzt in der zweyten Abtheilung für das Jahr 1809, habe ich bestimmt den eigentlichen Zweck dieser Arbeit angezeigt. Hiernach war von nichts weniger die Rede als von einer wirklichen Geographie. Wenn gleich die Verbreitung geographischer Kenntnisse von jedem Theile der Erde, seinen Erzeugnissen und Bewohnern nach den gültigsten und neuesten Reisenden zur Hauptgrundlage dieser Arbeit dienen,

so waren dennoch hierbey das weitere Entwickeln der Civilisation selbst unter rohern Nationen, das stets bessere Benutzen des Bodens und seiner Erzeugnisse, das hohe Verdienst des Handels und der ruhigen Gewerbsamkeit um die gesammte Menschheit, und daher der große Werth echter, nur allein auf Volksglück und Moralität abzweckender Monarchie keine Gegenstände von geringerer Wichtigkeit bey dieser Arbeit. Sie führten ebenfalls die bequemste Gelegenheit herbey, die weisen Einrichtungen der Schöpfung, wie auch vieles die Geschichte unserer Erde Erläuterndes vorzulegen. Begreiflich mußte daher bey dem Wunsche, vielartige Leser zu befriedigen, für bedeutende Abwechslung der Materien gesorgt werden, und in so fern das Ganze oftmahls fragmentarisch erscheinen.

Sonach fiel dann der so oft vom Hrn. Rec. wiederhohlte Vorwurf der Planlosigkeit von selbst hinweg. Die ersten Bände dieses T. B. haben sogar noch eine größere Abwechslung der Gegenstände, ich habe es nachmahls versucht, die Ordnung

der Materien weniger zu unterbrechen, doch würde eine strengere Befolgung dieses Ganges sicher weniger Leser finden, und da die Summe der vorzutragenden Gegenstände hierdurch nicht verliert; so werde ich weiter hierin nicht viel abändern.

Zugleich hatte ich von je her darauf aufmerksam gemacht, wie genau ich an die Zeit der Beendigung eines jeden Bandes gebunden sey, und auch schon deßhalb nicht bloß Nachsicht erwarten, sondern fordern dürfe.

Sollte übrigens der Hr. Rec. Pamphlets liefern, die eben so allgemeine und reichhaltige Uebersichten großer Länder und ihrer Bewohner enthalten, als jeder gerechte Beurtheiler diesem, wenn gleich sicher in verschiedenen Hinsichten mangelhaften L. B. der Reisen zugestanden hat, so werde ich der eifrigste seiner Leser seyn.

Dieses schiene mir zu meiner Vertheidigung hinreichend, da ich die Leser nicht weiter mit solchen unbedeutenden Dingen ermüden wollen.

Braunschweig, den 7. April 1813.

---

# I n h a l t.

---

	Seite
Einleitung. . . . .	1
Der Bewohner von Hindostan . . . . .	12
Der Hindu s. Das Aeußere. . . . .	13
Der Charakter. . . . .	17
Seine Ernährungsarten und Wohnungen. . . . .	23
Dörfer, Städte. . . . .	26
Arah. . . . .	28
Delhi. . . . .	34
Lucknow. . . . .	38
Sonderbares Fuhrwerk mit Elephanten. . . . .	41
Die Imam-Barra, ein religiöses Gebäude, nebst dortigem Feste. . . . .	42
Lahor und dessen bewundernswürdiger Palaß. . . . .	45
Guzurate oder Amedabat. . . . .	49
Kleidung der Hindus und Schmuck. . . . .	54
Zubereitung der Speisen. . . . .	64
Der Landbau und die verschiedenen Getreide. . . . .	65
Die Baumwollenreinigung und der Mohnbau. . . . .	66
Die Dehlpresse. . . . .	70
Einrichtung eines Dorfes bey Benares. . . . .	73
Gewerbe und Handel. . . . .	82
Die verschiedenen Casten. . . . .	—
Die Brahminen und ihre Abtheilungen. . . . .	85
Die Eschetteries (Radjas) und ihre Abtheilungen. . . . .	100
Waischir (Wassier). . . . .	101
Die Soudras oder Schouders. . . . .	103
Abtheilung unter dieser Handwerks-Caste . . . . .	104
Einfachheit ihrer Werkzeuge. . . . .	106

	Seite
Die <i>Parias</i> und <i>Pulias</i> .	111
Schädlichkeit der <i>Casten</i> unserer Zeiten.	118
Die wichtigsten Baumwollenzuße.	123
Die <i>Guineas</i> , <i>Percalé</i> , <i>Salampouris</i> &c.	124
Ihre Bearbeitung zum Färben durch <i>Stealit</i> und <i>Morobalanen</i> für die <i>Chaye-Wurzel</i> .	127
Einige der vielen übrigen Zeuge.	130
Die seidenen Zeuge, ohne und mit <i>Gold</i> oder <i>Silber</i> .	131
<i>Surate</i> , als wichtige Handelsstadt.	132
Ihre vielartige Bevölkerung.	134
Dortiges <i>Thier-Hospital</i> .	135
Schiffbau und Total-Werth ihres Handels.	137
<i>Bombay</i> .	139
Bedeutende Handelsplätze von <i>Malabar</i> .	143
Einige der entgegen stehenden Küste <i>Coro-</i> <i>mandel</i> , z. B. <i>Madras</i> .	145
Handel verschiedener <i>Europäischer Nationen</i> .	151
Handel <i>Bengalens</i> .	155
Reichthum des <i>Ganges</i> an <i>Fischen</i> .	157
Die wichtigsten Handels-Producte <i>Bengalens</i> .	158
Sehr altes Handelsgesetz der <i>Hindus</i> .	160
Roms großer Geldverlust durch <i>Ost-Indien</i> .	162
Anzahl der im Jahre 1791 dort activen <i>Ost-</i> <i>Indischen Schiffe</i> .	—
Sonderbare Art, den Handel dort zu betreiben.	163
Die dort gewöhnlichsten Geldsorten.	164
Dortige <i>Masse</i> .	167
Sprache, Wissenschaften und Künste.	169
Der <i>Sanscrit</i> , Quelle vieler <i>Europäischen</i> <i>Sprachen</i> .	172
Seine Ähnlichkeit mit dem <i>Lateinischen</i> , <i>Griech-</i> <i>ischen</i> und <i>Deutschen</i> .	177

Seine Vorzüglichkeit.	181
Die heutigen Sprachen Hindostans.	183
Die ältesten Schriften Hindostans, die Vedas und ihre Eintheilung.	185
Die Fabeln des Wischnusermann, die Quelle des Aesop.	188
Einige der schönsten Stellen aus dem Sacontala oder dem entscheidenden Ringe.	199
Strophen aus dem Heldengedichte Maharabat.	199
Strophen aus dem Gesefsbuche des Menu, merkwürdig wegen der Schöpfungsgeschichte.	203
Dortige Musik und Tonleiter.	206
Instrumente.	207
Tanzkunst, die Devedaschis.	209
Die übrigen schönen Künste.	216
Die Rechenkunst hier erfunden, und dortige Schulen.	217
Astronomie der Hindus, die poetische.	218
Astronomie, die wahre.	219
Ihre Fertigkeit, die Finsternisse zu berechnen.	221
Man kannte dort das große Jahr und das Sonnenjahr genauer als Hipparch und Ptolemaeus.	222
Das Observatorium zu Benares.	225
Sonstige astronomische Monumente	229
Die Arzeneykunde.	231
Recept zur Empfehlung des Arseniks.	232
Geschichte und Chronologie.	236
Staatseinrichtungen.	241
Orfey.	245
Ordalien und Strafen.	247
Moral.	253

	Seite
Religion und Cultus.	255
Erhabene Idee von Gott.	258
Jones herrliche Hymne nach den Ideen der Hindus.	259
Dortige Lehre der Emanation.	263
Erzeugung der Natur, der Dreieinigheit (Trimurti) und der übrigen Geister.	—
Die Lehre von dem Falle der Engel.	264
Die Seelenwanderung.	265
Hollwell findet die christliche Religion in der der Hindus.	268
Zusammenhang der Dogmen der Hindus.	269
Brahma; Vishnu und seine Verwandlungen.	272
Schiva und die daher entstandene Secten- theilung.	277
Vorzüglichste Untergottheiten, Budha.	281
Kamadewa (Cupido), Ganewadi, Derma, 2c.	284
Die Genien, ihrer sind über 300 Millionen.	286
Penaten und sonstige Gegenstände der Ver- ehrung.	287
Die Tempel oder Pagoden, ihre Eintheilung, Bauart und Pracht.	289
Die bewundernswürdige Pagode von Jagre- nat, ihr hohes Alter.	296
Die in Felsen gehauenen Pagoden.	300
Illura und Kalpuri (Felsenstadt).	303
Gottesdienst, Opfer und Feste.	305
Das widrige Fest Quedil.	311
Das Fliegenfest.	312
Schrecklicher Bigotismus bey dem Feste Cirounal.	313
Das Neujahrfest.	316
Fest der glühenden Kohlen, das Waffenfest u. a.	317
Reinigungen und wahnsinnige Büssungen.	323

	Seite
Der Zauberblick und seine Wirkung.	[326
Die Bazighurs! und Nuts, Aehnlichkeit mit den Zigeunern.	328
Heirathen der Hindus.	332
Die Zenana (Serail).	339
Anhänglichkeit des Weibes an den Mann.	342
Aufopferung der Witwe durch Feuer, durch Erstickung.	347
Polyandrie bey den Malayen.	349
Leichen-Ceremonien der Hindus.	350
Einige sonderbare Gebräuche.	356
Slaverey.	—
Das Dherna.	357
Tödten der Töchter.	360
Das schreckliche Toar.	361
Kriegswesen.	362
Feuerpfeile, Fugeitos und Leuchtkugeln.	—
Gewöhnliche Waffen, Vertheidigung überhaupt.	363
Spione (Hirkar).	365
Bergnügungen. Die Jagd.	—
Das Schachspiel und dessen Erfindung.	367
Merkwürdige Veranlassung dazu.	368
Der Name Erchequer (Englische Schatzkam- mer) wird davon abgeleitet.	370
Das Spiel der 4 Könige.	371
Verschiedene Arten des Palankins und der Gauda.	372
Das Eschoultri und die Reisenden.	373
Die Gesammtbewohner Hindo- stans.	375
a) Besondere Völkerstämme der Hindus; die Maratten.	376
Ihr Gebieth, Macht, Regierung u. s. w.	377

	Seite
Die Kasbutten. . . . .	383
Die Seiks. . . . .	384
Die Ceilaner, Singalesen. . . . .	387
Die Dschaten. . . . .	391
Uncivilisirtere Völker Hindostans. . . . .	—
Versuche, die Population Hindostans zu schätzen. . . . .	392
Die Gesamtzahl der Einwohner Hindostans steigt auf 112 Millionen. . . . .	393
Die des Britischen Indiens auf 50 Millionen. . . . .	—
Vergleich der dortigen Volksdichtigkeit mit der unsrigen. . . . .	394
b) Die fremden dort angesiedelten Nationen. . . . .	397
Die Mogolen oder Mongolen. . . . .	—
Gestalt, Charakter, Sitten. . . . .	398
Armeen von Fakiren (zelotische Mönche). . . . .	401
Dortige Regierung der Mongolen. . . . .	402
Der Groß-Mogul, seine Macht, Einkommen und Pracht. . . . .	406
Ungeheure Schätze. . . . .	409
Palläste. . . . .	413
Ihre Jagden und anderer Zeitvertreib. . . . .	416
Die Afghanen und Kohillak. . . . .	418
Die Perser. . . . .	420
Die dortigen weißen und schwarzen Juden und ihr hohes Alter in Hindostan. . . . .	421
Afrikaner . . . . .	422
Europäer, die Thomas-Christen. . . . .	423
Tabellarische Uebersicht der Areal-Größe von Hindostans Provinzen. . . . .	427

---

## E i n l e i t u n g.

---

In einem Lande, wie wir nun Hindostan kennen lernten \*), woselbst Himmel und Erde mit einander um Vorzüglichkeit wetteifern, wo die Natur das Reich der Pflanzen und die Thiere, ja sogar das unorganische, todte Mineral in höchster Fülle und Schönheit darbiethet, in einem solchen Lande vernachlässigte sie sicher nicht die Krone der Schöpfung, den Menschen. So wohl an reicher Bevölkerung als an Vorzügen der Race mußte er hier andere Nationen überwiegen.

Besteht die wahre Bestimmung, die echte Würde des Menschen nur in der Entwicklung seiner körperlichen und geistigen Kräfte zur Ausbildung einer Societät, in welcher, bey ungestränktem Genuße der Gaben der Erde und bey

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil des Taschenbuches der Reisen.

sicherem Benutzen des Wohlerworbenen, stets das Wohl der Gesellschaft in jeder Richtung vorwärts schreiten soll, dann darf man in Hindostan, in diesem Central-Bereine aller Schätze der Natur, einen Bewohner erwarten, der, heiter wie sein Himmel, durch ruhige Vernunft über seine Nachbarn in dem allen hinaus ragt, was die häusliche und allgemeine Glückseligkeit ruhig befördert.

Und als einen solchen wird sich uns auch der Hindu zeigen.

Allein mußte nicht eben diese aus der Natur des Menschen hervor gehende Friedlichkeit, zu jenen Vorzügen des Landes hinzugedacht, den von Natur minder begünstigten, rauhern Völkern, denen Gebirgsbewohnern, welchen Hindostan im Gesichtskreise lag, und es gleichsam umkränzte, zum stäten Reize, zur Lockspeise für ihre Genußgierde dienen?

Wie in unserem Welttheile, zu Anfange der Republik Roms, der rohe Gallier und nachmahls der ihm ähnliche Gothe stets mit Raublust auf das üppige Italien hinblickten, und es für gemächlicher achteten, sich durch Bürger oder Verjagen der Eigenthümer des schönen Landes zu bemeistern, als ihr eigenes schlechte-

tes durch dauernde Anstrengung und Cultur in ein besseres, ergiebigeres umzuschaffen; auf ähnliche Weise stürzten der wilde Tartar und der intolerante Mongole von seinem Erdbuckel auf Hindostan herab, und selbst der Perser, wenn gleich der Bewohner eines bessern Landes als jene, fühlte sich aufgeregt, unsere friedlichen Indier zu berauben und zu unterjochen.

Hindostan mußte mithin seit langer Zeit ein Schauplatz aller Gräuelp des Krieges werden. Und da der Original-Bewohner, gefesselt an sein Vaterland, so wohl durch dessen Trefflichkeit, als durch die Sitte und Religion seiner Väter, das Erbulden der härtesten Tyranney jener Wütheriche dem Auswandern vorzog, so rebete sich dort eine Blutszene fast ununterbrochen an die andere.

Zwar hatten die Hindus seit grauer Zeit bey ihrem Volksvereine einem eigenen Stamme, oder eigener Caste, den Ketris (Tschetteries), als einem gebornen, erblichen Militär, die äußere Sicherheit des Staates anvertrauet \*). Diese Caste nimmt als solche die ganze Last der Vertheidigung auf sich, und opfert ihr Blut

---

\*) M. s. hiervon weiter unten.

für den Staat, während alle übrige Bürger-  
 Classen ruhig ihren Geschäften und Gewerben  
 nachgehen, sie erhält deshalb die gerechte Ehre  
 des zweiten Ranges unter den Volks-  
 Classen; die Fürsten und Könige werden nur aus ihnen  
 gewählt. Allein auch selbst diese, wenn gleich  
 kriegerische, Caste ist aus dem Blute der Hin-  
 dus. Klima, Sitte, Religion und Beispiel der  
 Nebenbürger der übrigen Casten milderten auch  
 in ihr das traurige Geschäft des Würgens, und  
 die zum Wüthen gegen Mitmenschen nothwen-  
 dige Hemmung der menschlichen Gefühle. Zum  
 höchsten bewirkte sie pausenweise das gänzliche  
 Vernichten und Verjagen ihres gesammten  
 Volkes.

Aber gesetzt, jene Barbaren hätten es end-  
 lich vermocht, den edeln Menschenstamm der Hin-  
 dus gänzlich auszurotten, oder doch zu vertrei-  
 ben, würden wohl dadurch die Kriege auf dieser  
 herrlichen Erde ihre gänzliche Endschaft erreicht  
 haben? Keinesweges; denn jene Großräuber  
 fielen sich sodann unter einander selbst an, und  
 zerfleischten sich wie Raubthiere um den wohl-  
 genährten Leichnam.

Und was Wunder? Da Hindostan bereits  
 in den frühesten Zeiten nicht bloß durch seine

Landesschönheit glänzte, sondern durch so erstaunliche Massen der edelsten Metalle, daß es noch jetzt unbegreiflich bleibt, wo diese ihren Ursprung genommen haben, da in unsern, mit Indien weit besser bekannten Zeiten sich dort weder Gold- noch Silberminen zeigen. Dennoch scheinen sie damals vorhanden gewesen zu seyn; denn im Jahre 769 schleppte einer der Kalifen bey seinem Raubzuge gegen Cabul große Götzenbilder von massivem Golde mit sich fort; Sultan Mahmud raubte dort um das Jahr 1000, da er auf ähnlich schändliche Weise die harmlosen Hindus überfiel, aus einem einzigen ihrer Tempel 700,000 goldene Münzen, außer 28,000 Pfund Gold und Silber in Gefäßen, nebst 1600 Pfund Gold und 28,000 Pfund Silber in Barren, ohne der zuvor \*) angeführten ungeheuren Summe Juwelen zu gedenken. Und dieß alles war doch nur ein geringer Theil von den Schätzen, welcher die ihnen nachfolgenden mächtigen Ungeheuer, z. B. Timur, Baber, und späterhin Nadir Schah, unter un-

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil des Taschenbuches der Reisen.

erhöhten Gräueln und Missethaten von dem Reiche erpreßten.

Weit weniger müssen uns aber diese in der Natur jener wilden Krieger und der der friedlichen Hindus gegründeten Ereignisse in Verwunderung setzen, als folgendes hierbey bemerkbare Phänomen.

Hindostan ward \*) gleichsam wie ein Spielball von einer Hand dieser gefühllosen Menschen in die andere geworfen. Einige derselben weilten selbst lange in dem schönen Lande, und viele aus ihrer Bande siedelten sich dort an.

Alles Unterjochens, Eindringens und Ansiedelns jener mächtigen fremden Horden ungeachtet ging dennoch daraus keine allgemeine Vermischung der Original-Bewohner mit jenen, nie eine neue Menschen-Varietät, eine Mestizen-Art, hervor. Der reine Stamm der Hindus, die obern Casten, so schwer sie unter diesen Tyrannen seufzeten, sahen selbst in ihren Leiden mit zu tiefer Verachtung auf diese Räuberbrut herab, um je durch Vermischung mit ihr das edle Blut zu entehren.

---

\*) W. s. weiterhin über die dortigen Revolutionen.

Als die unglücklichen Bewohner der neuen Welt das Opfer der Cortez, der Pizarren, Almagros und anderer Wütheriche wurden, die sich Christen nannten, so überließ sich, theils gezwungen, theils aber durchaus freywillig, das andere Geschlecht in Amerika bald den Mordern der Ihrigen, und es entstanden in kurzen mehrere Abstufungen neuer Varietäten oder Mittelschichten, Mestizen, gelbe Castizen, rothe Castizen, Kabuglen und andere.

Welch ein verehrungswerther Contrast dagegen in Hindostan!

Gleich jenen Frauen der alten Deutschen, die sich, nach der Niederlage des Deutschen Heeres durch die Römer, selbst das Leben nahmen, um sich nur nicht den fremden Siegern preis gegeben zu sehen; auf gleiche Weise zeigten sich die tugendhaften Weiber der Hindus.

Höchst verehrungswerth bleibt diese Auszeichnung Hindostans. Die Nation steht in solcher Rücksicht eben so isolirt unter allen übrigen Asiaten da, als das Land selbst; denn dieses hat ja die Natur ebenfalls von den benachbarten Ländern gleichsam mit Sorgfalt getrennt; es ist in allen südlichen Richtungen durch den Ocean

umschlossen, in allen nördlichen aber durch hohes Kettengebirge oder große Sandwüsten.

So also auch der Hindus selbst. Weder der Mogol oder Mohr, oder der Europäer, obgleich seit Jahrhunderten in seiner Nähe, ja mitten unter ihm, darf sich rühmen, durch genauere Verbindung in wirkliche Berührung mit ihm gekommen zu seyn; denn daß die niedrigste, von ihm selbst tief verabscheuete Caste der Pariaß, und endlich in unsern Zeiten das Gold der Briten selbst bey der dritten Volks-Classe mehrere Ausnahmen zuwege bringt, dieß schriebe man durchaus mit Unrecht der ganzen Nation zu.

Und wahrlich waren die Sitten jener Weltfürmer nicht geeignet, den Hindus an sich zu ziehen und eine nähere Verwandtschaft mit ihnen zu wünschen.

Dieser ruhige, vernunftvolle Indier mußte den Hang zur Wöllerey, zur wilden Ausschweifung, und noch mehr den Hang zum ungerechten Kriege, Unterjochen und Blutvergießen gerade für das nehmen, was er wirklich ist, für die Geburt eines kranken Gehirnes, für den fürchtbarsten Giftschwamm, den scheußlichsten Auswuchs an dem ehrwürdigen Stammbaume der Menschheit. Der Vertheidigungskrieg hatte für ihn aber

mir den Werth der nothwendig harten Wund-  
arzeney.

Bey der großen Mäßigkeit und geringen  
Genußgier des Hindus setzt er den ganzen Werth  
seines Daseyns in häusliche Zufriedenheit. Der  
Mensch ist, seinen Gefühlen zu Folge, nur zur  
Societät und deren Aufrechterhaltung geboren,  
nie zum Unglücke seiner Mitmenschen \*).

Hiernach begreift man es, wie er nicht an-  
ders als mit Abscheu und Schauern auf die  
Mongolen oder Mohren und Tartarn hinsehen  
kann; wie die bessern Casten der Hindus weder  
dem Koran noch der Bibel huldigten, wie sie  
nie unter den Fremden Profelyten zu machen  
suchten; ja ihnen nie in ihre Casten und Reli-  
gion einzutreten erlaubten, und endlich, wie dort  
niemahls eine so zahlreiche Abwechselung von  
Mulatten, Mestizen, Quarteronen und ähnli-  
cher Blendlinge hervor ging, als in den übr-  
igen Außenländern Europens und seinen Colo-  
nien. Denn wahrlich erschienen dort die Euro-  
päer den Hindus in nicht viel besserem Lichte als  
jene Asiaten. Freylich traten unsere ersten See-

---

\*) N. s. weiter unten über die Sittenlehre der  
Hindus.

fahrer in der friedlichen Gestalt des Kaufmannes bey ihnen auf. Aber wie bald sank bey ihnen diese triegerische Maske! Unersättliche Habsucht, unterstützt durch die furchtbare Uebermacht unserer Waffen, brachte ebenfalls blutige Feinden und vielfaches Unglück über das Land, und Trunkenheit, Ausschweifung aller Art, begleitet von hoher Intoleranz, machten den Europäer fast noch verächtlicher als selbst jene rohen Mongolen.

So gebot dann der auf Vernunft gegründete Vergleich ihrer selbst mit diesen wilden Siegern einen unauslöschlichen, in Haß ausartenden Abscheu gegen alle Fremden. Und wenn gleich dieser schwerlich mit der allgemeinen Menschenliebe zu vereinigen seyn möchte, stets erwuchs daraus dennoch eine verehrungswürdige Selbstständigkeit der eigenen Nation.

Diese heilige Anhänglichkeit an den Sitten und der Religion der Vorfahren macht uns die Hindus, aller daraus entspringenden Nebenübel ungeachtet, sehr verehrungswürdig, zugleich gibt sie aber auch dem Forscher der Geschichte der Menschheit eine bedeutende Weisung, dieses Volk, als eine der unnerändertsten, unverfälschten Nationen der Erde, wo möglich genauer, als

die Abrigen, zu studieren, und vielleicht bey ihr, wenn irgendwo, die frühesten Keime der Cultur aufzusuchen.

Für uns muß es freylich hinreichen, nur hierauf aufmerksam zu machen, da unser Zweck sich auf die Darstellung der Bewohner von Hindostan beschränkt, wie die gütigsten Nachrichten sie schildern, nach ihrem Aeußern, nach ihrem Charakter, ihren Sitten, ihrem bürgerlichen Leben, ihrer Sprache, Cultur und Religion. Da aber dieses Land wegen seiner Producte jetzt so innigst mit Europa verbunden ist, da es von solcher Wichtigkeit ist, daß einige unserer ersten Mächte um einzelne der dortigen Besitzungen lange und blutige Kriege geführt haben, da ferner, wie zuvor bemerkt ist, die Geschichte Hindostans so tief in die Geschichte der Menschheit und der Cultur eingreift, so darf man hier wenigstens einige Angaben der Haupt-Epochen der Revolution dieses merkwürdigen Theiles der alten Welt mit Grund erwarten.

## Der Mensch, der Bewohner Hindostans.

So viel ergab sich bereits aus dem eben Gesagten, daß Hindostan jetzt von einer bedeutenden Zahl unter sich gänzlich verschiedener Nationen bewohnt wird. Die erste, wichtigste Abtheilung unter ihnen ist unstreitig die: A. in Original-Bewohner, Hindus; und B. in Fremde. Letztere zerfallen wiederum in mehrere Nationen, die man nicht bloß nach einzelnen Ländern, sondern sogar nach mehreren Welttheilen classificiren kann; nämlich, Asiaten, Afrikaner, Europäer.

Bey jeder derselben finden sodann Unterabtheilungen Statt, je nach den verschiedenen Theilen dieser drey Welttheile, aus welchen sie herkommen. Einzeln verdienen sie angezeigt zu werden, jedoch gebührt dem Original-Bewohner mit Recht der Vorrang, und zugleich eine umständlichere Auseinandersetzung.

### A. Der Hindus.

Schon das Aeußere dieses Indischen Stammes ist von den übrigen Asiaten hinreichend ausgezeichnet, und, wie bereits zuvor erwähnt ist, so war es seit mehr als tausend Jahren \*).

Der Hindus ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Form ist wohlgestaltet, ja schön, aber vielmehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höhern Casten finden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer. Die Nairen sind vorzugsweise als schöne Menschen bekannt. Es sind, sagt Pyrard, der den größten Theil Asiens gesehen hatte, die schönsten Menschen, welche mir jemahls vorkamen. Beyden Männern sind die Hände von solcher Zartheit, daß man sie nur mit den schönsten Händen unseres Frauenzimmers vergleichen würde. Die Griffe der Schwerter oder das Degengefäß ist daher für unsere Krieger zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur hier das andere Geschlecht. »Sie hat,« sagt Orme, einer der genauesten Beobachter dieser Nation, »mehr Reize an ihnen verschwendet,

---

\*) M. s. den vorher gehenden Band des Taschenbuches der Reisen.

als in den meisten übrigen Ländern, und ein Bildhauer würde viel eher die Form zu einer Mediceischen Venus antreffen, als unter den Männern zu einem Farnesischen Herkules.

Ausnahmen hiervon mag es indeß auch hier geben. So wirft der Lord Valentia den Bewohnern Bengalens schlecht geformte Knie und dünne Waden vor, gibt aber davon das Niederhocken seit früher Jugend als die Ursache an.

Das Frauenzimmer zeichnet sich besonders aus durch den schön gebildeten Busen, auch wendet man alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten \*).

Form und Ausdruck des Gesichtes sind bey den Hindus ebenfalls vorzüglich. Ein schönes Oval zeichnet ihr Gesicht, wie Orme bezeugt, von den benachbarten Mongolen und diesen ähnlichen Völkern aus; die Nase ist erhaben und fein, sie nähert sich der Adlernase und ist nie geflächt, wie bey jenen Völkern. Eben so wenig findet man bey ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als bey dem Europäer. Der Schnitt der Augen ist schön, und die Augenbraunen bogenförmig. Das dunkle

---

\*) M. s. weiter unten die Kleidung.

Auge selbst ist mehr schwächend und matt als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals ins Olivengrüne; dabei ist die Haut von einer unübertreffbaren Sanftheit und von seltenem Glanze.

So schön und so ausgezeichnet nun auch der Hindu wirklich ist, so finden sich dennoch diese Vorzüge hauptsächlich auf die höhern Volksklassen oder Casten beschränkt. Wie sollten auch die der heißen Sonne stets ausgesetzten Geringeren, bei milderer Bedeckung, bei härterer Arbeit und Anstrengung, und bei schlechterer Kost, nicht die Einwirkung dieser überall die Menschengestalt und Farbe verändernden Ursachen fühlen?

Indeß gibt es dennoch auch unter den beiden ersten Casten, unter der der Brahminen und Krieger, oder Krieger und Fürsten, welche sonst gewöhnlich die am hellsten gefärbten und schönsten Menschen enthalten, mehrere Familien, welche sich durch ein dunkleres Colorit auszeichnen; ist dieß doch eben der Fall in Europa, ohne daß solche Familien weniger ihrer Nation angehören. Auch sollen einige Stämme der höhern Casten sich nicht durchaus rein erhalten ha-

ben, da hingegen die unvermischten Brahminen und Nairn \*) hellgelber sind als die übrigen westlichen Asiaten; und, wie Pyrard von den Nairn sagt, eben so schön als gewandt und muthvoll.

Die unterste Volksabtheilung oder Caste, die der Parias oder Pulias, zeichnet sich aber so auffallend von allen übrigen Hindus aus, daß man sie fast für eine eigene fremde Menschen-Race halten sollte.

Pyrard bezeichnet sie als beynabe schwarz von Farbe, der Form des Gesichtes und des Körpers dem Neger oder auch den Mongolen und Tibetanern ähnlich. Sie sind kleiner, häßlicher, und von höchster Unreinlichkeit und großem Schmutze. Es ist aber dieser niedrigste Stamm entweder durch große Verbrechen seiner Vorväter so sehr verachtet und dadurch herabgesunken, daß er sich mit andern Menschen-Varietäten nicht zu vermischen Bedenken trägt, auch fast der einzige ist, der oftmahls die Religion seiner Väter verläßt \*\*).

Uebrigens sieht man bey der ganzen Nation nur selten mißgestaltete Menschen.

---

\*) M. s. weiter unten.

\*\*) Ueber die Eintheilung in Casten weiter unten.

Von Charakter ist der Hindus ernst; zurückhaltend; nicht übereilt; genau überlegend, bevor er handelt, oder selbst ein gegebenes Versprechen erfüllet, überhaupt ist gewöhnlich die ruhige Vernunft bey ihm Herr der Leidenschaften. Dabey ist diese Nation selbst gegen das Thier mitleidig, und wie sehr sie sich ihrer Mitbürger im Ganzen annimmt, beweiset die Vorsorge für die Reisenden, die überall erbauten Schoultries oder öffentlichen Herbergen \*), und die bey der dort heißen Sonne angelegten, Schatten gebenden Alleen. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmüthig fortgeholfen als in Hindostan. Der Oberste oder Schulze, der Kottwal, jedes Dorfes ist verbunden, ihm Reiß und Feurung darzureichen, und ihm, nach einem guten Nachtlager im Schoultrie, einen Wegweiser zu geben, der seine Sachen trägt, und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf die Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, überall ernährt, seinen Weg ruhig fortsetzen. Orme, Hafner und Jouy rühmen die Milde und Höflichkeit der Hindus, und wenn sie gleich überhaupt die Fremden nicht lieben, und wegen des bisherigen Betragens derselben weder achten

---

\*) M. s. weiter unten, Religion.

noch lieben können, woher man denn auf ihre Ungeselligkeit geschlossen hat, so hört doch dieser nicht ungegründete Haß gegen jeden einzelnen Fremden auf, so bald sie ihn als einen redlichen Mann kennen lernen. Der Hinduß, sagt Jouy, ist höflich, weil er andere ehrt, der Europäer nur, weil er sich selbst ehrt.

Diese Gutherzigkeit und Milde artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe, zieht daher sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und sein Abscheu gegen Krieg und Blut macht ihn weichlich.

Diesen Eigenschaften des Charakters darf man ebenfalls ihre hohe Toleranz gegen jede andere Religion zuschreiben. Ihre Geistlichkeit geht nicht darauf aus, Proselyten zu machen; jede Art von Secte darf ruhig ihren Cultus beybehalten und sicher bey den Hinduß wohnen, ja auch lehren.

Man wirft ihnen Geiß und Rachgier vor; allein wer würde es nicht werden bey dem ungeheuern Drucke und der tausendjährigen Tyranny fremder Sieger?

Daneben bezeugen dennoch die Reisenden, daß, wenn gleich die Banianen, die Caste, woraus die Kaufleute und Banquiers bestehen, sehr

gewandt sind, und oftmahls nach dortiger Gewohnheit hohe Interessen nehmen, sie dennoch im Ganzen redliche Leute sind, auf welche man sich durchaus verlassen dürfe, gens au reste fins et subtils mais non trompeurs, ni aisez à tromper. Je ne vis jamais des esprits si beaux et si polis que sont ces Indiens, ne tenant rien de barbare et du sauvage comme nous les pensons. (Pyrard.)

Wenn aber mehrere Nachrichten von dem hohen Geize und den Erpressungen der Großen unter den Hindus reden, so darf man dieß eben so wenig für einen Fehler des National-Charakters achten, als es ungerath wäre, die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige Europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweise der durch Reichthum und Macht so leicht Verleiteten beurtheilen.

Ein anderer Fehler, den man den Hindus wirft, ist die Feigheit. Vagreifflich ist es freylich, daß ein mildes Volk, welches das Blut wenigstens scheuet, ebenfalls den Krieg hasset. Indeß sahen wir bereits zuvor, daß Pyrard die Naiten als sehr tapfere Leute schildert, (les meilleurs

Soldats du monde, hardis et courageux, sondern wir werden nachmahls eigene große, sehr zahlreiche Volksstämme, z. B. die Kasbutten, die Seiks und die Mahratten, kennen lernen, welche, wie die Eschetteries, obgleich der Religion und mehreren Sitten nach wirkliche Hindus, dennoch den Krieg wie ein Hauptwerk ihres Daseyns ansehen. Und diese haben sich von den ältesten Zeiten stets durch ihre Tapferkeit hervorgethan und sind noch jetzt gefürchtet; ja die Mahratten haben mehrmahls bewiesen, daß sie, der Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen und Tactik ungeachtet, dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie mehrmahl besiegt haben. Auch zeigen sich die von den Engländern zum Kriegsdienste angezogenen Hindus, welche uns unter dem Namen der Seapons bekannt sind \*), seit ihrem Entstehen als Soldaten von bewährter Anstrengung und Ausdauer, hohem Muthe und Todesverachtung. Vom letztern nur folgendes Beispiel.

Im Jahre 1764 hatten sich die Seapons wegen rückstehender Löhnung gegen die Engländer empört, und viele waren zu dem Feinde übergegangen. Der Oberste Munro ließ ein Batail-

---

\*) M. s. weiter hin.

son der Desertirten von Europäischen Truppen einhohlen, und sprach das Urtheil, daß mehrere von ihnen, andern zum Beyspiele, durch Kanonen sollten erschossen werden. Vier Rädelshühner waren bereits erschossen, und man band, zu ähnlicher Bestrafung, vier andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen schuldigen Seapohns hervor traten, und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Granatiere seyen. Dieß ward bewilliget, und sie gingen freudig dem Tode entgegen. Der Aufruhr ward übrigens sofort gestillt, und der Oberste Monro erfocht bald darauf mit tausend Europäischen Truppen und drey tausend dieser Seapohns bey Buxar einen herrlichen Sieg über das sehr große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn gränzende Verachtung des Todes von fünf Kasbutten. Als diese sich in einem Bauerhause von langen Märschen ausruheten, gerieth das Haus in Feuer. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlassen; »nie,“ antworteten sie, »haben wir das Feuer gescheuet, es ist vielmehr stets vor uns geflohen.“ In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Kasbutten ver-

brennen, und der einzige, der sich gerettet hatte, blieb lange nachmahls untröstlich über seine Feigheit.

Ebenfalls gibt es einzelne Stämme der Hügel- und Bergbewohner, welche sich durch ihre wilde Tapferkeit auszeichnen, so z. B. der Hügelbewohner aus Jungleterry, dem Gebirgslande an der Gränze zwischen Bengalen und Bahar.

Das häusliche Leben der Hindus zeigt übrigens, wie sehr sie sich durch Milde und Gutmüthigkeit von den übrigen Asiaten auszeichnen. Mit Wenigem genügsam, ist fast jeder monogam, nur die Rajahs oder Fürsten und Großen begnügen sich nicht mit einer Frau. Die Anhänglichkeit der Eheleute unter einander ist unglaublich groß \*), und die Weiber sind sanft, und zeigen sich als redliche, fleißige Hausfrauen. Die Kinder werden auf das sanfteste erzogen, und selbst die untern Casten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Kein Reisender spricht ihnen Talente ab. Wir werden bald genauer ihre technischen Fähigkeiten kennen lernen, aber auch im bürgerlichen Leben zeigen sie sich geschickt und äußerst ge-

---

\*) M. s. weiter unten.

wandt. Die Brahminen sind die feinsten Hofleute und Diplomaten, ihre Wechsler höchst raffinirt \*), und der Umgang der höhern Casten unter sich und mit dem Fremden beweiset unläugbar eine feine, lang ausgebildete Nation. Auch dienen ihre Vergnügungen hiervon zu Belegen; denn das von ihnen erfundene Schachspiel ist noch jetzt häufig ein diesem ernstern Volke angemessener Zeitvertreib.

### Ernährungsart.

Höchst wahrscheinlich trägt die Ernährungsart des Hindus zur Richtung und Bildung des Charakters sehr viel bey. Diese an den Gränzen der Schwäche stehende Sanftheit hätte er wohl nicht, nährte er sich, wie die Mongolen und mehrere seiner Nachbarn, von dem Fleische der Jagdthiere oder der Herden; oder wenn er, wie jene, den berausenden Geist der Pferdemilch oder den Rum seines Zuckers genöÙe.

Der Hinduß lebt hauptsächlich von Reis und von dem Reichthume der dortigen Früchte.

---

\*) M. f. zuvor Pyrards Zeugniß.

Je angesehenener und ehrwürdiger die Caste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Brahminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern selbst Fische sind ihnen verbothen. Der Reis wird theils nur gekocht, theils mit Butter und Milch, oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genossen. Indes kann die große Verschiedenheit der trefflichsten Früchte Indiens den Hindus bedeutend für diese Beschränkung schädlich halten, und das Klima selbst deutet ja auf vegetabilische Nahrung.

Auch die Banianen, welche zu der dritten Caste gehören, leben fast gänzlich nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tschetteries, oder die Caste der Krieger, zu welchen die Fürsten gehören, die Erlaubniß, Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst hierzu nöthigen, da sie einmahl mehrerer Kräfte und Muthes bedurften, als die übrigen, und sich zugleich im Kriege oftmahls in der Lage befinden konnten, wo ihnen nur animalische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste, verachtetste Caste, wenn man sie überhaupt noch für eine Caste der Hindus

will gekostet lassen, die Varias oder Pulias, genießen alles, was ihnen nur einiger Maßen essbar scheint und gebothen wird; selbst um das Fleisch gefallener Thiere streiten sie mit den Jackhaln und Seyern.

Das Getränk der Hindus ist nur Wasser oder Milch; indeß finden hier oftmahls dieselben Ausnahmen Statt als wie bey den Speisen. Die Vornehmen genießen Reißwasser, ja selbst Arrak aus Reiß und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Geboth, daß keym Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Varias sind auch deshalb verachtet, weil sie wie die Fremden, vorzüglich die Europäer, alles nur Eßbare genießen. In Ansehung des Trinkens ist dieß derselbe Fall; der Varias nimmt nicht nur, gleich den Europäern, jede Art gegohrener und hitziger Getränke zu sich, sondern er berührt auch, gegen die Sitte der wirklichen Hindus, wie wir, das Trinkgefäß mit den Lippen.

Die Wohnungen der Hindus muß man zwar, wie überall, nicht nach einerley Art beurtheilen, sondern in mehrere Classen abtheilen; allein auch selbst die des geringern Mannes sind,

Taschenb. 25. Band. B

Rücksicht auf das Klima genommen, nicht durchaus schlecht, obgleich sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk mit Lehm und Stroh verbunden, gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläufig, haben aber größten Theils eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind größten Theils aus getrockneten Backsteinen erbauet, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, viele haben indeß kleine Fenster. Zu Verniers Zeiten wohnte aber selbst in den angesehensten Städten, z. B. in Dehli, eine sehr große Anzahl Bürger in Häusern aus Stroh, Lehm und Holz errichtet. Daher denn damahls bey einer Feuersbrunst auf 60,000 solcher brennbarer Hütten in kurzen ein Raub der Flammen wurden.

Die bessern Häuser haben indeß zwey und mehr Geschoße, ja in Benares fand L. Valentia steinerne Häuser oft von sechs Stockwerken. Sie sind dort dicht neben einander gebauet, haben aber eine seltsame Bauart und sind fantastisch bemahlt. Reihen von Schnitzwerk laufen rund um

jedes Stockwerk herum, das gar nicht schlecht ausgeführt ist, und die großen Steinmassen, welche zu den Mauern angewandt sind, beweisen, daß die Maurer ihr Handwerk verstehen. Die Fenster sind außerordentlich klein, wahrscheinlich um dem doppelten Zwecke zu entsprechen, nämlich das Hineinsehen der Nachbarn zu hindern, und die Häuser, bey den heißen Winden, kühler zu erhalten.

Bey guten Häusern von einem einzigen Stockwerke hat man oftmahls große Fenster angebracht, allein dann ist es nothwendig, sie durch Lattys, das ist: eigene Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt sind, und stets zur Erfrischung mit Wasser benetzt werden, vor dem Eindringen der Hitze zu schützen. Die Straßen selbst sind oftmahls so enge, daß man die Häuser vermittlest einer Gallerie verbinden kann. (E. Valentia.)

So wie das Klima hier die kleinen Fenster und übrigen so eben beschriebenen Einrichtungen der Häuser nothwendig machte, so führte es gleichfalls die offenen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich, unter dem Rahmen der Veranda, fast bey jedem Gebäude von einigem An-

sehen befinden; Sonnerat nennet diese Gallerie mit Säulen Verangue.

Hierdurch werden Kühle, von jedem Luftzuge erfrischte, vor Regen geschützte Vorplätze gebildet, worunter die Gesellschaft ihre Unterhaltungen und ihre Vergnügen genießt.

Die Häuser nehmen aber in Hindostan hauptsächlich deshalb einen großen Platz ein, weil gewöhnlich jedes mit einem Garten umgeben ist.

Uebrigens sind die heutigen Städte Hindostans größten Theils von den Mongolen oder Mohren, den Eroberern dieses Landes, erbauet, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für original Indische Städte ansehen darf. Da wir nachmahls Gelegenheit haben werden, von den Alterthümern des Reiches zu reden, so mögen die Ruinen vormahliger Prachtgebäude bis dahin aufgespart bleiben, so wie die Pagoden ebenfalls nur erst bey dem Abschnitte von der Religion ihren Platz finden können.

Wir erwähnen hier lediglich einiger der vorzüglichsten Städte, wie sie uns die neueren Reisenden als noch vorhanden schildern.

Agra, unter  $78^{\circ} 17'$  öst. L. v. Br. und  $27^{\circ} 12 \frac{1}{2}'$  n. Br., am südlichen Ufer des Dschumna, 315 Meilen (Lieues) von Calcutta gelegen,

war seit den ältesten Zeiten der Sitz Hindostanischer Fürsten. Der edle Kaiser Akbar machte, wegen der vorzüglichen Lage des Ortes, daraus die Hauptstadt von ganz Hindostan, obgleich die Gegend umher, flach ist, und gab ihr (1516) den Namen Akbar-abad. Nach mehreren Schicksalen fiel sie in die Hände des Mahratten-Fürsten Scindiah, aber auch dieser mußte sie zuletzt 1803 den Engländern überlassen.

Diese schöne Stadt, sagt Hodges, geht gleichsam aus dem Wasser hervor, und dehnt sich in einen vasten Halbkreis aus, der auf drey Meilen (lieues) einfaßt, aber nur gegen 500 Toisen breit ist. Liefenthaler gibt ihr noch eine weit größere Ausdehnung als le Gout de Flaix, nämlich 7 Meilen in die Länge und 3 Meilen in die Breite, vom Ufer an gerechnet.

Sie wuchs zur Zeit des Kaisers Akbar zu einer solchen Größe an, daß man weit über eine Million Einwohner dort zählte, und noch zu Taverniers Zeiten gab es 800 öffentliche Bäder und 80 Karavanserais. Man darf aber vermuthen, daß die Anzahl von 800,000, welche le Gout ihr noch in unsern Zeiten zuschreibt, zu groß ist, da bekanntlich diese vormahls prächtige Stadt jetzt großen Theils in Ruinen liegt.

Indeß sind auch selbst nur die Wohnungen von der Zeit Akbars des Großen - höchst merkwürdig und zum Theile noch jetzt gut erhalten.

Der Pallast des Kaisers, welcher in der Festung begriffen ist, hat einen erstaunlichen Umfang. Er ist aus dem schönsten rothen Granit erbauet, und das Mauerwerk 42 Fuß hoch; dieses harte Gestein so genau geschnitten, daß dieses erstaunliche Monument wie aus einer einzigen Masse gegossen erscheint. Die Oeffnungen der Fenster und die Balcons sind nach der reinsten Symmetrie. Sie haben den besondern Vorzug, daß sie den jenseit des Flusses gelegenen Theil der Stadt gleichfalls übersehen lassen. Da sich, wie gesagt, beyde Theile längs des Dschumna halbmondförmig ausdehnen, so bildet sich an dem flachen Ufer der Hafen, woselbst Tausende theils Fracht- theils Luftfahrzeuge anlegen.

Das Innere des Schlosses hält prächtige Palläste und Gärten. Der Kaiser bewohnt die Zimmer der östlichen Façade. Diese sind von weißem Marmor mit vergoldeten Kupferblechen verziert, an welchen Hodges noch jetzt den Glanz bewunderte, dabey sind die Wände in Mosaik mit Blumengefäßen und andern Figuren von rothen, gelben und schwarzen Steinen gearbeitet.

In einem geringen Abstände ist eine Moschee von gleich kostbaren Materialien erbauet und eben so prächtig verziert.

Der ansehnliche Schloßplatz, einer der schönsten der Erde, ist elliptisch; der große Durchmesser hält 1320 Fuß. Er hat eine treffliche Börse (Eschack oder Eschail), den Umfang der Seiten bildet eine Reihe von Arcaden, hinterwärts befindet sich aber eine 56 Fuß hohe Gallerie nebst Magazinen. Sechs Triumphbögen dienen als Thore zu eben so vielen Straßen, und scheiden die Boutiquen. Mitten auf dem Platze steht die Statue eines Elephanten, der aus dem Rüssel Wasser speyet, ein Monument, das le Gout der Erwähnung besonders werth fand.

Der Divan des Kaisers war, diesem Schriftsteller zu Folge, von außerordentlicher Pracht. Dieser Saal, ein großes Viereck von 120 Fuß jede Seite, hatte zur Einfassung eine doppelte Colonnade von Säulen von grünem Granit; die Wände selbst von weißem Marmor bis zu dem Fries waren mit Basreliefs von Vasen, Blumen und Vögeln, den einzigen Bildern, welche dem Muhammedaner erlaubt sind, geziert.

Am südlichen Ende des Pallastes steht eine kleine Moschee, ein wahres Kleinod vermöge sei-

ner Eleganz und schönen Verhältnisse. Das Ganze ist von Glimmer, selbst Dächer und der Fußboden; man wird es für eine aus kostbaren Steinen geschnittene Dose ansehen. Den Vorplatz zieret eine Colonnade von 36 Säulen aus weißem Marmor.

Die schöne Straße Sander durchschneidet die Stadt nach ihrer ganzen Länge von einem Hauptthore zum andern. Diese Thore sind ebenfalls von rothem Granit in einem reinen Style, und dabey von solcher Höhe, daß ein Elephant mit seinem Embari oder Parade-Baldachin ohne Anstoß durchgehen kann.

Auch mehrere Privat-Gebäude zeigen hier ~~nach~~ schöne Ueberreste vormahliger Größe. In einzelnen Häusern der Großen sind die Wände reich von Mosaik vieler Figuren und Blumen des schönsten Lazurs und von andern feinen Steinarten, auf das natürlichste dargestellt.

Westlich von Agra zeigt sich die herrliche Moschee, ebenfalls von Akbar erbauet. Sie übertrifft selbst die berühmte Solimanns-Moschee in Constantinopel. Die hohen Mauern von rothem Granit mit Goldblech (vergoldetem Kupfer) bieten durch die hohe Politur des Granits einen imposanten Anblick dar.

Drey Kofse (etwas über 6 Meilen) ebenfalls westlich von Ugra steht das prächtige Mausoleum des Kaisers Akbar. Dieß bewundernswürdige Gebäude erhebt sich fünf Stockwerk hoch aus der Mitte eines Gartens von 20 Morgen Landes, regelmäßig mit Frucht und Blumen tragenden Bäumen bepflanzt, und ist von einer Mauer umschlossen.

Das Gebäude ist vierseitig, ebenfalls durchaus von rothem Granit, hier und da mit weißem Marmor ausgelegt, und die Stockwerke, welche sich der Höhe nach stets verkleinern, sind auf jeder Ecke mit einem Thurme (Minaret) besetzt. Der Dom oder die Wölbung dieser Thürme ist von weißem Marmor; das fünfte Stockwerk besteht gänzlich aus diesem Gesteine, aber die innern Wände desselben sind mit Sprüchen des Korans in schwarzem Marmor ausgelegt. Durch Donnerwetter und Erdbeben hat dieses oberste Stockwerk gelitten.

Im Innern des Mausoleums, dessen Wände von weißem Marmor sind, ist ein sehr großer Saal mit einem Dom, wodurch einige Fenster ein schwaches, trauriges Licht einfallen lassen. Hier steht ein Sarcophag, ohne alle Bedeutung, von gleichem Marmor, und hierauf in

schwarzem Marmor die einfache, dieses wahrhaft großen Monarchen würdige Inschrift: A K-  
B A R \*).

Und nun alle diese Schönheiten, diese riesenmäßigen Prachtwerke! Hodges staunte sie jetzt mit Behmuth, mit den traurigsten Gefühlen über die Vergänglichkeit menschlicher Größe an; denn fast in jeder Stunde sinken sie tiefer von ihrer vormahligen Höhe herab, und der Augenblick nahet sich mit schnellen Schritten, wo man über ihre kaum bemerkbaren Ruinen hinweg gehen wird.

Ein gleiches Schicksal erwartet die noch selbst heute bedeutende Stadt Dehli. Sie ist ebenfalls an dem Dschumna gelegen, und zwar am westlichen Ufer gegen dessen Quelle hin, nach Boudiers Angabe unter 28° 37' n. Br. und 77° 40' östlich v. Greenwich, in einer großen fruchtbaren Ebene. Tiefenthaler gibt ihr von dem Arabischen Thore an, der Länge nach, 8 Meilen, und an einigen Orten 4 Meilen in die Breite. Le Gout de Flaix macht sie 5 Meilen (lieues) lang, aber nur 2 breit. Sie ist indeß jetzt sehr geschmälert, und ihre erstaunliche

---

\*) Wir werden ihn weiter hin kennen lernen.

Volksmenge, welche mehrere Millionen betrug ist ebenfalls herab gesunken, indess spricht Tiefenthaler dennoch von 2 Millionen, und le Gout gibt ihr 1,700,000 Einwohner. Sie ist, ihm zu Folge, aus der Vereinigung von 7 Dörfern entstanden, und in zwey Städte getheilt, wovon die eine die Indische, die andere die Mongolische benannt wird. Die letztere, also die der Muhammedaner, welche hier sehr lange herrschten, ist regelmäßiger gebauet und enthält prächtige Moscheen, Caravanserais und viele Palläste der Großen.

Unter den Moscheen zeichnen sich besonders zwey aus, die von Secandara und von Soumanoum, so wohl durch Schönheit des Gesteins (Granit) und Menge der Minarets (Thürme) als durch die Eleganz der Kuppel.

Drey ungeheure Straßen laufen in Dehli von Norden nach Süden, von einem Ende zum andern. Die breiteste von ihnen, die Straße Baber-Scha, wird von einem Canal des Dschumna der Länge nach durchschnitten und die an dem Canal liegenden Magazine und Buden der Juwelenhändler gewähren, vorzüglich in der Nacht bey dem Scheine der Laternen und Lichter, ein reiches, schönes und mannigfaltiges

Schauspiel. Von den vielen Bazars oder Märkten, von welchen die unermessliche Stadt mit allen Lebensmitteln und allen Bedürfnissen versehen wird, sind besonders drey wegen ihrer Größe und Regelmäßigkeit merkwürdig.

Das Schloß oder die kaiserliche Residenz war, wie das so eben in Ugra beschriebene, aus rothem Granit erbauet, übertraf es indeß an Regelmäßigkeit. Der Bau soll 10 1/2 Million Rupien (Gulden) gekostet haben. Die treffliche Colonnade des Divans bestand aus 30 rothen Granitsäulen, und einige andere noch schönere Säulenhallen dienten zu geheimen Staatsgeschäften. (Liesenthaler.)

In diesem Pallaste findet sich aber eine Einrichtung, welche einer besondern Anzeige werth scheint, dieß ist die von Le Gout erwähnte Eisfabrik, zum Gebrauche des Harems und des ganzen kaiserlichen Hauses. In einem so heißen Klima, wo Erfrischungen vorzüglich wohlthätig sind, und Frost und Eis nur selten einzelnen entlegenen gebirgigen Provinzen des Landes zu Theil werden, hat man zur Abkühlung der Getränke und zum Gefrieren der Säfte der Früchte folgende Methode erfunden.

Gegen das Ende des Novembers jedes Jahres gräbt man in einem sehr salpetrigen, also kalten Boden, eine Grube 6 bis 7 Fuß tief. Die ausgegrabene Erde wird an den vier Seiten der Grube aufgeschichtet, um die Grube zu erhöhen, und sie gegen die wärmern Winde zu schützen. Ist sie vollkommen ausgetrocknet, so füllt man sie 4 bis 5 Fuß hoch mit wohlgetrocknetem, horizontal gelegten Hirsestroh. Auf dasselbe stellt man eine Anzahl 3 bis 4 Zoll hoher Schüsseln von gebranntem Thone; sie müssen neu seyn, weil sie dann poröser sind und daher die Ausdünstung des überflüssigen Wärmestoffes schneller befördern. Mit Einbruch der Nacht werden sie mit Wasser gefüllt; dieß wird durch die Kühle der Nacht und des Abendthaus in ein Paar Stunden zum Gefrieren gebracht. In einer Nacht wiederholt man dieses Verfahren drey bis vier Mal, und hierdurch werden von 8 Uhr Abends bis zum folgenden Aufgange der Sonne 3 bis 4000 Pfund Eis gewonnen. Während ein Theil der Aufwärter die Schüsseln mit dem gefrorenen Wasser hinweg nimmt, stellen andere wiederum neue hin. Mehrere Arbeiter zer schlagen dann die Schüsseln, nehmen das Eis heraus, zerstoßen und benezen es mit lauerem

Wasser, bilden daraus größere und kleinere Massen, und bringen diese in die Eisgruben.

Noch rühmt le Gout de Flaix das Zeughaus, die prächtigen Brücken und Fleischschänke, und das von dem Raja Tschetsing, einem Nachkommen des Porus, erbauete Observatorium; wir werden bey Gelegenheit der Astronomie der Hindus genauere Auskunft über die weit berühmtere Sternwarte von Benares geben. Auch verdient das prächtige Mausoleum von dem Vater des Kaisers Akbar einer Erwähnung, so wie viele andere ähnliche Gebäude, sie werden indeß alle von dem zuvor beschriebenen bey Agra übertroffen.

Ein dritter Ort macht ebenfalls als Hauptstadt Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, dieß ist Lucknow oder Lucknau, die Hauptstadt des Nabobs von Oude, nach Kennels Karte  $26^{\circ} 45'$  Br. und  $81^{\circ} 20'$  öst. L. v. Gr. an dem kleinen Flusse Gummati oder Gummti, der sich in den Ganges ergießt, gelegen. Es ist eine sehr alte Stadt, jedoch nur von einem mäßigen Umfange. Die Straßen sind ebenfalls enge und schmutzig. Durch die vielen Elephanten so wohl des Nabobs als seiner Großen, da sie bald nach Hofe und den Pallästen, bald nach dem Flusse gehen, wer-

den sie für Fußgänger und vorzüglich für Kinder sehr gefährlich, und richten oftmahls die kleinern Kauf-Boutiquen zu Grunde; beydes, sagt Hodges, scheint den Großen, die überhaupt für Menschenwerth selten Sinn haben, sehr unbedeutend.

Das Merkwürdigste der Stadt ist der so genannte fünffache Pallast, auf einer Anhöhe an dem südlichen Ufer des Flusses. Das Aeußere erscheint ganz in dem Style eines Schlosses unserer alten Barone des 12. Jahrhunderts; allein innerhalb der Mauern findet man sehr große Höfe und einen prächtigen Durbar oder Audienz-Saal, worin der Nabob öffentlich jeden, der ihm vorgestellt wird, empfängt.

Der Durbar besteht aus dreyfachen, einander parallel laufenden Arcaden, die auf Säulen ruhen. Der Plafond ist reich vergoldet, und mit Blumen und andern Zierathen geschmückt.

Man steigt zu dem Pallaste auf Stufen hinauf, welche sich aus einem großen Parterre erheben, das in mehrere Vierecke getheilt ist, alle mit so stark riechenden Blumen bepflanzt, daß das ungewohnte Organ eines Europäers dadurch leidet.

Unweit des Pallastes hat der Nabob einen Garten anlegen lassen. Er ist mit einer Mauer umgeben, die an jeder Seite einen großen Pavillon mit Stuc.o oder Tschunam reich überzogen hat, welches in der Ferne eine treffliche Wirkung hervor bringt.

Der Tschunam oder Chunam wird überhaupt bey jedem Gebäude in Hindostan stark gebraucht, und gibt ihnen ein treffliches Ansehen. Er besteht aus  $\frac{9}{18}$  gesiebten Kalk,  $\frac{2}{18}$  fein und gut gewaschenen Sand. Sind diese mit einander auf Granitplatten, unter Benetzung mit Wasser; klein gerieben, und in einen Teig verwandelt, so mischt man geronnene Milch, rohen Zucker, Eyweiß und Butter dazu; dieß gibt ein fast unzerstörbares Cement, das der höchsten Politur fähig ist.

Lucknow fällt aber noch ferner besonders auf, durch mehrere prächtige Landsitze und Gärten seiner Beherrscher, und wenn sie gleich eigentlich nicht Indischen, sondern Maurischen Ursprunges sind, so dürfen wir sie hier dennoch anzeigen, um nicht nochmahls bey Erwähnung der Lebensart der Muhammedaner in Hindostan wieder, von ihrer Hauptstadt getrennt, darauf zurück zu kommen.

Lord Valentia schilber davon zwey mit sehr gefälligen Farben.

Das Landhaus des Nabobs, etwa drey (Engl.) Meilen von der Hauptstadt, Baraun genannt, ist von einer besondern Bauart. Diese ist zwar Griechisch, entspricht aber diesem Ausdrucke nur mangelhaft. Allein ein sehr schöner Säulengang, der sich bis zur ganzen Höhe des Hauses erhebt, gibt der Vorderseite einen Anschein von Größe. Es ist ein großes Gebäude, das aber nur aus drey Zimmern besteht. Die Mobilien waren Europäisch, auch waren die Wände mit den Gemälden seiner Europäischen Freunde geziert. Auf dem Dache hatte man eine Reihe kleiner Zimmer angebracht, welche zur Zenana (dem Harem) dienten, und auch deshalb durch eine Brustwehre geschützt wurden.

Der Lord sah hier zwey sonderbare Fuhrwerke; beyde auf sehr hohen Rädern, von Gestalt wie eine Hauda (hoher verdeckter Sitz auf den Elephanten), wurden von Elephanten gezogen; man hat also diese größten Quadrupeden hier zum Vorspannen und Ziehen gewöhnt.

Der zweyte merkwürdige Platz unweit Lucknow, welchen uns der Engländer (1803) beschreibt, gehört eigentlich zu einer religiösen Ceremonie

der Muhammedaner; sie nennen ihn Imam-Barra, der bey dieser Stadt gehört, dem Lord zu Folge, zu den schönsten Gebäuden Indiens.

Er ward von dem vorigen Nabob zugleich zu seinem Begräbnisorte aufgeführt, da er sonst nur zu einem mit zahllosen Lampen gezierten Plaze dient, welchen der Nabob bey dem zehntägigen Türkischen Feste Moharrem, das zur Ehre des Todes des Hassan und Hossein gefeyert wird, einnimmt.

Man nähert sich diesem Gebäude durch einen sehr großen viereckigen Garten, der auf einer Anhöhe gelegen ist. Auf der einen Seite findet sich eine Moschee, auf der andern der Volli-Palast. Der Imam-Barra selbst ist auf einer erhöhten Terrasse erbauet, wodurch dann die Erleuchtung bey dem Feste außerordentlich gewinnt.

Das Gebäude selbst besteht nur aus drey sehr großen, wohlproportionirten Zimmern, die unter sich parallel laufen. Das mittlere, unten auf der Erde, enthielt das Grab des vorigen Nabobs. Der Mittelpunkt ist Erde mit wenigem Grase bedeckt und mit einer breiten Einfassung von weißem Marmor, worauf Sprüche aus dem Koran schwarz ausgelegt sind. An dem einen Ende lagen das Schwert, der Turban und der

übrige Anzug an seinem Sterbtag, darüber ein reicher Himmel, gestützt von 4 Säulen, mit Goldtuch bedeckt.

Dieses Gebäude erscheint in außerordentlichem Glanze durch die Erleuchtung bey dem Feste Moharrem. Es waren darauf unzählige Lichter angebracht, und diese wurden noch übertroffen von dem Glanze der 1000 mit Wachskerzen besetzten, aus vielfarbigem Glase bestehenden Girandolen, welche von der Decke herab hingen. Den Boden fand man ebenfalls mit gläsernen Armleuchtern so dicht besetzt, daß nur gerade Platz blieb, um dazwischen hindurch zu gehen.

Das dritte Gemach war von einem Ende bis zum andern mit einer Reihe von silbernen (kleinen) Tempeln und Kenotaphien angefüllt, die sich etwa drey Fuß vom Boden erhoben. Hierin waren die künftigen Gräber für die beyden Brüder angebracht. Sie waren herrlich erleuchtet, so wohl durch die Decke, als auch durch die ründ umher gestellten Armleuchter. Ich glaube, fährt der Lord fort, es waren ihrer wenigstens zwanzig, und jeder von 50,000 Rupien (Gulden) bis zu einem Lack (100,000 R.) werth! In verschiedenen Theilen des Gebäudes wurden

Gebethe gesprochen, und jeden Abend alle Ungläubige verflucht.

Von dem Feste selbst, welches zu diesem ungeheuren Aufwande Anlaß gab, haben wir bereits den Grund angezeigt. Da es eine Todtenfeyer des Hassan und Hossain ist, so nahm die ganze Stadt Lucknow, (in so fern sie nämlich von Muhammedanern bewohnt, oder wenigstens ihnen unterthan ist,) ein trauriges Aeußere an. Die Mauren oder Mohren, (denn dieß ist ihre dort gewöhnliche Benennung,) vertauschen bey dieser Gelegenheit ihre bunten Turbane und Schärpen gegen schwarze, wenn sie nicht, als zur Familie Muhammeds gehörend, berechtigt sind, grüne Turbane zu tragen.

Der Aufwand ist bey dem Moharrem oftmahls so groß, daß er unter dem vorher gehenden Nabob 100,000 Rupien überstieg.

Lord Valentia gedenkt ebenfalls der schönen Hummans oder warmen Bäder des Nabobs in Lucknow. Eines derselben bestand aus verschiedenen Gartenzimmern, die von außen mit dem zuvor gedächten Tschunam oder Stucco überzogen, im Innern aber mit rothem Porphyr bekleidet sind. Wir versparen aber die genauere Beschreibung dieser Bäder und des darin ge-

wöhnlichen Behandelns der Badenden bis zu ihrem Ursitze, der Asiatischen Turkey.

Einer andern Stadt müssen wir erwähnen, theils weil sie noch jetzt zum Hauptsitze einer bedeutenden Indischen Nation dient, theils weil sie in den ältern Zeiten bey den Revolutionen Hindostans eine wichtige Rolle gespielt hat, dieses ist das bereits zur Zeit Alexanders bekannte Lador. Sie war die Königsstadt der frühesten Muhammedanischen Eroberer Hindostans, und ist unter  $31^{\circ} 50'$  n. Br. und  $73^{\circ} 50'$  öst. L. v. Gr. am Flusse Kavi, dem Hydraotes der Alten, gelegen. Der Vater des großen Akbars, der hier lange seinen Sitz hatte, that sehr viel zur Verschönerung dieser Hauptstadt, und von hier beginnt die schöne Allee, welche den Reisenden auf 100 Deutsche Meilen bis nach Agra gegen die glühende Sonne Indiens Schatten gewährte. Bis Dehli zeigt sie noch jetzt die Jefferysche Karte. Das Land selbst ist nicht nur fruchtbar, und hat bedeutende Steinsalzminen, sondern der schiffbare Fluß, dessen einzelne Zweige Gold lieferten, führte der Stadt die schätzbarsten Lebensbedürfnisse zu, selbst Eis aus den nördlichen Gebirgen, so daß diese Erfrischung dort Jahr aus Jahr ein feil ist.

Eine ähnliche Straße führt durch die Gebirge nach Casimere.

Diese große Stadt, der einige Nachrichten 7 Meilen im Umfange geben, hat 12 Thore und sehr lange gerade Gassen. Die Häuser tragen auf den platten Dächern Blumenbeete; dieses bringt eine schöne Wirkung hervor.

Das Merkwürdigste ist aber der Pallast, welchen der Kaiser Ferokschir hat erbauen lassen. Le Gout de Flaix sagt, er bestehe aus rothem Granit, und obgleich von Persischer Bauart, gewähre er, von der Flußseite gesehen, einen herrlichen Anblick. Das terrassenartige Dach ist mit den schönsten Blumenfeldern besetzt, man denkt sich die Gärten der Semiramis. Das Innere ist reich an Granit und grünlichem Marmor, und die Treppe, ebenfalls von diesem Gestein, würde, sagt er, selbst dem Architecten des Louvre Ehre machen. Die Gallerie, wozu man durch sie gelangt, übertrifft an reicher Decoration jede Erwartung. Die Wände und die Decke sind mit Spiegeln und Bergkrystall so genau belegt, daß man glaubt, alles bestehe aus einem einzigen Gusse. Darüber laufen aus sechs massiv goldenen Weinstöcken, Filigran-Arbeiten, (wahrscheinlich als Weinranken,) hin, an denen die

Trauben aus den trefflichsten Steinen, Smaragden, Rubinen, Sappieren, Amethysten und Achaten hängen, und noch durch daran saugende Insecten mehrerer Art, von eben so kostbaren Steinen, erhöht werden. Le Gout schätzt das Ganze auf 1500 Millionen Franken! So sind, sagt er, hier fast alle die Reichthümer verwirklicht, welche uns Tausend und eine Nacht vor- spiegelt.

Der überreiche Thron, welcher sich vornahls in diesem Schlosse fand, war nach Dehli geführt, und dort von dem Großräuber Nadir Schah fortgeschleppt; allein eine in ihrer Art wohl eben so einzige Badewanne war noch im Pallaste zurück. Diese riesenmäßige Wanne besteht aus großen Stücken verschiedener Art Orientalischen Achats, durch Goldplatten mit einander verbunden. Sie faßt etwa 8 Muid, oder 64 Mahl 36 Pinten \*); da nun 27 Pinten 7 Stübchen (Hamb.) betragen, so hielt die Wanne über 671 Stübchen. Dennoch ward sie zum Baden ganz mit Rosenwasser gefüllt; denn der reichere Indier nimmt nur dieses wohlriechende Wasser zu seinen Hausbädern.

\*) 1 Septier = 36 Pinten; ein Muid aber = 8 Septiers.

Der Form nach war dieses kostbare Gefäß wie ein Luftschiff des Ganges gebauet, das man dort Bazara nennt, und einen sehr hohen Hintertheil hat.

Begreiflich entsprachen die Säle und der Harem der zuvor beschriebenen Gallerie, ihre Wände glänzen von Gold und Lapis Lazuli, den Thronsaal aber zieren Säulen von Porphyre und weißem silberähnlichen Glimmer, dessen Glanz noch durch rosen- und citronfarbene Adern marmorirt erhöht ist.

Der diesen Pallast umgebende Garten, wenn gleich nicht vom größten Umfange, ist reich an den herrlichsten Blumen und Frucht tragenden Bäumen Indiens. In seiner Mitte sieht man ein großes zwölfeckiges Wasserbecken, von dem schönsten Granit, umgeben mit einer vierfachen Allee von Karkeme-Bäumen, die den herrlichsten Geruch verbreiten, und da sie zugleich von den hiesigen phosphorescirenden Fliegen (?) vorzugsweise geliebt und besucht werden, so biethen sie die fünf Monate ihrer Blüthezeit hindurch eins der herrlichsten Schauspiele dar. Zur Nachtzeit scheinen diese pyramidalischen Bäume von der Spitze an Flammenkegel zu bilden.

Auch für die größere, belebte Natur hatte der Urheber dieser Schönheiten gesorgt. In dem Pallaste waren zwey schöne Taubenhäuser mit den schönsten Taubenarten, besonders mit der hier so genannten Tanz-, oder Streittaube (?) besetzt. Diese hatte man eilends zu Kämpfen abgerichtet, nicht etwa bloß einzeln gingen sie gegen einander an, sondern sie fochten sogar in Reih und Gliedern wie geübte Soldaten. (Le Gout de Flaix.)

In einiger Entfernung von dem Pallaste steht die kleine Moschee oder Hof-Capelle des Kaisers. Sie ist ein zirkelrundes Gebäude von 68 Fuß im Durchmesser, ruht auf Arcaden, die unter einander verbunden sind, der Dom hat etwas Imposantes, nur ist er zu sehr mit Zierathen überladen.

Endlich mag hier noch der Stadt Guzurate gedacht werden, da die Handelsstädte und die Hauptsiße der Europäer verspart bleiben, bis und der Handel und die Ansiedelung der Ausländer in Hindostan dazu den passenden Ort anweisen.

Guzurate, jetzt mehr bekannt unter dem Persischen Nahmen Amedabat, oder genauer Hamed Ewab, das ist, Stadt des Königs Hamed, die Hauptstadt eines vormahls bedeutenden König-

Taschenb. 15. Band.

Ⓒ

reiches, liegt mitten in dessen östlichem Theile, an dem kleinen Flusse Mehinderi, Kennel nennt ihn Sabermatty, unter  $23^{\circ} 10'$  n. Br. und  $72^{\circ} 37'$  östlich von Greenwich. Sie ist zwar noch selbst jetzt eine ansehnliche Stadt, von welcher man Cambaya als den Hafen ansehen darf, allein gegen die vormahligen Zeiten ist sie dennoch sehr tief herab gesunken, jedoch noch berühmt wegen ihrer Befestigungswerke.

Im Jahre 1780 ward sie zwar von dem Englischen General Goddard genommen, allein drey Jahre darauf übergab man sie von neuen den Mahratten, denen sie auch noch jetzt eigen ist.

Die Stadt hat 12 Thore nebst vier Nebenthoren, und war in mehrere hundert Stadtviertel getheilt. Der große Königsplatz oder Meidan Chan zeichnete sich besonders aus. Er hielt 600 Schritt in die Länge, 400 in die Breite, und ward durch Aleen von Fruchtbäumen, besonders von vielen Orangen- und Citronen-Bäumen, beschattet. Hierin stand ein schönes Caravanferai. In den ältesten Zeiten hatten die Hindus hier viele Pagoden, sie sind aber nachmahls durch die Mogolen großen Theils zerstört oder in Moscheen verwandelt. Eine dieser Pagoden, welche von einem reichen Kaufmanne erbauet war,

übertraf die übrigen durch ihre trefflichen Mar-  
morarten. Sie ist jetzt die schönste Moschee. Zu-  
des hat auch die Anzahl der Moscheen selbst nun  
sehr abgenommen, vormahls gab man hier die  
Zahl derselben auf 1000 an.

Merkwürdig sind noch die Thier-Hospitäler.  
Die Lehre der Seelenwanderung flößt den Hin-  
dus ein hohes Mitgefühl für jede Art von Thieren  
ein. Sie nehmen sich daher selbst der kranken  
Thiere an, und errichten eigene Hospitäler für  
Ochsen, Hunde, Kamehle und Pferde. Vernimmt  
ein gläubiger Hindus, daß ein solches Thier,  
z. B. ein Ochs, krank geworden sey, und Ge-  
fahr laufe, getödtet zu werden, so erbittet er sich  
ihn, ja er erkaufte ihn sogar theuer, und führt  
ihn in eins dieser Hospitäler, um seiner dort zu  
pflegen oder ihn zu heilen. Amadabad hatte,  
dem Thevenot und Mandelslo zu Folge, drey  
dergleichen Hospitäler, ja Dvington bezeugt,  
daß es zu seiner Zeit (1690) in Surate eigene  
Hospitäler, man hätte sie noch eher Ernährungs-  
anstalten nennen sollen, für Läuse, Wanzen  
und Flöhe gegeben habe. Die reichern Hindus  
mieteten hierzu eigene Menschen, Arme, die  
sich dann für Geld auf einzelne Tage und Nächte  
der ungeheuern Menge des dort aufbewahrten

Ungeziessers preis gaben. Sie werden, um von diesen ganz ungestört gestochen und ausgesogen zu werden, zuvor fest gebunden, bis die verdun- gene Zeit verlossen ist.

Amadabat war vormahls ebenfalls als eine bedeutende Handelsstadt bekannt; hierzu trug bes- sonders die Lage von Cambaya viel bey, da man von diesem wichtigen Handelshafen aus vom Meere alles auf dem kleinen schiffbaren Flusse hinauf führen kann. Auch hat sie noch bedeu- tende Fabriken, besonders von Sammet, Gold- und Silberstoffen und Mouffelinen; ferner sind hier fast alle übrige Waaren Indiens in Umlauf. Auch ist der Wechselhandel der Banianen be- trächtlich.

Die sehr ansehnliche Volksmenge besteht, außer den Hindus und Mohren (Muhamme- danern), aus Armeniern, Arabern, Persern und Christen.

Unter den Umgebungen dieser großen Stadt findet man als besonders merkwürdig das Grab eines Königs von Guzurate, das vormahls, selbst noch zu Mandelslo's Zeit, über vier hundert marmorne Säulen, zählte, wahrscheinlich liegt jetzt das Meiste in Schutt; auch fand Thevenot einen sehr prachtvollen Brunnen oder Wasserbe-

hälter mit sieben großen Schwibbögen, wovon jeder von 16 Säulen aus gehauenen Steinen unterstützt war; das Ganze sollte, damahligen Nachrichten zu Folge, auf 30 Millionen zu erbauen gekostet haben. Endlich zeichnete sich unter den vielen Gärten und Landhäusern der so genannte Königsgarten, wegen seiner herrlichen Aleen und übrigen großen Anlagen aus.

Die meisten dieser Zeugnisse der vormahligen Größe der Mongolischen Eroberer sind jetzt, wo nicht verschwunden, doch beträchtlich vermindert oder verändert, besonders seit dem England ihre Macht zertrümmert hat.

Einfach, wie die Nahrung und Wohnung, ist auch der Hausrath der Hindus. Sie ruhen an dem Fußboden auf Decken oder Matten; verrichten hier alle ihre Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und des Tisches bedarf, sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler an der Erde auf Matten mit untergeschlagenen Beinen liegen, der Lehrer aber entweder steht, oder neben ihnen sitzend lehrt. Diese Matten dienen dann ebenfalls statt der Unterbetten und der Decken. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- oder Messinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne

Reißstämpfe, endlich Körbe und hölzerne Kisten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien, dieses zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht ganz unvermögenden Familien. Bey angesehenen Hindus sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

Seit dem nähern Umgange mit Europäern findet man in verschiedenen Häusern einzelne Zimmer, besonders mit Englischen Meublen, allein sie dienen höchstens zur Aufnahme Europäischer Fremden.

Daß die hiesigen Mohren oder Muhammedaner einen ungleich reichern Hausrath führen, als die Hindus, fleßt bereits aus ihrer weit luxuriösern Lebensart; wir werden nachmahls Gelegenheit haben, davon beyläufig zu reden.

Jetzt die Kleidung der Hindus. Die zwey Hauptstoffe zu der dortigen, ebenfalls sehr einfachen Kleidung biethet das Land selbst: Baumwolle und Seide. Nachmahls wird es sich zeigen, unter was für kaum aufzuzählenden Formen und Geweben, besonders die erste, durch den bewundernswürdigen Kunstfleiß des Hindus, sich darbiethet. Allein der gemeine Hindu, ja selbst oftmahls höhere Volks-Classen, begnügen sich mit

sehr weniger und sehr ungekünstelter Kleidung; das Klima erfordert ja nur wenig.

Gewöhnlich reicht ein Stück Mouffelin hinzu einem breiten Gürtel um Bedeckung der Hüften, von wo dann der übrige längere Theil, zwischen den Beinen durchgeschlagen, bis über die Knie herab hängt.

Der ärmere Hindus begnügt sich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, dagegen von anderen ein zweytes, 7 bis 8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne eigentlich bestimmte Form um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt doch, wie die Muhammedaner, gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Ärmeln, die auf den halben Oberarm hinab reichen; und da die Hindus auf einen schönen Busen sehr hohen Werth setzen, so haben die Vornehmen, wie auch die Tänzerinnen, hierzu daran ein eigenes Futteral befestiget, und die langen Beinkleider sind sehr häufig von Seide oder gar von Silber- und Goldstoffen.

Auf der Küste von Oriza geht von jener kurzen Weste ein Tuch oder Shawl unter dem Busen, um ihn zu heben, hin, und schlägt sich

sodann über die Schulter. Der Theil des Körpers von der Brust bis gegen die Hüften bleibt unbedeckt.

Um den Kopf wird ein feineres Tuch gewickelt, zum Schutze gegen die Sonne.

In einigen Theilen Hindostans wird bey den langen Schifferhosen oftmahls ein Mannsrock getragen, der an den obern Theilen des Körpers anliegt, unten aber in weiten Falten locker herab fällt. Diese Tracht unterscheidet sich dann nicht sehr von der der so genannten Mohren oder Muhammedaner, nur zeichnen sich letztere durch den eigentlichen Turban statt jenes losen Kopftuches aus. Das Bein und der Fuß bleiben ohne Strümpfe, und in so fern nackt, außer bey einigen durch die langen Hosen einiger Massen bedeckt. Statt der Schuhe werden in einigen Provinzen von den Mannspersonen Sandalien getragen; sie bestehen nur aus zwey schmalen Bretern mit Absätzen, welche mittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beyden ersten Zehen fest gehalten werden. Andere befestigen sie indeß mit einem schwarzen ledernen Riemen, quer über den Fuß. Bey den Mohren, so wie bey den angesehenen Hindus, sind sie von rothem

oder gelbem Leder. Die Holzschuhe treten vorn bey den Zehen oft gekrümmt in die Höhe.

Aber ungeachtet dieser Einfachheit der Kleidung zeigt sich dennoch selbst bey dem männlichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Puz.

Schon Arrian bezeugt, daß sich die Hindus mit Armringen von Elfenbein schmückten. Dieser Puz ist noch jetzt, besonders bey den minder Vermögenden, stark Mode, allein sie tragen auch oftmahls zugleich messingene Ringe. Der Engländer Moore sah im Innern von Decan Frauen, welche, obgleich Kinder auf dem Rücken, dennoch mit 8 bis 10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen belastet waren. Mehrmahls steigen solche Ringe von der Hand an bis gegen die Schultern an den Armen hinauf, mit stets zunehmendem Durchmesser, so daß der größte Elfenbeinring selbst anderthalb Fuß im Durchmesser hält.

Einiges Frauenzimmer trägt silberne Ringe sogar mit Glöckchen an den Beinen.

Am sonderbarsten fällt aber dem Europäer der Ring auf, welchen Einige, z. B. die Tänzerinnen, an der Nasenspitze oder durch den Nasenknochen gezogen tragen, dennoch, sagen die Reiseschriften, findet man diesen Nasenschmuck,

Mutt genannt, in kurzer Zeit nicht mehr unangenehm, im Falle er nicht höher hinauf durch die Nasenscheidewand gehet.

• Bey den Vornehmen, wie auch nicht minder bey den Längerinnen \*), ist aber der Puz oftmahls äußerst kostbar. Vorzüglich zeigt sich dieses wenn erstere den Fremden öffentlich Audienz geben. So sah z. B. der Lord Valentia in Murjadabad an dem Nabob nicht nur ein sehr kostbares Halsband von Smaragden, sondern in seinem Serpaisch oder Kopfschmucke von Juwelen befand sich einer dieser Steine, der alle Smaragden, welche er je gesehen hatte, an Größe übertraf; er hielt  $1\frac{1}{2}$  Zoll in der Länge, und war dabey einen Zoll hoch; eine Persische Inschrift war darauf eingegraben; er war in flache Diamanten von ziemlicher Größe gefaßt. Die Perlenchnur, welche den Serpaisch befestigte, war ebenfalls sehr kostbar, und an seinen Fingern trug er einen einzigen Ring, den man auf 10,000 Pf. Sterling (60,000 Rthlr.) schätzte.

Weiterhin findet sich Gelegenheit, den Anzug der Großen bey solchen Feyerlichkeiten bestimm-

---

\*) M. s. weiter unten.

ter anzugeben, jetzt hier noch von dem Schmucke des andern Geschlechtes im Allgemeinen.

Dahin gehört dann besonders der Haarpuß, so wie das Färben und Tatowiren oder Beizen einzelner Theile des Körpers.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem wohlriechenden Oehle gesalbet. Nicht nur die Längerinnen, sondern auch oftmahls viele Frauenzimmer der Zenana oder des Harems, und selbst Prinzessinnen lassen es in einem oder mehreren Zöpfen längsts dem Halse hinab fließen; durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen.

Bey Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen, und, in einen Knoten zusammen gewickelt, auf dem Scheitel befestigt; das Stirnhaar wird zu beyden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur oftmahls goldene Ketten, sondern schöne und wohlriechende Blumen durchschlingen das Haar.

Schon zuvor ward der Kleinen, äußerst dünnen Goldplättchen erwähnt, welche die Mädchen in verschiedenen Theilen Hindostans vorn

an der Stirn befestigen \*) ; allein ein Hauptschmuck besteht in den Ohrgehängen. So wohl von den Ohrläppchen, (sie haben zu Zeiten sehr große Oeffnungen,) als selbst von dem Rande der Ohren hangen goldene und mit echten Steinen gezierte Ringe, oftmahls von sehr hohem Werthe, herab. Auch tragen die Reichen und die öffentlichen Tänzerinnen mehrere goldene Ketten und anderes theures Geschmeide als Halschmuck.

In einigen Provinzen findet man auch das Tatowiren oder Einbeissen verschiedener Figuren oder einzelner runder Flecken in Gewohnheit, und bey den Tänzerinnen sieht man die bey uns ziemlich vergessene Mode der Schönnpflästerchen.

Hauptsächlich ist aber das Färben der Hände und das Umziehen der Augen mit einer schwarzen Linie. Beydes ist indeß nicht bloß in Hindostan, sondern ebenfalls in der Barbarey, Aegypten, Arabien und andern Theilen des heißen Asiens gewöhnlich.

Das Rothfärben der innern Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna, (*Lawsonia inermis* Linné, Octandr. monogyn.)

---

\*) R. s. den vorher gehenden Theil.

Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile des Körpers legt, welche rothgelb zu färben sind. Hier läßt man sie eine Nacht hindurch liegen, da dann diese Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Tagen, ja Wochen, selbst bey dem häufigen Waschen der Morgenländer, nicht verlöschen kann. Hierbey ist es merkwürdig, daß diese Farbe vorzüglich tiefer in die Substanz der Nägel eindringt, so daß man sie hier kaum zu erneuern nöthig hat.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nachmahls der Theil des Körpers mit Oehl gerieben.

In einigen Ländern des Orients färbt man auch die Haare mit der Henna, ja sogar die Mähnen der Pferde, die Füße und den Schweif selbst. Indes erhebt sich diese Farbe zu einem bedeutenden Handelszweige. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit färbt man nämlich damit so wohl Veltereyen als selbst das Leder. Daher gehen mit den zerriebenen Blättern der Henna mehrere Schiffe, von Alexandrien aus nach Smyrna, Constantinopel und Salonich. Nach Einigen

nennt man diese Pflanze auch *Mindi*. *Gleditsch* fand, daß die Wurzel roth färbt.

Das Material, womit das Frauenzimmer eine schwarze Linie oder Kreis um die Augen zieht, besteht aus Spießglas. Wird es an der inneren Seite der Augenlieder angebracht, soll es, wie Moore behauptet, dem Auge etwas Schwächendes geben.

Aber seltsamer und für uns widriger ist die Mode, die Zähne ebenfalls mit Spießglas schwarz zu färben. In Indien behauptet man, es diene, die Zähne gesund zu erhalten. Und jener Engländer bemerkt, daß man allerdings selbst bey alten Frauen die Zähne gesund finde, dagegen bey den Männern durch den stäten Gebrauch des Betelkauen's binnen kurzen die Zähne zerfressen erschienen.

---

Der milde Charakter der Hindus, wie nicht minder ihre Religion, fordern beyde zu solchen Beschäftigungen auf, welche den Menschen ruhig ernähren, und ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens durch geschickte Arbeitsamkeit ohne Blutvergießen oder Härte irgend einer Art gewähren.

Ackerbau, Viehzucht und die darauf gegründeten thierischen Producte darf man mithin hier

mit Recht erwarten. Und wenn die Fortschritte darin nicht genau mit dem hohen Alter der Nation überein stimmen, so hat höchst wahrscheinlich das Klima hierbey eben so großen Antheil, als die Mäßigkeit und Begnügbarkeit dieses Volkes.

Begreiflich ist auch hier, wie überall im warmen Orient, der Reis das Hauptnahrungsmittel, und der Reißbau die Hauptgrundlage der ganzen hiesigen Agricultur.

Schon hinreichend ist der Reißbau bekannt \*), und hier genüge es, auf den genauesten Beschreiber dieser wichtigen Handlung, le Gout de Flaix, zu verweisen. Er gibt für Hindostan sechs verschiedene Sorten an, behauptet aber, daß es irrig sey, den Reis in zwey Hauptsorten, in die in trockenem und in feuchtem oder nassem Boden zu erzielende, abzutheilen, jede der sechs Sorten vertrage so wohl trockenes als nasses Land. Die beste Sorte Reis nennt er Bonafuleh; sie ist nicht nur vom hellsten, klaren Weiß, hat einen trefflichen Geschmack, sondern duftet auch einen Ambra - Geruch.

---

\*) M. s. die vorher gehenden Jahrgänge.

Der Hindus backt von dem Reismehle eine Art Brot, Ape genant. Zum Gähren des Mehles setzt er, statt unseres Sauerteiges, etwas Palmwein und gestoßenen Reis hinzu; durch Weglassung des letzteren erhält man kein gutes Brot, da im entgegen gesetzten Falle das Ape angenehmer und selbst leichter zu verdauen ist, als Weizenbrot.

Auch geröstet gibt der Reis eine schätzbare Speise; man gibt sie den Kindern, und sie hat besonders bey ruhrartigen Zufällen großen Nutzen, wie dieß auch der Fall ist mit dem Reisswasser, Carge, wodurch die Hindus sich so wohl genährt als erquickt fühlen.

Dieses Wassers von gekochtem Reisse bedienen sich aber die Hindus ebenfalls beym Verfertigen ihres Schießpulvers. Es wird dadurch lebendiger und stärker, fängt auch schneller Feuer. Kohlenstaub mit diesem Reisswasser benetzt ist, nach völliger Austrocknung, unauslöschlich. (Le Gout de Flaix.)

Eben dieser Beobachter empfiehlt unter mehreren Arten dort zubereiteten Reisses vorzüglich den Avel. Man läßt hierzu den Reis in der Hülfe mit wenigem Wasser kochen, und drückt ihn, bevor die Körner kalt geworden, platt zu einer Art Teig. Hierauf läßt man ihn schwin-

gen, wodurch er trocken wird, und die Hülsen davon abgehen. So erhält man ein angenehmes Essen, das sich sehr lange hält. Es soll so nahrhaft seyn, daß  $\frac{1}{16}$  Unze davon einem Manne nach seiner Tagesarbeit die Kräfte wieder ersetzt (!!) Auch bereitet man eine sehr stärkende Brühe daraus. Jener Franzose empfiehlt den Avel besonders als Proviant in Festungen und für die Schiffe.

Tennant gedenkt einer dürrn Getreideart unter dem Nahmen Badgerrow, und Perrin einer andern Kornart, womit sich die westlichen Hindus ernähren. Er nennt sie Reverou, und beschreibt sie als ein kleines rundes Korn, das dem Samen der Zwiebeln ähnlich ist. Man mahlt es vermittelst zweyer Mählsteine, und gibt dem Mehle mit Wasser vermengt die Form eines Holländischen Käses. So unter die Gäste vertheilt, macht jeder mit der Hand eine Vertiefung in der Mitte dieses Brotes, und füllt die Höhlung mit Piment- (Pfeffer-) Wasser. Jetzt zerbricht er mit den Nägeln die Circonferenz, taucht jedes abgettsete Stück in diese Sauce, und genießt es; das Verdauen erfordert indeß einen kraftvollen Magen. Dabey ist es fast ganz geschmacklos, wie Holzspäne, allein äußerst nahr-

haft; die starken Arbeiter ziehen den Keverou in dieser Rücksicht selbst dem besten Reife vor, denn man bedarf binnen 24 Stunden keiner weitem Nahrung.

Zuvor ward bemerkt \*), daß selbst von unsern Getreidearten der Weizen und die Gerste dort gebauet werden. Letztere gedeiht ganz vorzüglich gut im Alladabad unweit Benares, da diese Gegend ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und sechs bis zehn Fuß davon steht dann gewöhnlich ein schöner, blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingeerntet werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues sollte fähig halten. Indes ziehen die Hindus doch mehrere Küchen- und Gartengewächse, z. B. Kettige, Rüben, Witzbohnen, Melanzonen (*Solanum Melan- gena* L.) und den gemüßartigen Amaranth (*Amarant. oleraceus* L.), jedes in viereckige Gartenbeete oder Felder gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten wird dieß alles in niedlichen

---

\*) M. s. den vorher gehenden Band des Taschenb.

Körben feil geböthen. Im Ganzen ist also der Hindu nicht weniger als ein schlechter Anbauer, allein in der Gärtnerey ist er zurück; er versteht z. B. das Pfropfen der Äume gar nicht.

Zur Bewässerung der Felder und Gärten wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen.

Das Wasser wird vermittelst eines auch bey uns nicht unbekanntem einfachen Brunnenschwängels aus den Brunnen gezogen, nämlich mittelst eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein Eimer (hier von Leder) an einer langen Stange, an der andern, kürzern, ein dicker Holzkloß befestigt ist, jedoch findet sich hier in Hindostan bey letztern ein Sitterwerk oder Stufen von Bambou, auf welche ein Mann hinauf steigt, um durch Auftreten auf den Kloß den vollen Eimer aus dem Brunnen zu heben. Zum wirklichen Begießen der Felder selbst bedient man sich dann nur wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweyter höchst wichtiger Anbau Hindostans ist der der Baumwolle. Er war es ebenfalls bereits zur Zeit Alexanders des Macedoniers, und schon damahls brachten die Hindus eben so vielartige, bewundernswürdige Producte daraus zu Stande als jetzt. Wenn wir gleich den

Anbau der Baumwolle selbst hier als bekannt übergehen dürfen \*), so verdient zu dem dort Gesagten hinzu gesetzt zu werden, daß die Baumwollweber in Bengalen sieben Haupt-Varietäten oder Sorten der Baumwolle annehmen. Einige derselben schicken sich besser zu dieser, andere zu jener Art von Zeug, und es erfordert schon eine frühe und vieljährige Kenntniß, um diesen Unterschied nicht zu verfehlen. In so fern, sagt le Gout de Flaix, hat jene uns sonderbar scheinende Einrichtung ihren Nutzen, vermöge welcher die Kinder gehalten sind, stets das Handwerk oder die Kunst ihrer Väter fortzutreiben; denn ohne diese unabänderliche Vererbung der Geschäfte von Vater auf Sohn würde es, glaubt er, bey den Webern kaum möglich seyn, für jede Art Mouffeline und ähnliche Zeuge genau die dazu passendste Baumwolle auszusuchen und gehörig zu verarbeiten.

Beym Anbau der Baumwolle beobachten die Hindus noch die besondere Gewohnheit, den Samen, die Körner, vor dem Pflanzen eine oder mehr Stunden in einer starken Salzlauge weichen

---

\*) V. s. den vorher gehenden Theil und den 2. Jahrgang dieses Taschenbuches.

zu lassen. Dieß dehnen sie auch auf das Getreide aus, und behaupten, daß hierdurch nicht nur der Same gegen die Angriffe der Insecten geschützt werde, sondern daß er auch früher keime.

Auch die Maschine, womit sie die Baumwolle krämpeln oder reinigen, ist höchst einfach. Sie besteht aus einem Holze 6 bis 7 Fuß lang, an beyden Enden in eine Art breiter Schaufeln auslaufend, woran eine starke Darmsaite befestigt ist, die bey dem Berühren einen Ton von sich gibt, daher ihr Name die Geige oder Violine. Sie ist vermittelst eines Strickes an einen an der Zimmerdecke befestigten Bogen aufgehängt. Mit der einen Hand hält der Arbeiter das Holz der Krämpel, mit der andern aber einen hölzernen etwas gebogenen, knopfartigen Griffel. Hiermit faßt er die Darmsaite, spannt sie, und läßt sie innerhalb der Baumwolle wechselsweise stets wieder los schnellen, wodurch diese dann, in die Höhe fliegend, gereinigt wird.

Der übrige Anbau der Hindus ist bereits zuvor angezeigt \*), nur des Oehles müssen wir noch gedenken. Außer dem der Cocos-Palme bauet man hierzu noch mehrere Pflanzen, vorzüglich die so genannte Bengeli. Sonnerat und Sonnini setzen keine wei-

---

\*) W. s. den vorher gehenden Theil.

tere Erklärung hinzu; ersterer nennt sie nur noch grain à l'huile, also doch nur ein Korn; vielleicht eine der in China auf Oehl gebaueten Pflanzen, z. B. der Chinesische Kettig, oder der morgenländische Kohl, oder die Connelie, oder der Ost-Indische Citisus \*).

Der Mohnbau ist ebenfalls wichtig, wie auch nicht weniger der Bau des Wunderbaumes (*Ricinus communis* L. Palma Christi). Man sieht von letzteren so wohl in Canara als auch östlich in Banar bey Patna und Monghir ganze Felder. Dieses Gewächs wird dort viel größer als in Europa, und dauert mehrere Jahre. Aus dem Samen der Frucht, die größer als eine Haselnuß ist, der bey uns unter dem Nahmen Samen *Cajaputiae majoris* vorkommt, pressen die Hindus das *Oleum Ricini*, das die Engländer *Castor Oil*, und wir *Cajaput-Oehl* nennen. Es ist durchtreibend, wird aber in Indien auch als Brennöhl gebraucht, jedoch zugleich als Medicin viel zu uns gebracht.

Die Maschine oder Presse für die Oehle, deren sich die Hindus bedienen, gibt einen neuen Beweis der Simplicität ihrer Gewerbe überhaupt.

---

\*) M. s. den 9. Jahrgang China.

Sie ist eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen, großen Holzgefäße, das sehr fest in die Erde gerammt, oder auch an den Stamm eines starken Baumes selbst befestigt ist, läuft horizontal ein breites, starkes Bret in einer Hohlkehle an jedem Gefäße so eingefügt, daß es sich umbrehen läßt, da an dem andern schmälern Ende zwey Ochsen angespannt werden. In der Mitte dieses flachen beweglichen Balkens oder Bretes ist ein krümmer Querbalken eingesetzt, der schief gegen und über jenes Gefäß in die Höhe steigt, und an einem starken Stößel oder Stampfe, die fast lothrecht in den Mörser hinab geht, befestigt ist. Jener hölzerne Mörser selbst wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, und von einem Manne, der auf dem flachen Balken zunächst dem Mörser steht, stets unter die Stampfe geschoben, während ein zweyter Mann gegen das Ende dieses Balkens sitzt, die davor gespannten Ochsen umtreibt, und selbst mit herum bewegt wird.

Bevor wir zu den Handwerken kommen, müssen wir noch Einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindu nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreyfachen

Werth hat, indem es ihm so wohl durch seine  
 Producte, wie auch zugleich als Zugvieh statt des  
 Pferdes dient, und endlich sogar ein wichtiger  
 Gegenstand der Religion ist, so ist die Viehzucht  
 für ihn von höchster Wichtigkeit. Auch bemerkten  
 wir schon zuvor \*), daß der Viehstand sehr zahl-  
 reich sey, da man zu Zeiten 80,000 Zugochsen  
 neben einander sieht. Indes hat Hindostan größ-  
 ten Theils reiche Weiden, so daß der Unterhalt  
 der Herden leicht fällt, und in einem so war-  
 men Lande, wo die Natur selbst im Winter stets  
 thätig fortarbeitet, bedarf es dann wohl keiner  
 sehr genau beschränkten Heuschläge. Die Weiden  
 sind Gemeinweiden, sie haben daher keine Be-  
 friedigungen; jeder sucht so viel Rindvieh, Scha-  
 fe und Ziegen darauf zu treiben, als seine Lage  
 ihm erlaubt. Daher ist dann freylich das Vieh  
 nur mager; denn an künstliche Wiesen und frem-  
 de Grasarten denkt man hier nicht. Die Hirten,  
 nämlich die Hütber, sind gewöhnlich aus den  
 untersten Volks - Classen.

---

\*) Die Ochsenarten selbst sind bereits zuvor ange-  
 führt. M. s. den vorher gehenden Theil des Ta-  
 schenbuches der Reisen.

Die Besorgung der Milch ist nicht überall dem weiblichen Geschlechte vorbehalten. In einzelnen Theilen der Ostküste, z. B. im Carnatic bey Madras, melken die Männer die Kühe vor den Häusern der Europäer. Dagegen ist dieses Geschäft in Bengalen wie bey uns den Weibern überlassen. Die Art des Buttermachens weicht besonders darin von der unsrigen ab, daß man dort die Milch zuvor halb gerinnen läßt, sie sodann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäße mittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor gewöhnlich auch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Die dortigen Europäer bereiten indeß eben so gute Butter als die in England.

Lennant's an Ort und Stelle entworfenene Beschreibung eines Dorfes unweit Benares, und seine Bemerkungen über die dortige Landwirthschaft überhaupt, mögen diesen Artikel beschließen. Jährlich sind zwey bestimmte Zeiten zum Pflügen; die eine, wenn im Julius der Regen anfängt zu fallen, die zweyte, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt in den obern Provinzen Hindostans im März und April, vorzüglich in Rücksicht des Weizens und der Gerste.

Hier bauet man, da das zu hoch gelegene Land nicht vom Ganges durch Ueberschwemmung bewässert wird, keinen Reis. Auf ein und dasselbe Feld werden verschiedene Früchte gesäet, z. B. der Flach und der Senf, welche man beyde zum Oehle benutzt; diese reifen zuerst.

Das Ausdreschen oder Austreten geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind.

Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durch einander, fast völlig nackt, mit schmutzigen Tüchern den Kopf umwunden, am Leibe in der Morgenkälte zitternd, schneiden hier einige mit einer kurzen Sichel Flach oder Korn, andere sammeln Senf ein, während wiederum andere die Bündel zu der Dreschtenne tragen.

Die Hindus fahren nämlich das Getreide nicht ein, sondern tragen es selbst zu Hause; denn von dem schon ausgedroschenen Stroh nehmen sie nie mehr auf ein Mahl, als geschnitten ist, und dieß ist jedes Mahl nur wenig. Das Korn selbst ist aber von weit geringerer Schwere als in England, dagegen sind der Mays und die Bad-

jera (*Holcus Spicatus* L.), wie auch der Same des *Ricinus* weit schwerer, und das Gewächs selbst viel größer als bey uns.

Auch das Zuckerrohr wächst hier zu einer außerordentlichen Höhe. Der Anbau davon ist sehr beträchtlich, und die Felder werden dazu gedüngt, so wie auch die für den Tabak. Von den Blüthen der gelben Farbe (2) dauert die Ernte sehr lange, weil die Stängel nur von Zeit zu Zeit, je nachdem die Blüthen erscheinen, abgeschnitten werden; da nun die Gerste zugleich mit gesäet wird, so wird dabey viel Gerste zertreten.

Die Einwohner eines Dorfes unweit Benares, etwa 1000 an der Zahl, hielten 400 Stück Zugvieh. Auf den Zemindar oder Grundeigenthümer folgt, der Wichtigkeit nach, der Mutwari oder Factor. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus, und nimmt die Pachtgelder in Münze oder in Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten.

Der Pächter, (denn von diesem erhält er seinen Lohn,) gibt ihm von jedem Hundert, das er seinem Zemindar jährlich zahlt, anderthalb

Sihr \*). Zuckerrohr, Baumwolle und andere Artikel, die nicht auf dem Gute verbraucht (also verkauft?) werden, zahlen eine gewisse Summe an den Zemindar, und für jede Rupie (Gulden), welche dieser erhält, bekommt der Pächter einen halben Ana \*\*), also etwa  $\frac{1}{30}$ .

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der Bnah; dieser erhält von jedem Mahn (etwa 75 Pfund) 12 Sihr.

Auch in dem kleinsten Dorfe machen die Schmiede und Zimmerleute zwey verschiedene Werke aus. Ein Lochar oder Handwerksmeister erhält für jeden Pflug 1 Mahn Getreide. Jedes Dorf hat ebenfalls eine Anzahl Wäscher, ein eigenes Handwerk. Der Wäscher erhält jährlich von jedem Pfluge 20 Sihr Getreide, und bey den drey Ernten (nämlich zwey Reisernten und eine im Frühjahre von Weizen, Gerste und Bohnen) drey Garben. Scheint diese Summe

---

\*) Ein Sihr, ein Gewicht von 1 Pfund 13 Unzen und 13 Drachmen. Dasrgmple nimmt dafür 24 Unzen an. Or. Repert.

\*\*\*) Ana, ist eine Kupfermünze, die  $\frac{1}{30}$  einer Rupie beträgt.

auch gering, (sie beträgt jährlich nicht über 4 Pence (etwa 2 gr.), so bedenke man, daß eine Hindu-Familie auf dem Lande nicht den 4. Theil der Kleidungsstücke eines Europäers bedarf, daß die Kinder bis zum 12. Jahre fast nackt gehen, und daß der Hindu äußerst mäßig ist.

Ferner trifft man in jedem Dorfe einen Barbier, einen Löpfer und einen Lederarbeiter oder Chumar. Letzterer gehört zu der niedrigsten Volks-Classe, und erhält für jedes Paar Schuh 10 Sühr Getreide. Fällt ein Stück Vieh, so gehört dem Chumar die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht ferner eine eigene Menschen-Classe dort nothwendig, nämlich einige Polizei-Diener, Chockidars genannt. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen, und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Pfluge drey Garben und 10 Bigham ( $\frac{1}{3}$  eines Morgens) Landes. Diese Polizei-Diener sind besonders da nöthiger, woselbst sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf, und der Neiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen aber eine so außerordentliche Gewandtheit, daß sie oftmahls dem Schlafenden sogar das Rücken unter dem

Köpfe wegstehlen. In den Englischen Cantonirungs-Quartieren vertrauet der Officier sich selbst nicht einmahl der Schildwache an; er hält daher 3 bis 4 Chockidars.

Die zahlreichste Classe von Arbeitern des Dorfes machen dann die Ackerleute aus; in dem Dorfe, welches Tennant beschreibt, belief sie sich fast auf hundert; und der Tagelohn eines jeden trägt fünf Sibr Getreide, und jede Pflugzeit eine Rupie.

Der Pflug selbst ist sehr einfach, jedoch an einigen Orten mit Eisen versehen; gewöhnlich hat jeder 2 bis 3 Paar Ochsen; indeß wird das Land nicht tief umgeackert; um tiefere Furchen zu ziehen, gehen zuweilen mehrere Pflüge hinter einander.

Sehr nothwendig ist auf einer Hindu-Pachtung der Kuhhirt, hier Achir oder Burdiah genannt. Er erhält jeden Monath zwey Mahn Getreide (150 Pf.) und für jede 10 Kühe die Milch von einer; hat er aber Büffel zu hüten, welches weit mühsamer ist, so erhält er schon von jeder fünften Büffelkuh die Milch.

In diesem Dorfe waren fünf Schäfer-Familien, sie hielten 1500 Schafe, und machen eine eigene Classe aus, die die Schafe scheren und

die Wolle verarbeiten. Auch wird das Schaf- und Ziegenfleisch bey gewissen Gelegenheiten von allen Casten gegessen. Die Europäer haben den Preis der Schafe bestimmt, 3 gelten eine Rupie; bey dieser Wohlfeilheit verkaufen daher die Hindus ihre Schafe ungern an Europäer.

Zuletzt finden sich hier noch zu folgenden Geschäften eigene Leute. Nämlich ein Barhi oder ein Mann, der aus Laub Schüsseln für die Speisen verfertigt.

In dem heißeren Bengalen, woselbst der Pisang so allgemein ist, bedarf es hierzu nur eines einzigen solchen Blattes, mithin keines eigenen Handwerkers, allein in den kältern Theilen Hindostans sieht man sich genöthigt, mehrere Blätter zu einer Schüssel oder Teller mit einander zusammen zu setzen. Der Barhi nimmt hierzu Blätter von 5 bis 6 Pflanzenarten, und erhält für jedes Hundert solcher Teller nur 2 Anas, also etwa 3 gute Groschen, wovon der Zemindar (Gutsbesitzer) die Hälfte zahlt. Da die Hindus, wie wir nachmahls sehen werden, solche Gefäße nur einmahl brauchen, so begreift man den großen Aufwand derselben und die nothwendige Wohlfeilheit.

Bei religiösen Feierlichkeiten übernimmt der Barhi das Amt eines Fackelträgers eines Musfalgen.

Ferner hat ein Dorf oftmahls einen eigenen Dorf-Poeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten der einzelnen Partien der Gemeinde; er dichtet Hochzeit- und Geburts-Carmina, und da sind denn gewöhnlich zwey solcher Poeten, oder Bhauts, der eine erhebt den Reichthum und das Ansehen der Familie der Braut, der andere besingt dagegen die Familie des Bräutigams. Nach der Hochzeit oder nach der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die dritte nothwendig geglaubte Person ist der Dorf-Brahmine, also der Dorfgeistliche. Ist die Ernte beendigt, so läßt der Bauer oder Ryut den Dorf-Brahminen kommen, um durch Ceremonien und Gebethe für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hierbey gereinigte Butter von Büffelmilch, Ghib genannt, und sagt über die aufgerichteten Haufen Getreide Gebethe her, worin die dabey Anwesenden einstimmen. Der Brahmine erhält dafür ein Maß Getreide. Da alle Pächter dieses Geistlichen hierzu bedürfen, so hat er bey jeder Ernte keine

unbedeutende Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bey der Heirath 5 procent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Aeltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen; selbst der Arme muß ihm sodann fünf Kupien zahlen.

Wenn man jetzt mit Aufmerksamkeit auf die ganze Einrichtung der Dorfschaften und der Landwirthschaften zurück sieht, so fühlt man leicht, wie viele Achtung diese weisen Maßregeln verdienen. Sie zeigen uns die Hindus als eine Nation, die da den hohen Werth der echten Grundlage des Staates, den Werth des Landbaues und der damit sich befassenden geringeren Volks-Classe, richtig ins Auge gefaßt hat.

Der Ackerbau wurde nicht nur vielartig betrieben, nämlich so wohl der von den ernährenden Pflanzen als auch derjenigen, welche Kleidung und andere Bequemlichkeiten des Lebens darbiethen; er ward durch eine eigene Polizey geschützt, und der Landbauer fand sogar unter sich selbst oder in seiner Nähe alle ihm nothwendige Handwerker, ja auch alles, was zu seiner Beruhigung, Ermunterung und zu seinem Vergnügen beytragen konnte. Schon dies

einzigste Einrichtung der Societät deutet dem ruhigen Beobachter auf ein Volk von hohem Alter, welches bereits in den grauesten Zeiten das wahre Wesen einer gut eingerichteten Staats-Maschine dadurch anerkannt hatte, daß es den Stand des Landbauers, der im Grunde alles ernähret, so flug und vorsichtig sicher und vortheilhaft gestellet hatte.

---

Wir gehen jetzt zu dem auf den Landbauer zunächst folgenden Handwerker, zu dem Gewerbe und dem Handel. In alle diese Geschäfte greift aber die merkwürdige Eintheilung der Hindus in Volks-Classen, Casten bey uns genannt, so tief und bestimmt ein, daß es nothwendig wird, diese den Gewerben voran gehen zu lassen.

Caste ist ein Portugiesisches Wort, bey dem Hindus selbst wird eine solche Volksabtheilung *Siadi* (*Dshadi*) oder auch *Barna* genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen bey einer und derselben Nation, und von einer und derselben Religion und Sitte, und zwar ein so bestimmtes Zerspalten, daß der einen Abtheilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie sich zugleich entehrt hal-

ten müßte, wenn eine andere sich derselben anmaßte, ist indessen den Hindus nicht ausschließlich eigen gewesen. Sie fand ebenfalls bey den Aegyptern Statt, und wenn gleich in dem neuern cultivirten Europa die Gränz-Linien zwischen den verschiedenen Volks-Classen nicht so hart und scharf gezogen sind, so dürfen wir es doch nicht abläugnen, daß selbst noch jetzt die Furchen zwischen den Volks-Classen oftmahls sehr tief eingeschnitten vor uns liegen. Hier zeigt sich nicht etwa bloß die Scheidungslinie zwischen dem Adel und dem Bürgerlichen; bringt man nur etwas tiefer in die Natur unserer heutigen Societät ein, so stößt man fast auf eben so vielfache Unterabtheilungen, oder Casten, als in Indien. Der Banquier und Großhändler oder Fabrikant sieht die Verbindung mit der Tochter eines Krämers für eine Mißheirath an, und der Stolz des Gelehrten oder Geschäftsmannes wähnt sich oftmahls entehrt in der Gesellschaft selbst vernünftiger Gewerbsleute; ja ein angesehener reicher Modeschneider sieht nur zu häufig auf den dürftigern seines eigenen oder eines andern Handwerkes hinab.

Und so werden sich stets in jeder bürgerlichen Gesellschaft Abtheilungen und Abstufungen des

Ranges und der Ordnung bilden, die dann gar leicht durch Uebertreibung ausarten, und oftmals schädlich werden können.

Freylich reicht dieß alles nicht gegen die Casten-Abtheilung Hindostans, und dieß wäre auch empörend, da in Europa die Aufklärung mit der Zeit selbst fortgeschritten ist, wenn gleich Frankreich in früheren Zeiten ein Beyspiel von erblichen Staatsämtern darboth \*).

Hindostans Casten waren bereits vor Jahrtausenden eben so tief in der dortigen Verfassung gegründet als jetzt; denn Arrian führt dieß unter die damalige Auszeichnung dieses alten Volkes an.

Aber es bleibt dabey eben so merkwürdig als ehrenvoll, daß die Hindus den höhern Verstandeskraften hierbey den ersten Platz einräumen,

---

\*) Durch die Paulette wurden unter Heinrich dem IV. die Magistraturen gleichsam erblich gemacht. Freylich war dieß in der höchsten Finanz-Noth geschehen; denn man mußte von einem solchen erkauften und erblich gemachten Amte den sechszißten Pfennig erlegen. M. s. Fortbonnais Recherches sur les Finances, T. 1. p. 22.

übermahl's eine bedeutende Aehnlichkeit mit den Aegyptern.

Brahma, den man genau von Brahm, dem Weltenschöpfer, unterscheiden muß, da er selbst von Brahm sein Daseyn erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Brahminen hervor gehen; aus seinen Schultern die Kshatriya oder Kscherei; aus seinem Leibe und Schenkeln die Waisya, oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder Schuder.

Der edelste Theil des Brahma gab mithin der weisesten Caste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger; die Hauptstütze der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungsitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener der Uebrigen, aus den Füßen.

In dieser Darstellung der Entstehung der vier Haupt-Casten zeigt der Hindus eine merkwürdige, gut überdachte Allegorie, und sie wird auch in den Gesetzen des Menu, einem Sohne des Brahma, sehr passend erläutert. Hier heißt es: den Brahminen ward aufgegeben, den Vedam

(nämlich die älteste der heiligen Schriften und Gesetzbücher) \*) zu studieren und sie, so wie überhaupt die Religion, zu lehren und zum Opfern zu ermuntern, Almosen zu geben wenn sie reich wären, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm wären.

Die Krieger (Kshatriya) sollten die übrigen Casten oder Stände beschützen; den Vedam lesen; die sinnlichen Vergnügen meiden, Almosen geben und opfern.

Die Waisya sollten die Herden hüten, das Land bauen, den Handel treiben; auf Zinsen leihen; opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollten hauptsächlich die übrigen Casten bedienen, jedoch ohne sich selbst herab zu setzen. Ihnen gehören alle Handwerker und außer den der vorigen Classe zugetheilten Beschäftigungen jede andere Handarbeit.

Dies sind nun die vier Hauptabtheilungen der Casten selbst. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen voran gehen.

Die Religion der Hindus gebiethet nicht bloß Enthaltung von Blutvergießen, sondern daneben

---

\*) M. s. den Abschnitt Religion.

zum Theil sogar Enthaltung des Fleisheffens, vorzüglich des Kuhfleisches, da diese Thierart besonders heilig gehalten wird \*). Indessen gibt es gewisse Volksstämme, denen es erlaubt ist, Fleisch zu essen, während andere sich durchaus dessen enthalten müssen.

Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Casten selbst, nämlich in

A. Solche, die kein Fleisch genießen; man zählt nur 18.

B. Solche, die da Fleisch essen; ihrer sind 70.

Diese Abtheilung ist aber desto sonderbarer, weil sie selbst durch alle Haupt-Casten durchgeheth, die erste oder vornehmste, die der Brahminen, nicht ausgenommen. (Dalrymple Or. Rep.)

In den ältesten Zeiten, wo die Brahminen den Namen der Brachmannen führten, sollen sieben Casten Statt gefunden haben, indessen sagt dennoch das Gesetzbuch des Menou hiervon nichts.

Dagegen sind die darin erwähnten heutigen vier Casten, dem Paullinus zu Folge, in 88 Unter-Classen getheilt, da denn jede derselben mit nicht viel geringerem Dünkel auf die auf sie fol-

---

\*) M. s. den Abschnitt Religion.

gende Caste herab sieht, als dieß bey den vier Haupt-Casten der Fall ist.

Es wäre zu umständlich, von jeder einzelnen Unter-Caste hier den Nahmen und ihre Geseze beybringen zu wollen, da sie größten Theils mehrsyblige Indische Nahmen führen. Einige Haupt-abtheilungen werden genügen. So verdient es bemerkt zu werden, daß von den 70 Casten, welche nach Dalrymple Erlaubniß haben, Fleisch zu genießen, abermahls ein sonderbarer Unterschied oder eigentlich eine neue Abtheilung angegeben wird, welche darin besteht, daß die Witwen von 35 Casten sich oftmahls wieder verheirathen dürfen, eine Sitte, die, wie wir nachmahls sehen werden, nicht die gewöhnliche ist.

Auch findet sich unter den Casten, die sich des Fleisches enthalten müssen, noch ein zweyter besonderer Unterschied, oder, wenn man will, eine eigene Abtheilung von fünf Casten, der darin besteht, daß nur diese ihre Todten nicht verbrennen \*), wie dieses sonst der Fall bey den übrigen Hindus ist. Diese fünf Abtheilungen werden die fünf Stränge genannt, unter dem Nahmen Silamuntula. Dieser Strang von fünf Casten

---

\*) M. s. weiter hin.

besteht aus Handwerkern, nämlich aus Gold-, Eisen- und Kupferschmieden, Steinhauern und Zimmerleuten; er gehört mithin unter die vierte Haupt-Caste. Indessen gibt es daneben ebenfalls einen solchen Künstrang von eben denselben Handwerkern unter den Casten, welche Fleisch genießen, diese führen dann jenen Indischen Namen nicht. Man sieht hieraus noch bestimmter, wie sonderbar und zum Theil für uns wenigstens verwickelt die ganze Lehre der Casten bis jetzt für uns ist.

Allen Casten überhaupt sind indessen folgende Gesetze zu beobachten gemeinschaftlich aufgelegt.

Sie müssen mit einander Gott als ein allerhöchstes Wesen anerkennen; ihn unter dem dreifachen Symbol, der Sonne, des Feuers und des Wassers, verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen, und eine Rache für das Laster fürchten.

Ferner dürfen diejenigen, welche zu einer Caste gehören, nicht in eine andere einheirathen oder überhaupt zu einer andern Caste übergehen, sondern unerläßlich allein der ihrigen anhangen. (Paullinus).

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat aber jede Caste und selbst die Unterabtheilungen derselben, ihre besondere, und die oberste Caste, die der Brahminen, großen Theils die strengsten.

Wir werden einige derselben hier beybringen, bey Gelegenheit der nun zu erwähnenden wichtigsten Unterabtheilungen jener vier Haupt-Casten.

Zuerst also von den Brahminen. Perrin will sie zwar nur in zwey Classen theilen, nämlich in geistliche und weltliche Brahminen, da aus der ersten Priester oder überhaupt Religions-Diener, aus der zweyten hingegen Minister, Gesandte und Rechtsgelehrte gewählt würden; allein der weit genauere Pater Paullinus zählt bey den Brahminen folgende vier Hauptstufen, Brahmaciari, Grabhasta, Vanaprasta und Bhikschu. Stets wird hierbey, wie bey allen übrigen Casten, voraus gesetzt, daß niemand, als nur ein in der Caste Geborner, zu einem Grade irgend einer dieser Unterabtheilungen gelangen kann.

Um in die erste oder geringste Classe einzutreten, muß ein geborner Brahmine sieben Jahre alt seyn. Ihm wird sodann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupte, Kudumi genannt, und ferner erhält er die Ordens-

Schärpe (Mumul oder Jagnapawabam). Die Consur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber das Recht, das Gesetz zu studieren und zu lehren, jedoch letzteres nur erst, wenn er zu den nachfolgenden Graden gelangt ist. Die Schärpe selbst besteht aus neun einzelnen, nach drey Abtheilungen unter sich vereinten baumwollenen Schnüren, welche über die linke Schulter und über die Brust zum Rücken geht. Wenn der Jüngling nach vielen Ceremonien diese Zeichen erhalten hat, so ist er brahmanisirt, oder eingeweiht, und dieser Grad dauert bis ins 12. Jahr.

Die dabey auferlegten Pflichten bestehen besonders darin, daß ein solcher sich alles vertrauten Umganges mit dem andern Geschlechte enthalte; keinen Betel kauge; den Bart nicht schere; die Gesetze studiere, sich täglich bade, sich noch der eigentlichen Priesterhandlungen enthalte und von Almosen lebe.

Die zweyte Classe hebt vom 12. Jahre an, gebiethet aber weit größere Strenge. Der Brahastha oder ehefähig erklärte Brahmine muß mehrere Arten Opfer bringen, z. B. von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn,

Brust und Arme schreiben; er muß sich bey der höchsten Strafe, nämlich der Ausstoßung aus der Caste, des Weines und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eyer, des Fleisches, der Fische, kurz, alles Belebten enthalten. Indessen ward bereits zuvor angemerkt, daß es einige Classen Brahminen gäbe, welche an die Enthaltung des Fleisches nicht so streng gebunden sind. Dalrymple nennt hier die Woriar-Brahminen, welche Fische, Hammelfleisch und Wildbret essen, jedoch kein Hühnervieh; ferner die Pundah-Brahminen, die nämlich die Ceremonien bey der Pagode von Jagrenat versehen, jedoch ist auch ihnen das Hühnerfleisch verboten. Vielleicht gehören diese beyden Classen zu der ersten geringern Classe, zu den Brahmaciar's.

Will nun ein Brahasta in dieser Classe beharren und nicht höher steigen, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den Geheimnissen der Religion selbst, und also zu höherer Priesterwürde, zu gelangen, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, dabey ist ihm die Ehe verboten, ferner ist ihm anferlegt, zwölf Jahre lang in einer

Kloster-Universität zu studieren; durch den schwersten Eid muß er sich verpflichten, die Religions-Geheimnisse nie zu offenbaren; und sich anheischig machen zu einem fünfjährigen Stillschweigen, sogar bey den religiösen Feyerlichkeiten; er darf nur durch Zeichen reden \*). Er lebt aber nicht von Almosen, sondern wird von dem Kloster erhalten.

Aus dieser Classe werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden- oder Tempeldiener, und wenn man talentvolle Subjecte darunter findet, die Guru, das ist, die Doctoren der Wissenschaften, der Geseze und der Theologie überhaupt, und der Geheimnisse der Religion.

Der dritte Grad der Brahminen, der nur mit dem vierzigsten Jahre anhebt, der Wanaprast, zeigt bereits durch seine Benennung noch auf weit größere Entbehrungen. Dieses Wort, zusammengesetzt aus Wana (die Wüste) und Prasta (gehen oder stehen), bezeichnet mithin einen

---

\*) Bekanntlich ward den Schülern des Pythagoras ebenfalls das Schweigen auferlegt; wahrscheinlich hatte er es von den Brahmanen entlehnt.

Eremiten; und hierzu verpflichtet sich auch der Banaprast; er muß entfernt von aller Welt als nackter Büssender leben. Zwar dürfen die Banaprasten ihre Frauen dorthin mitnehmen, allein die genauere Verbindung der Ehe ist gänzlich untersagt, und die strengste Keuschheit befohlen. Sie leben von Baumfrüchten und Gartengewächsen, müssen sich alles Genusses irgend einer Thierart enthalten, ja selbst kein Thier tödten; auf der bloßen Erde schlafen, und sogar während der Regenzeit dürfen sie sich nur von oben durch ein Dach schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und an den Armen sind sie entweder mit drey horizontalen Strichen, die sich von dem obersten angerechnet verkleinern, bezeichnet, oder auch durch folgendes Zeichen 卐, je nachdem sie sich einer der beyden Gottheiten, dem Schiwa oder dem Wistnu \*), gewidmet haben.

Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Zu den ersten gehören die bereits angeführten Enthaltungen. Die Regeln fürs Innere befehlen hauptsächlich stets in Betrachtung Gottes und der Wahrheit hinzubringen;

---

\*) M. s. den Artikel Religion.

die innere Reinigkeit und den Frieden der Seele zu suchen. Der Sambhavan, eines der klassischen Werke der Brachmannen, singt von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt,  
Die nur täuschen die Sinne,  
Hält von sich entfernt  
Wer nach wahrer Weisheit strebt,  
Nach Wahrheit und Glückseligkeit,  
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterliche Handlung verrichten. Wenn aus andern Casten welche zu dieser heiligen Lebensart übergehen wollen, so dürfen sie dennoch sich nicht mit den Vanaprasten vermengen, damit die Casten selbst abgefondert oder rein verbleiben.

Endlich biethet nun nach dortiger Meinung die vierte Stufe oder Classe der Brahminen ein Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dieses ist der Bixschu oder Saniassi; das erste sagt: der Almosen bittet; das zweyte aber, der alles verläßt. Nur erst im 72. Jahre kann der Brahmine hierzu gelangen, und wenn er sodann sich diesem höchsten Grade der Heilig-

keit widmen will, so muß er vor einem Gurus (Doctor und Vesehlehrer) seiner Frau und seinen Kindern, so wie auch seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere dadurch zu unterhalten \*).

Die Brahminen dieser Classe tragen ein Liegerfell über den Schultern, zu Ehren des Schiwa; sie lassen die Nägel stets fortwachsen, einige scheren weder Bart noch Haupt; keiner kaut Betel, trägt auch keine geheiligten Zeichen an der Stirn, nur bestreichen sie sich jedes Mahl nach dem drey Mahl täglichen Bade mit der Asche von Kuhmist die Stirn und die Brust. Sie kochen nie; nehmen bloß Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; so heilig werden sie gehalten, daß man ihnen bey dem Eintreten in ein Haus zu Füßen fällt. Sie besuchen nie eine Pagode, opfern auch nicht; beschäftigen sich nicht mit Betrachtung des Sichtbaren, sondern nur mit dem unsichtbaren Gott und dessen unenblichem Wesen, dabey bestreben sie sich, alle Leidenschaften gänzlich zu untersuchen.

---

\*) Die Ceremonie oder Weihe s. m. bey der Religion.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniaffi-  
steige gleich nach dem Tode in den wahren Him-  
mel, ohne je zur Erde zurück zu kehren, erreiche  
also so fort die höchste Glückseligkeit, so beweint  
man seinen Tod nicht; man begräbt ihn sitzend,  
mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer  
mit Salz rings umher gefüllten Grube, reibt den  
Kopf mit einer Cocos-Nuß; und vertheilt die  
Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an  
die Umstehenden.

Die verschiedenen Religions-Secten, wozu  
sich die Brahminen bekennen, werden wir bey der  
Religiou erwähnen. Hier ist nur noch zu be-  
merken, daß Sonnerat drey Unter-Casten der  
Brahminen annimmt; nämlich 1) die Waidi-  
guer; die Vornehmsten. Dieß sind die Pansan-  
carer; sie sind Wahrsager, Astrologen, und ver-  
richten die Hochzeit- und Leichen-Ceremonien;  
2) die Sivebramnals; sie versehen den Gottes-  
dienst bey dem Shiven; 3) die Strivaishevanals,  
die Brahminen des Wistnu.

Die Vorrechte der Caste der überhaupt Brah-  
minen sind sehr groß. Schon die Idee des gött-  
lichen Ursprunges aus dem Haupte des Brahma  
stößt die höchste Verehrung, ja Unverletzlichkeit  
ein. Einen Brahminen tödten, ist ein fast ganz-  
Taschenb. 15. Band. E

lich unverzeihliches Verbrechen; es gehört zu den fünf großen Hauptverbrechen, und wer dieses abbüßen will, muß, dem Gesetze des Vedams gemäß, zwölf Jahre hindurch pilgern, dabey stets in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammeln, und Speise und Trank, den man ihm gewährt, nur aus diesem Geschirre genießen. Ein Brahmine kann wegen irgend eines Verbrechens eigentlich nie Todesstrafe leiden; indessen hat man dennoch Beispiele, daß die Regenten einen solchen Verbrecher in einem Sacke haben ersäufen lassen, um wenigstens nicht sein heiliges Blut zu vergießen. Auch werden die Todesschuldigen der Augen beraubt, aber dabey am Leben gelassen. Eine andere für sie sehr schwere Strafe ist das Ausstoßen aus ihrer Caste; Paullinus bezeugt, ein Saniaffi, der sich mit einer Frau habe eingelassen wollen, sey auf Bitten der übrigen Brahminen von dem Könige von Travancore nicht nur ausgestoßen, sondern auch des Landes verwiesen worden.

Eine andere Strafe für solche Brahminen, welche sich zu dem Grade der Saniaffi erhoben haben; und diesen wieder verlassen, besteht darin, daß er nicht nur des Landes verwiesen, sondern

ihm zuvor auf der Stirn ein Hundsfuß eingebrannt wird.

Da die Brahminen sich in mehreren Wissenschaften und Sprachen auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Secretäre. Stehen sie nun gleich hienach durchaus unter dem Fürsten, so dürfen sie wegen des hohen Ranges ihrer Caste dennoch weder mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Brahmin-Secretär selbst nicht einmahl anrühren; so muß er z. B., um ihm einen Brief zu geben, diesen in die Hände des Secretärs fallen lassen; die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur mittelst eines und desselben Luches, würde den Brahminen verunreinigen, er sähe sich gezwungen, sich durch Waschen und andere Ceremonien zu reinigen. Auch ist es einem Brahminen verbothen, irgend andere Speisen zu genießen als solche, welche von Brahminen zubereitet sind.

Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Cultur dieser Caste ungeachtet, sind die Brahminen oftmahls Leute von eben so großer Unwissenheit als großen Untugenden. Wir werden in der kurzen Skizze der Revolution Hindostans mehrere Beyspiele ränkevoller, geistiger

und grausamer Brahminen vorfinden, aber auch zugleich sehen, wie mehrere von ihnen, der Heiligkeit ihrer Caste und ihrer Person ungeachtet, hart bestraft wurden.

Auch die zweyte Caste, die der Eschetteries oder auch Rajahs (Radshas), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger genommen sind, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Dem Sonnerat zu Folge theilen sie sich in drey Hauptzweige: in die Bondilliers, die Rajaputries und Marattiers. Die erste Abtheilung soll, bis auf wenige an der Küste von Coromandel, erloschen seyn. Die zweyte, die Rajaputra oder Fürstener Kinder, ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige abstammen. Indes führt dennoch auch Niebuhr einen regierenden Brahminen an; doch mag dieses ein höchst seltener Fall seyn. Bey dieser Caste findet keine eigentliche Ehe Statt, sondern nur Beyschläferinnen; offenbar alles auf den Soldaten berechnet.

Die Rajahs, worunter ebenfalls die Nayren gehören, als geborne Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Brahminen erzogen. Ihr Unterricht zweckt besonders auf die Geseze und die Regierungsgeschäfte ab. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur wie die Brahminen,

allein dieß geschieht nur zulassungsweise, nicht wie dort von Rechts wegen, und diese Schnur oder Orden soll ihnen zugleich zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsanführer stets weise und streng gerecht zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abtheilung oder Unter-Caste, die der Marattier, woraus wahrscheinlich die Maratten, die wir bald näher werden kennen lernen, entstanden, sind lediglich dem Kriegsdienste gewidmet. Uebrigens ist es der gesamten Caste ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im Großen, zu treiben, wie ihr dagegen das Lesen des Vedams selbst untersagt bleibt, doch darf sich der Tschetterie dieses heilige Buch vorlesen lassen. So wie bey der ersten Caste, bey der der Brahminen, ist es auch bey den Tschetteries eins der schwersten Verbrechen, in eine niedrigere Caste hinüber gehen oder sich nur damit vermengen zu wollen.

Die dritte Caste, die der Waischir oder Waisier, enthält nun, außer den eigentlich die Viehzucht, Land- und Gartenbau Treibenden, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen, eigentlich Banianen genannt. Sie ist die nützlichste, und gehört auch dort zu der geachtetsten Men-

ſchen-Claffe, bey der zugleich die Sitten am wenigſten verdorben, und wobey ſich die bürgerlichen Einrichtungen und Geſetze am ungeſtörteſten erhalten haben. Letzteres iſt beſonders der Fall in ſolchen Provinzen, in welchen die fremden Eroberer, Mogolen und Europäer, nicht tief eingebrungen ſind, z. B. in mehreren Theilen von Malabar.

Der Hauptzweig dieſer Caſte, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Rajahs (Fürſten) und Oberherren überhaupt 30 Procent oder 30 Maß Frucht oder Reiß vom Hundert; aber dieſe hohe Abgabe wird dadurch entſchuldigt, daß ſie nur als Pächter, die Rajahs hingegen als die wahren Eigenthümer des Landes anzusehen ſeyn. Dennoch beſtehen die Vaſſiers ſelbſt bey dieſer Abgabe ganz bequem, ſo bald ſie nur von ihren unabhängigen Rajahs regiert werden; dagegen leiden ſie unter der willkührlichen Herrſchaft der Muhammedaniſchen Fürſten, und auch die Europäer laſſen ſich unverzeihliche Härte gegen dieſe würdige Menſchen-Claffe zu Schulden kommen. Es iſt aber hierbey ſehr ſchätzbar, daß obige Abgabe gänzlich von allen ſolchen Ländereyen hinweg fällt, welche entweder den Unterrichtsaniſtaltan, Uni-

versitäten und Schulen, oder auch den Pagoden und Tempeln irgend einer Religion angehören. Denn selbst die Ländereyen der christlichen Kirchen sind davon frey.

So hatte der König von Coschin durch einen eigenen Freyheitsbrief die christlichen Gemeinden in seinem Gebiethe davon befreyet (Paullinus). Ein Brachmane, der eigen dazu angesetzt ist, erhebt die Einkünfte für alle diese Anstalten, und legt sodann jährlich deshalb seine Rechnung gerichtlich ab.

Die vierte Caste, die der Soudras oder Schouders, mußte an Abtheilungen die reichste seyn, da sie alle die vielartigsten Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager, oder vielmehr Besprecher, und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen Hantirungen unter eigenen Gilben stehen.

Eine Hauptabtheilung dieser Caste ist die in die rechte und linke Hand. Zu erster zählen sich nach Einigen 14 Classen, darunter dann die Ackerleute obenan stehen sollen. Hiervon sagt Paullinus, und, was noch wichtiger ist, das Gesetzbuch des Menu nichts; vielmehr setzen beyde gültigsten Zeugen, wie wir so eben sahen,

die Ackerleute in die höhere dritte Caste der Wajshas; und füllen diese vierte Caste der Schoudras nur mit Handwerkern aller Art aus. Nach eben diesen gültigen Quellen scheinen die Kaufleute gleichfalls nicht hierher zu gehören, es müßte denn die Rede von kleinen Trödlern seyn. Und wenn man auf Perrin fußen darf, so zeigt auch bereits der Name Bellager, welchen man den Ackerleuten und Handelsleuten beylegt, daß ihnen eine höhere Caste zukommt. Welley, sagt nämlich Perrin, bedeutet rein, und durch die angehängte Sylbe er wird also ein schätzbarer Mann bezeichnet. Dieß, fügt er hinzu, darf man dieser Abtheilung mit Recht beylegen, da man sie durch ihre feinen Sitten und ihr anständiges Betragen kaum selbst von den Rajahs unterscheidet.

Setzt man daher auch nur bloß die Handwerker und geringern Volks-Classen in die Caste der Schoudras, so erhält sie dennoch eine kaum aufzählende Anzahl von Unterabtheilungen.

Die Handwerks-Caste zerfällt aber wiederum in zwey Hauptzweige. Der erste davon enthält 5 Classen, die fünf Hämmer genannt, da ihre Arbeiten zum Theil mit dem Hammer verrichtet werden. Diese sind: die Goldschmiede; die übr-

gen Schmiede; ferner Weber, Tischler und Maurer. Man könnte vermuthen, daß dieß die zuvor nach Dalrymple so genannten 5 Stränge wären, die nämlich zu einer besondern Abtheilung gehören; indes fanden sich dennoch dort, statt der Weber, die Steinbauer.

Wir unterbrechen hier die trockene Untersuchung der Casten-Theilung, und verweilen mit Recht bey diesen wichtigsten Handwerkern der Hindus, sie zeichnen dieses Volk so wohl durch ihre Geschicklichkeit als durch die Simplicität ihrer Arbeiten merkwürdig aus.

Von dem ersten Handwerke, dem Goldschmiede, ertheilt uns Sonnerat folgende Nachricht. Der Goldschmid geht nebst seinem Lehrburschen zu demjenigen, welcher seiner bedarf, ins Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges, eine Zange, ein kleiner Amboss, ein Hammer und eine Feile, dieß ist der ganze Apparat. Den Ziegel verfertigt er sogleich an Ort und Stelle aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, durch letzteres erhält das Gefäß mehr Festigkeit, und reißt nicht in der Gluth. Versteht der Hindu nun auch nicht dem Golde mehrere Farben mitzu-

theilen, so muß man dagegen bey den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigran-Arbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmides ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Amboss besteht aus einem Steine, wovor der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Gesell oder Lehrbursch durch zwey groß gemachte Blasebälge das Feuer anbläset, welches vor einem aufrechten, zum Schutze dienenden Steine angemacht ist.

Der Holzsäger, Zimmermeister und Tischler verdienen unsere Bewunderung wohl am wenigsten. Sie arbeiten zwar ebenfalls nur mit sehr einfachen und wenigen Instrumenten; allein sie bedürfen auch einer weit längern Frist als die unsrigen. Was bey uns in drey Tagen beendigt wird, erfordert dort so viele Monathe. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lothrecht zwischen zwey Balken, und zerlegt es von oben herab in Breter; begreiflich eine höchst langwierige Arbeit.

Merkwürdiger ist dagegen das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden, und daher zu

den niedrigsten Abtheilungen der vierten Caste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen, so sind sie sehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht, wie bey uns, das Maß mittelst eines eigenen Fußmaßes; ihm reicht es hin, den Fuß in die Hand zu nehmen und in verschiedenen Richtungen zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Weiße, bearbeitet mit mehreren Schneide-Instrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen zwar genau an, jedoch nur mit Baumwollenfäden, und liefert schon am folgenden Tage ein Paar sehr gut passende und sauber gemachte Schuhe. Das fast völlig frische Leder und das Nähen mit Baumwollenfäden, ist dagegen Ursache, daß sie weder irgend der Nässe noch dem Stöße widerstehen. Sie dauern daher nur ein Paar Tage. Bey einer Tanzpartie nimmt deshalb der Tänzer gewöhnlich einige Paar Schuhe mit sich, und die vorsichtigeren Franzosen ließen das Nähgarn für die

Schuster ausdrücklich aus Europa kommen (Grand Pré).

Am bewundernswürdigsten sind die Weber. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baume, im freyen Felde auf, und legen sie dann gewöhnlich Abends wieder aus einander. Der Stuhl besteht aus zwey Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwey Stöcke laufen quer durch die Kette, und werden oben von zwey Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwey andern Stricken, welche an den großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette aus einander und den Eintrag dazwischen hinein bringt. Was für vielartige Zeuge, und von welcher bewundernswürdigen Feinheit der Hindus auf diese einfache Art zu Stande bringt, welche selbst unsere geschicktesten Webereyen übertreffen, davon wird nachmahls beym Handel Einiges beygebracht werden; dort kommen ebenfalls verschiedene Fabriken und Manufacturen vor.

Wir kehren jetzt zu den Casten zurück. Schon bey jener allgemeinen Eintheilung der Schou-

ders in die der linken und der rechten Hand finden sich ganz besondere Auszeichnungen. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen z. B. ihre feyerlichen Processionen nicht innerhalb der von jenen bewohnten Quartiere halten; und wenn ja beyde Abtheilungen bey gewissen Feyerlichkeiten zusammen kommen, dann ist es denen der linken Hand untersagt, ein weißes-Pferd zu reiten, oder einen weißen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beyden Abtheilungen aber durchaus keine Heirathen Statt finden, fließt bereits aus dem Vorhergehenden.

Einigen Nachrichten zu Folge gibt es unter der Schouder-Caste über 20 verschiedene Stufen. Bald nach jenen Handwerkern kommen die Dehlbereiter, Wannier; und selbst von diesen scheinen abermahls Seitenzweige auszulaufen; denn man findet einen Unterschied unter denen, die das Bengeli-Dehl-machen, und unter Cocos- oder auch Cajaput-Dehl-Männern. So verlieren sich diese lächerlichen Absonderungen fast ins Unendliche.

Folgendes wäre etwa eine kurze Liste der bemerkbarsten, noch zu den Schouders gehörenden Unterabtheilungen, nämlich: Mahler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammer-

diener und Haushofmeister (Dobaschis); Distillirer (z. B. von Arrak), und die für diese den Reiß in Kugeln backen (Pondevanlu); Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Leichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger, Eskaren und gemeine Landsoldaten; Jalagadulavanlu, das ist Leute, die den Abfall von Gold und Silber bey den Goldschmieden aus der Asche hervor hoblen; geringere Bettelmönche; Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die untern Classen der öffentlichen Tänzerinnen \*) (Bajadaren).

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuster, da sie zugleich Gärber sind, zu den niedrigsten Unterabtheilungen dieser Caste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese, so sehr von den übrigen Hindus herab gewürdigten Unter-Casten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheuet, und gehören allerdings noch zu den vier Casten selbst; beobachten auch die Gesetze der Hindus und ihre Religions-Gebrauche.

\*) Hiervon nachmahls bestimmter.

Dagegen gibt es eine andere Volksabtheilung bey den Hindus, welche durchaus zu keiner Caste zu zählen ist; da sie allen übrigen Hindus entgegen laufend lebt, jede Art von Speise genießt, auch sich allen Reinigungen und Baden entzieht. Die hierzu gehörenden führen verschiedene Nahmen: Parias, Pulias, Purier, Thiva, Chandala u. a., die beyden ersten sind die gewöhnlichsten. Es scheint daher unrecht, 5 Casten anzugeben; denn diese unglücklichen, von allen 4 Casten tief verabscheueten Menschen leben gänzlich nach ihrer Willkühr, oder auch, wie es ihre höchst elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menou sondert sie auf das traurigste von allen übrigen Hindus ab. »Niemand,« heißt es darin, »der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel gibt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen seyn; ihre zerkochene Töpfe, ihre Zierathen verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch sollen sie zur Nachtzeit nicht in den Städten umher ziehen.«

Sie werden von allen übrigen Hindus so tief verabscheuet, daß sie, völlig von allen ent-

fernt, in eigenen kleinen Dörfern wohnen, Paretschari benannt, deren Häuser oder vielmehr Hüttchen so klein und niedrig sind, daß kaum ein Mensch hinein kommen kann, ja man fürchtet sogar ihren Athem. Redet ein Paria zu einem andern Hindus, so muß er sodann die Hand vor den Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der andere vorüber gegangen ist.

Kommt ein Paria einem Brahminen zu Gesichte, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Brahmine würde sonst unrein. Vielweniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen, oder opfern und bethen, selbst in das Haus eines andern Hindus darf kein Paria eintreten, ist man aber seiner bedürftig, dann läßt man ihn durch eine eigene Thür hinein gehen, wobey er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß; denn sähe er sich etwa umher, so hält man alle Meublen und Geräthe für verunreinigt und schlägt sie in Stücke.

Dennoch sind diese so tief verachteten Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindus als Pferde- und Ackerknechte; bey den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hierbey ist es sehr merkwürdig, daß ein anderer, also

castenfähiger Hindus beym Soldatendienste oftmahls unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er sich dadurch geschändet halten darf.

Uebrigens sind den Parias die schmutzigsten Arbeiten aufbehalten, z. B. das Ausbringen der geheimen Gemächer, das Abstreifen des todtten Viehes u. d. gl.

Auch stimmt ihre Lebensart hiermit völlig überein. Sie genießen nämlich alles, was den castenfähigen Hindus verbothen ist, alle Arten von Fleisch, selbst Rindfleisch nicht-ausgenommen, ja sie begnügen sich mit gefallenem Viehe und fast jedem Aase. Daneben versagen sie sich die starken Getränke nicht, man findet sie oft berauscht. Unmäßigkeit und Unreinigkeit aller Art, also gerade das, wodurch die castenfähigen Hindus sich so vortheilhaft auszeichnen, sind ihre Lieblingsfehler, und da jene Sittlichkeit bey den übrigen Hindus bey ihrer Religion wesentlich ist, so mußten freylich diese Menschen äußerst verachtet scheinen.

Indessen gibt es selbst in dieser niedrigen Menschen-Classe wiederum Abstufungen. Die Pulia stehen in dieser Rücksicht noch tiefer als die Paria. Sie wohnen von allen übrigen

Menschen entfernt, in sumpfigen, oder wegen Wald und Gebirgsklüften fast nie besuchten, unzugänglichen Orten; nähert man sich ihnen, so entfliehen diese elenden, nackten, schmutzigen, fast völlig schwarzen Menschen mit großem Geschrey, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, andern Menschen ins Antlig zu sehen. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Wildlagern und Höhlen, dann wirft man ihnen Reiß oder andere Speise hin wie den Thieren. Sie werden indeß besonders auf Malabar von den Nayren zum Feldbau und andern harten Arbeiten gedungen. Allein diese kriegerische Caste der Nayren äußert eine so rohe Verachtung gegen sie, daß es ihnen ungestraft frey steht, die Güte eines neuen Säbels oder Feuergewehrs an dem ersten Pulia, der ihnen aufstoßt, zu erproben (Dellon).

Ihre Nahrung ist, wie die der Parias, höchst dürftig und unrein, und die ganze Lebensart, der Mangel an allem Unterrichte, der daraus entspringende Stumpfsinn und die Feigheit weisen ihnen kaum eine Stufe über dem Thiere an.

Da beyde, die Parias und die Pulias, sich nie einer Pagode oder Tempel nähern dürfen, auch daher von dem Cultus der übrigen Hindus aus-

geschlossen sind, so sind ihre Häuptlinge zugleich ihre Priester. Sie verrichten die Trauungs-Ceremonien und alles, was zum Gottesdienste gehört, in eigenen, ihnen angewiesenen kleinen Bethhäusern. Uebrigens leben sie monogam und sind getreue Eheleute.

Selbst aber unter diesen Pulias gibt es indessen einige höhere Stufen, so stehen z. B. die Kerma, Canachen und Urali nicht völlig in so tiefer Verachtung als die übrigen (Papi).

Die Pulias bewohnen hauptsächlich nur die Küstenländer von Malabar bis zur Spitze von Travancore hinab; die Varias finden sich hingegen über ganz Hindostan verbreitet.

Beide verachtete Stämme, die Varias und Pulias, sind außerordentlich zahlreich. Es ist daher nur das tiefe Elend, die Schande, worin sie selbst geboren werden, welche bey ihnen jeden Keim des Ehrgefühles und Muthes erstickt, und die traurigste Feigheit erzeugt, welche diese Unglücklichen von einer Empörung zurück hält, und bey ihrer Uebermacht die höheren Casten rettet.

Eine wichtige Frage dringt sich aber bey dieser unbegreiflichen Volksabsonderung unwillkürlich auf; nämlich: wie kam es, daß der sogar gegen jedes Thier mitleidige Hindu hier gegen

feine Mitmenschen nicht bloß dieses ihm von der Religion selbst auferlegte Mitleid gänzlich aus den Augen setzte, sondern sich seit grauer Zeit als ein völliger Barbar gegen sie zeigte? Denn schon zu Gama's Zeiten fanden die Europäer, welche nach Indien handelten, diese die Menschheit schändende Mißhandlung jener untersten Volksstämme.

Diese, der Natur der Hindus widersprechende Barbarey scheint sich am wahrscheinlichsten zu erklären, wenn man annimmt, jener verachtete Menschenstamm sey die Nachkommenschaft großer Verbrecher. Da nun, wie sich dieses aus allem bisher über das sonderbare Volk der Hindus Gesagten darthut, ihre Ideen und Gewohnheit selbst nach tausenden von Jahren unabänderlich bleiben, so mußten sich, so bald solche große Verbrecher, von den übrigen ausgestoßen, sich unter sich vermehren, eine große Masse stets herab gewürdigter Menschen erzeugen. Nirgend war aber dieser Fall so leicht als eben bey den Hindus. Eine Hungersnoth, die dort nicht ganz selten bey für den Reißbau fehlendem Regen eintritt, konnte ja nur ein oder mehrere Familien dahin vermögen, daß sie, um nicht Hungers zu sterben, selbst das so heilige Thier, die

Ruh, nicht verschonten, während daß tausende der übrigen Casten freiwillig umkamen, nur allein um diese heilige Religions-Pflicht nicht zu brechen. Jene wurden nun, als völlig unheilige, nicht aus etwa einer, sondern aus allen Casten gestossen.

Durch diese größtmögliche Bestrafung unter den Hindus sahen sie sich selbst gleichsam für einen eigenen Menschenstamm an, von allen verabscheuet, also auch von ihren Religions-Gesetzen und sonst heilig gehaltenen Gewohnheiten entlassen. In dieser Zügellosigkeit lebten sie, gleichsam ein neues Volk, fort, und blieben für die ungemessenste Zukunft Allen ein Gräuel.

Auch mag sich diese verachtete Menschen-Classe noch dadurch vermehren, daß solche Ausstufungen aus den Casten niemahls gänzlich aufhören können; denn wie sollte es möglich seyn, daß alle übrige castensfähige Hindus fortbauernnd sich nie eines solchen Vergehens bey den so hart aufliegenden Pflichten und Gebräuchen zu Schulden kommen ließen! (z. B. Mißheirathen, Genießen von Rindfleisch in dringender Noth u. d. gl.), wodurch sie aus der Caste gestossen, und also zu den Pulias verdammt würden? Der Name Pulia hat seinen Ursprung von dem Worte

Peleyabuna, d. i.: beschmutzt, infam werden; aus seinem Stamme ausgestoßen werden (Paulinus).

Doch genug von diesen Unglücklichen; nur noch einige allgemeine Bemerkungen über diese Eintheilung der Nation in Casten.

Sie gewährt auf der einen Seite den bereits berührten Vortheil, das Kind früh zu dem ihm bestimmten (erblichen) Geschäfte anzuziehen, und daher ihm hierin eine große Gewandtheit und Geschicklichkeit zu erwerben. Und da hierdurch die größere Zahl der Staatsbürger nicht nur mit Sicherheit ruhig ernährt wurde, sondern dem Ganzen zugleich vor allen übrigen Ländern Asiens einen sehr großen Vorzug erwarb, indem diese Industrie hauptsächlich jenen bewundernswürdigen Handel und Reichthum zuwege brachte, wodurch Hindostan bereits im hohen Alterthume berühmt war, so bleibt diese Casten-Einrichtung in den ersten Zeiten des Volksvereins stets ein deutlicher Beweis der Weisheit seiner frühesten Gesetzgeber.

Dagegen zeigt sich, von der andern Seite betrachtet, in dieser Einrichtung bey der weitem Entwicklung der Societät etwas sehr Widriges, ja Empörendes. Ist es nämlich die Bestimmung

des Menschengeschlechtes, sich in der Folge der Zeiten stets weiter zum Bessern zu entwickeln, stets dem Vollkommeneren entgegen zu streben, so lähmen diese Casten-gänzlich dieses edle Fortschreiten der Menschheit.

Unter welchem Himmelsstriche, unter welcher Nation war jemahls das Talent das Erbe eines besondern Theiles des Volkes? wo der ausschließliche Vorzug einer Familie? Nein, wie das wohlthätige Tageslicht verbreitet es die Natur über das gesammte Menschengeschlecht, und wenn gleich dieser oder jener Körper das Licht besser einzutrinken fähig ist, davon inniger durchdrungen wird, so begünstigt sie dadurch eben so wenig ausschließlich nur einige Theile der Erde, als sie das Talent für einzelne Volks-Classen aufspart. Daher stiegen bey allen Völkern, und unter diesen bey allen Stämmen und Familien, so wohl bey der des Landmannes als bey der des Fürsten, vorzügliche, mit hohen Gaben ausgerüstete Menschen empor. Dieß zeigt die vieltausendjährige Geschichte aller Welttheile, so weit wir sie übersehen, und nur der freche Despotismus, der bößhafte Schlaupopf, gedrungen von der Sucht, ausschließlich zu glänzen und vorzugsweise zu genießen, wußte dem Volke vor-

zuspiegeln, als sey das Talent, welches sich zufällig in einzelnen Familien zeigte, eine ihnen ausschließlich vom Himmel geschenkte Gabe. Hiermit entstanden nun dauernde Auszeichnungen von Priester- und Adel-Casten, von Brahminen und Rajahs, und weiter hinab von Bannanen und Schoutries.

Diese Castentheilung ist mithin unläugbar eine Störung, eine Entweihung der Natur; aber wahrlich diese nimmt dafür auch schwere Rache. Nicht bloß läßt sie ein solches Volk nie zu einer höhern Ausbildung in Künsten, Wissenschaften und aller Geistesentwicklung empor steigen, sie läßt es selbst in tiefsten Druck, in härteste Slaverey versinken. Der so herrlich begabte, leicht alles fassende Hindus steht in allen Gewerben und Wissen noch da, wo er zur Zeit des Porus stand, und er ward sogar schon seit dieser Zeit das Opfer jedes ihn bekriegenden Fremden. Dennoch zeigt sich der Hindus, selbst der verworfensten Classe, der Paria, als Englischer Soldat, als Seapoy benutzt, muthig und tapfer, und sicher konnte ohne jene Verwahrlosung der für Alle gleich gütigen Natur nie dieses an sich höchst schätzbare Volk unter den Klauen jener fanatischen Muhammedanischen

Räuber erliegen, welche wir bald genauer kennen lernen.

Von den Handwerken und Fabriken der Hindus blieb uns noch Einiges von Wichtigkeit übrig, welches zugleich zu dem Handel bequem hinüberführen wird.

Außer den zuvor angezeigten Geschicklichkeiten müssen sie noch andere seltene Talente besitzen, z. B. in Verfertigung des Stahles. Der berühmte Seeräuber Angria sagte von den Engländern, durch ihn erbeuteten Säbelklingen, sie seyen gut genug, um Butter zu zerschneiden. Ferner hatten die Mahratten eine Stückgießerey in Agra; freylich war letztere etwas von den Europäern Erlernetes; allein die Säbel dieses rohen Volkes sind lange berühmt.

## Handels-Producte und Handel.

Das, wodurch Hindostan sich seit Jahrtausenden vorzüglich auszeichnete, und ihm eine der Hauptquellen seines kaum begreiflichen Reichthums war, sind die Producte ihrer Webereyen.

Hindostans Baumwollen- und Seidenarbeiten finden sich nicht, wie bey uns, in großen Manufactur-Gebäuden zusammen, und sie wer-

Den auf keine Weise, wie in England und Frankreich, durch sinnreich erdachte, sehr zusammen-gesezte Maschinen in ihren Arbeiten unterstützt. Die Einfachheit ihres Weberstuhles haben wir bereits zuvor kennen gelernt, und hiermit arbeitet jeder einzeln entweder in seiner Wohnung oder in der Nachbarschaft unter einem Baume. Indes gibt es dennoch einzelne Ortschaften, wo selbst eine sehr große Menge Fabrikanten dieser oder jener Zeuge zusammen anzutreffen sind, wie z. B. in Patna, Amadabad, Seikan, Mazulipatnam u. a., auch sind ganze Landschaften hierin vor andern berühmt, so z. B. die Zeuge von Samsambazar.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter größten Theils 4 oder 6 Monate voraus bezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Makler, dort Dalale genannt, und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, die von den Monsoons abhängt, abgehen können.

Die Zeuge selbst werden noch jetzt, wie schon zu Taverniers Zeiten, nach Courgen oder Corfen, bey den Engländern Corge, d. i. zu 20 Stück die Corge, von verschiedenen Sorten verkauft, oder vielmehr bedungen, denn der Da-

Kale beschäftigt zuvor jedes Stück, und der Kaufmann thut wohl, hierbey selbst genau acht zu haben. Ist die Courge, (die Hindus sagen Kobi,) durchgesehen und gut befunden, so wird jedem Stücke ein eigenes Zeichen aufgedrückt. Die hierzu gewählte Farbe wird von einer besondern Nuß genommen, und durch Kalkwasser wird erstere sodann unauslöschlich.

Alle Zeuge lassen sich eintheilen in baumwollene und seidene; von jeder Art sind aber die Verschiedenheiten so groß, daß es ermüdend wäre, die Nahmen mit einander herzusetzen. Le Gout de Flaix gibt nur gegen 60 an; allein in Steevens zählt man über 124 verschiedene Zeuge von Baumwolle und Seide, und dennoch zerfallen hiervon mehrere noch in 4 oder 6 Unterarten oder Varietäten.

Auch könnte man sie in ungefärbte, völlig weiße, und gefärbte, so wie in solche Zeuge theilen, in welchen sich Blumen oder andere Figuren von Gold und Silber eingestickt finden.

Indeß muß man nicht glauben, daß diese verschiedenen Zeuge in jedem Fabrik-Orte Hindostans können erzielt werden.

Das zu dieser oder jener Bereitung taugliche Wasser, die verschiedenen Farbekräuter, Hölzer

oder Erbarten, die einzelnen Orten eigen sind, wie auch selbst das in diesem großen Erdstriche verschiedene Klima, dieß zusammen bestimmt die Art der hier oder dort zu liefernden Zeuge.

Es reicht sicher für unsere Absicht hin, einige der vorzüglichsten, oder auch am meisten gesuchten Zeuge hier anzuzeigen.

Die Guineas mögen hier unter den baumwollenen Zeugen wegen ihres großen Verbrauches den Anfang machen. Die Einwohner sprechen dafür Kinde, d. i.: ein langes Stück; denn ihre Länge beträgt 72 Gades oder Indische Ellen (zu 17 Pariser Zoll die Elle) bey einer Breite von  $1\frac{1}{2}$  Elle. Es gibt deren sechs verschiedene Sorten, je nach der Anzahl der Conjons, d. i.: der der Anzahl von 120 Fäden, woraus sie bestehen. Ihre Größe bleibt dieselbe, ihre Feinheit ist aber so sehr verschieden, daß, da die gewöhnlichsten Guineas nur aus 19 Conjons bestehen, die feinsten aus 50 zusammen gewebt sind; diese letztere verfertigt man besonders in Vizagapatnam, Ganjom und Narzipur; und sie sind von so außerordentlicher Feinheit, daß der Herr von Bussi bey seiner Rückkehr aus Indien der berühmten Pompadour ein Duzend Hemden, von diesen Guineas verfertigt, zum

Geschenke machte, jedes Hemd lag in einer Schnupftabaksdose von gewöhnlicher Größe.

Die gröbereren Guineas haben einen sehr verbreiteten Nutzen. Sie dienen, weiß, dort zu Hemden und äußerst dauerhaftem Tafelzeuge; colorirt aber zu Meublen-Zitsen, zu Bettumhängen und ähnlichem Bedarf. Die weiß und blau gefärbten Guineas, oder Guinea Stufs nach den Engländern, halten vier Ellen in der Länge bey  $\frac{7}{8}$  Breite, und machen einen sehr beträchtlichen Handel nach der Küste von ganz Afrika, besonders von Guinea aus, da die Neger ihre Pagnes oder Hüftbinden daraus verfertigen; nur allein dieser Absatz ist unermesslich groß.

Die zweyte Sorte vorzüglich schöner weißer Zeuge von sehr großem Absatze sind die Percale. Diese werden hauptsächlich auf Coromandel im Carnatic verfertigt. Sie sind von sehr dichtem Gewebe, und dienen unter andern auch besonders zu den feinen Zitsen (Chites), welche man in Mazulipatnam mit goldenen und silbernen Blumen und Blättern bemahlt. Sie sollen die einzigen Zeuge seyn, worauf sich diese Vergoldungen anbringen lassen, und welche die Farben vorzugsweise annehmen. Von allen übrigen baumwollenen Zeugen Indiens unterscheiden sie

sich so wohl durch ihren Faden, als durch die pergamentartige Oberfläche, die der darüber hingleitenden Hand das Gefühl von einem seidnen Zeuge angibt. Der Preis einer Torge der besten Art (von 46 Conjons) beträgt dort 660 Franken.

Die dritte Sorte der weißen Zeuge nennet le Gout Salampouris, die Engländer schreiben Salampores, und auch ihre Angaben zeigen, daß der Handel mit denselben sehr ins Große geht. Sie werden hauptsächlich in dem Lande von Seilan, oder Salern, das zwischen den Gebirgen des östlichen Armes der Ghauts längs den Caveri Koleram gelegen ist, verfertigt. Es sind leicht, fein, aber sehr sorgfältig gewebte Zeuge, wovon indeß der Faden nicht so gleichförmig ist als der der Percalé. Man verbraucht die Salampouris besonders zur Leibwäsche, denn in Indien ist diese fast gänzlich von Baumwolle; ferner zu Servietten und Handtüchern, und die Hindus verfertigen daraus ihre langen Kleider.

Die hier benannten weißen Zeuge zeichnen sich außer ihrer bewundernswürdigen Feinheit auch durch ihr glänzendes Weiß vor ähnlichen Europäischen Zeugen aus. Unstreitig liegt dieß in der Weiße und übrigen Bearbeitung, die von

einigen dortigen Pflanzen und selbst Mineral-Producten abhängen. Unser sachkundiger Franzose, welcher hierüber sehr umständlich ist, behauptet z. B., daß die verschiedenen Bäder für die Zeuge, bey deren Zubereitung man sich einer alkalischen Erbe, Öl, einer Art von Steatit, bedient, den Zeugen eine höhere Weiße mittheilen, als unsere Leinwand selbst nach der neuen Chaptalschen Methode (durch Salzsäure) erhalten kann. Ebenfalls bemerkt er, daß die bey einigen solcher Bäder benützten Myrobalanen (*Phyllanthus emblica* L.) die Baumwolle zum nachmahligem Sättigen mit Farben passlicher bereitet als unsere Galläpfel; daher die Myrobalanen nicht ungeschicklich die Amme der Farben benannt werden.

Unter die gefärbten oder doch gewöhnlich zum Färben vorbereiteten Baumwollenzeuge gehören vorzüglich die Lächer, (Schmucktücher, Mouchoirs, Handkerchiefs,) welche so wohl als Taschen, oder auch Umschlagtücher für das Frauenzimmer dienen. Sie gehen in ungeheurer Menge ab, und die von Mazulipatnam sind besonders wegen der trefflichen rothen Farbe, womit bereits die Wolle selbst zuvor gefärbt ist, berühmt. Diese Farbe wird besonders durch den

Ausguß auf ein Gemisch von pulverisirtem Safran, Sandelholz und Alaun hervor gebracht, jedoch wird die Baumwolle nachmahls noch in ein Decoct getaucht von der Wurzel Chave, einer Wurzel, welche le Gout nur sehr unbestimmt Radix Orixensis nennet, weil sie besonders auf der Küste von Orixa ohne große Wartung gedeihet, und hauptsächlich zum Festhalten der Farbe dient; eine Eigenschaft, weßhalb die Indischen Zitze und andere Zeuge so berühmt sind. Die Pflanze selbst ist eine Grasart; le Gout rath ihren Anbau für das südliche Frankreich an, da sie ohne Mühe gezogen wird, selbst mit unfruchtbarem Boden vorlieb nimmt, und dabey eine der Hauptursachen von der unübertrefflichen Lebhaftigkeit, Schönheit und Dauer der Indischen Farben ist. Denn auch ihr haben vorzüglich die eigentlichen Zitze (Chites) Indiens ihre Vorzüge zu verdanken. Diese gehen in unermesslicher Menge nach Europa ab, wo sie vormahls Perses genannt wurden, wahrscheinlich weil sie in ältern Zeiten über Persien zu uns gelangten.

Die schönsten, so wohl in Ansehung der Farben als der Vollkommenheit ihrer Muster,

Tiefen Madras, Mazulipatnam und andere Theile der Küste von Coromandel.

Großblumige, oder auch mit Landschaften, Thieren und dergleichen bemahlte Sitze werden besonders zu Meublen und Ueberzügen von Kuchebetten gebraucht, und thun wegen der herrlichen Farben und guten Zeichnung eine bewundernswürdige Wirkung.

Es ist aber um desto mehr zu bewundern, daß die Zeichnungen gerathen, da die Farben gewöhnlich nur von Kindern aufgetragen werden, und die Pinsel der Hindus nicht aus feinen Haaren, wie bey uns, bestehen, weil die Weize, welche in den Farben liegt, diese zerfressen würde, sondern nur aus einem dünnen zugespitzten Bambusrohre, an welchem sich oberhalb der Spitze ein Knäuel Baumwolle befindet, welcher die Farbe enthält. Diese Baumwolle drückt der Mahler, so oft es nothwendig ist, zusammen, um die Farbe nach der Spitze des Rohres fließen zu lassen.

Uebrigens ergibt sich aus allem, daß nicht bloß die bewundernswürdige Feinheit des Gewebes den Indischen Zeugen den Vorzug vor den unsrigen gebe, sondern zugleich die Laugen und äußerst sorgfältige Zubereitung der Baumwolle,

wozu dort im Lande einheimische Producte hauptsächlich vieles beitragen.

Es wäre ermüdend, die vielen übrigen Baumwollenzeuge, z. B. die Organdis, Dorcas, Casambazars, Nilsaris, Bastas, und mehrere andere, weiter hier einzeln aufzuführen, obgleich verschiedene derselben sehr wichtige Handels-Artikel abgeben. So wurden schon vor einigen 20 Jahren nur allein von den Organdis durch die Englische, Französische, Holländische und Dänische Compagnie für beynähe 400,000 Rupien (Gulden) jährlich ausgeführt. Nur mögen hier noch die Gazen Ost-Indiens erwähnt werden, da sie zum Theil aus Baumwolle, zum Theil aus Seide gewebt sind, und ebenfalls einen erstaunlichen Absatz haben. Gewöhnlicher ist aber das Gewebe der Gazen von Seide, worin oftmahls goldene oder silberne Blätter und Blumen eingewebt sind. Sie liefern dann auch die so genannten Fliegenetze (Mousquitaires), welche unter dem Himmel Ost-Indiens und selbst der wärmern Theile Europens die ungeheure Masse jener kleinen Blutsauger, Mücken und Fliegen abhalten, wodurch in diesen herrlichen Ländern die Nächte so schlaflos und schmerzvoll werden.

Von ganz vorzüglichen feinen Seidenwaaren liefert hauptsächlich Surate die schönsten, wenn gleich nicht die reichsten. Diese letztern werden, L. Valentia zu Folge, am reichsten jetzt in Benares verfertigt, und dienen nicht bloß im Orient zu Staatskleidern, sondern sie gehen auch nach Europa, sind aber selbst an Ort und Stelle sehr kostbar. Surate ist aber seit langer Zeit der Hauptsitz von einigen der vorzüglichsten seidenen Gold- und Silberzeugen; unter welchen sich besonders die Kinkams und die Kinkabs, (die Engländer schreiben Kinkobs,) und Goulbanis auszeichnen.

Die ersten sind leichte Atlasse und Goldfäden, Lahn und Seide broschirt, von so außerordentlicher Schönheit, daß sie selbst den besten Lioner Brocaten vorgezogen werden. Sie vereinigen mit der Leichtigkeit eine außerordentliche Stärke, und finden daher so wohl in Europa als in Asien selbst den stärksten Absatz.

Goulbani, oder Seidenzeuge mit Goldlahn, und Matabis, dergleichen mit Silberlahn. Sie werden nach dem Gewichte verkauft, die Torge wiegt etwa  $2\frac{1}{2}$  Mark, das Mark zu 75 Franken. Die Schönheit dieser Gewebe, wovon nur sehr wenig nach Europa gebracht wird, muß be-

wundernswürdig seyn. Ein davon gekleidetes Frauenzimmer von schlankem Wuchse und feiner Haut, sagt le Gout, ist eine personificirte Grazie, und in einem Zirkel von so gekleideten Damen glaubt man sich unter die Houris von Muhammeds Paradiese versetzt. Daher sind diese Zeuge ein wichtiger Gegenstand für die Harems oder Zenanas der Indischen Großen.

Diese und ähnliche reiche und treffliche Waaren machen noch jetzt einen Hauptgegenstand des Handels von Surat aus; einen Ort, den wir als eine der größten Stapelstädte Hindostans seit vielen Jahrhunderten kennen, und der selbst noch jetzt, wenn gleich von ehemahliger Größe gesunken, von höchster Wichtigkeit ist. Deßhalb mag zu dem bereits davon Beygebrachten \*) Folgendes hinzu gefügt werden. Die Stadt liegt am linken Ufer der Mündung des von den Hindus für heilig gehaltenen Flusses Tapti. Zwar ist die Mündung fast eine halbe Stunde weit, allein es können dennoch keine großen Schiffe bey der Stadt anlegen, da mehrere sehr beträchtliche Sandbänke, z. B. unweit der nahen Dör-

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

fer Omrah und Briaew; dieß zu zeitigen Kleinen Fahrzeugen verbiethen. Daher ankern die Schiffe der Englischen Compagnie nur unweit des Thurmes von Sivally. Stavorinus fand den Anker- oder Lagerplatz unter  $21^{\circ} 57'$  n. Br. Die Atmosphäre zeigte sich durch Versuche außerordentlich trocken; die Hitze bestand im Februar nicht über  $96^{\circ}$  Fahrenh., allein in den beyden folgenden Monathen stieg das Thermometer dennoch zuweilen auf 104, ja 108 Grad.

Das Land um die Stadt ist ein sehr fruchtbarer Boden von eisenhaltigem Lehm, der wenig Dünger bedarf, es ist vorzüglich gut angebauet, da das Volk arbeitsam ist. Besonders wird hier außer dem Reife auch viel Weizen geerntet, der hier ein vorzüglich großes Korn hat, man führt ihn sogar deshalb nach Batavia.

Verschiedene Palmarten, so wie der Mangus und die Baumwolle, gedeihen hier ebenfalls; letztere liefern den Stoff zu verschiedenen gestreiften Dorcas, welche hier gewebt werden.

Die Bauart der Stadt fand Stavorinus im Jahre 1775 schlecht; enge, krumme, ungepflasterte Straßen. Sie hat zwölf Thore und zwey Mauern, die innerste, welche sehr verfallen ist, umgeht man etwa in zwey Stunden, die äußere

erfordert drey. Das wichtigste Gebäude ist ein viereckiges Castell, von den Mogolen nach der Eroberung von Guzurate erbauet. Die Engländer, welche jetzt auch Herren von Surate sind, haben es stärker befestigt.

Der Pallast, worin der Nabob wohnt, liegt etwa 200 Schritt von dem Schlosse entfernt. In hiesiger Münze wird alles eingeführte Silber in Rupien verwandelt.

Die Factoreyen der fremden, besonders Europäischen Nationen sind in der Binnenstadt gelegen.

Die Bevölkerung dieser alten Handelsstadt ist selbst in unsern Zeiten sehr groß. Stavornus glaubte, sie im Jahre 1775 noch auf eine halbe Million annehmen zu dürfen. Sie besteht aus Mohren (Mogoln), Banianen, Gensus, Persern, Indiern, Armeniern, Arabern und aus Europäern fast von jeder Nation. Von den Gensus oder Hindus bemerkte ein dort angefassener Holländer, daß sie in einige 90 Casteu zerfallen. Begreiflich ist dann auch eine sehr große Anzahl Pagoden, Moscheen, Tempel und Kirchen aller Art.

Schon vorhin ward bey der Nachricht von Amadabad im Allgemeinen des hiesigen Thier-

Hospitals gedacht; die Merkwürdigkeit der Sache verdient es, hier etwas bestimmter darüber zu reden.

Anquetil du Perron, der es 1759 besuchte, gab nicht nur eine bestimmte Nachricht darüber, sondern zugleich den Grundriß. Nach sechzehn Jahren fand Stavorinus diese höchst-sonderbare Anstalt noch ziemlich in derselben Form.

Sie ist über 100 Jahre alt, und verdankt ihre Entstehung mehreren gutherzigen Banianen, welche sich anheischig machten, von ihrem großen Handelsgewinne nicht bloß das Hospital zu erbauen, sondern es fortdauernd zu erhalten.

Das Hospital, dort Panjeropor, d. i.: eine Compagnie oder Gesellschaft genannt, besteht hauptsächlich erstlich: durch eine Taxe von einer Ana ( $\frac{1}{16}$  einer Rupie) für 100 Rupien Gewinn, und ferner durch Straf gelder, welche die Brahminen auf jede gesagte Unwahrheit auflegen; das Oberhaupt der Brahminen hat darüber die Aufsicht; die Einkünfte betragen jährlich gegen 9000 Holländische Gulden. Das Ganze nimmt einen Platz von etwa 400 Quadrat-Ruthen ein, und macht ein Viereck aus. Bey Anquetils Besuche befand sich in diesem Hospitale unter andern frankten Thieren auch eine sehr alte Landschild-

Eröte, dritthalb Fuß lang und anderthalb Fuß hoch; ein sehr häßliches Thier, das kaum gehen konnte. Stavorinus fand sie noch lebendig, obgleich sie bereits 16 Jahre früher, da Anquetil sie sah, für hundertjährig ausgegeben ward. Sie war dort 70 Jahre verpflegt. Als Stavorinus dieses Hospital zwei Jahre darauf wieder besuchte (1777) war sie gestorben; sie ward mit Milch gefüttert. Auch besah er daselbst das merkwürdige Zimmer für Insecten: Flöhe, Wanzen und Läuse. Zwar gibt Anquetil an, diese würden mit Mehl, Zucker und Reis ernährt, in- desß scheint Dvingtons Behauptung, man bezahle arme Menschen, um sich von ihnen auf einige Zeit saugen zu lassen, wahrscheinlicher.

Hierher bringen nun die Leute ihre Kranken- abgelebten Thiere, ja die Baniänen kaufen oftmahls dergleichen auf, damit sie im hohen Alter oder Krankheit nicht weiter gemißhandelt werden. Jährlich werden hier 500,000 Büschel Heu, und täglich 60 Seer ( $1\frac{1}{2}$  Pf.) Korn und 50 Seer Milch für die kranken Thiere verbraucht. Fleischfressende Thiere bemerkten aber beyde Reisende nicht.

Da Surate hauptsächlich durch den Handel wichtig ist, so haben die Einwohner von langen

Zeiten auch auf den Schiffbau ihr Augenmerk gerichtet, und Fahrzeuge von vieler Art geliefert. Noch jetzt sind die dort erbauten Schiffe vorzüglich wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt; stehen aber auch freylich in hohem Preise. Wahrscheinlich wird hierzu das Holz vom Eibbaume genommen, welches von dem südlicher liegenden D a m o m herbey geführt wird. Kaum glaublich, jedoch wahr ist die Dauer eines solchen Fahrzeuges. Stavorinus sah eines dergleichen von 190 Last, das Eigenthum eines Türkischen Kaufmannes, welches lange dazu gedient hatte, die Muhammedanischen Wallfahrter nach Mekka hin- und herzuführen, und deshalb das heilige Schiff benannt war. Von diesem Fahrzeuge kann durch Documente bewiesen werden, daß es bereits 1702 das alte Schiff genannt ward, da es doch noch im Jahre 1770 seine jährliche Reise nach Mocha machte; es muß sicher weit über hundert Jahre dienstfähig gewesen seyn. Es ist wie eine Fregatte gebauet, und hat 112,500 Holländische Gulden gekostet.

Begreiflich sind hier vorzügliche Schiffswerfte, selbst die Holländer, wenn gleich hier nicht die erste Handels-Nation; hatten über 100,000 Gulden darauf verwandt.

Die von hieraus gefandten Waaren bestehen hauptsächlich, nach Steevens und Stavorinus, in Baumwolle, und noch mehr in baumwollenen und seidenen, hier gewebten kostbaren Zeugen, so wie in hier gearbeiteten Waaren von Silber, Gold und Perlmutter. Auch findet sich hier eine besondere Art von Hanf, die, wenn gleich nicht so fein als unser Flachs, dennoch sehr stark und daher auch für den Handel nicht unbedeutend ist.

Da Surate einen Hauptmarkt von ganz Indien ausmacht, so sind die hier einzukaufenden Waaren kaum aufzuzählen. Steevens nennt davon über 160 Artikel.

Arabien liefert dagegen Sklaven und Rauchwerk; Persien: Datteln, trockene Früchte, Kupfer, Gummi und Perlen; mit letztern muß hier ein bedeutender Handel seyn, da Steevens eine eigene Tafel von dem dortigen Perhengewichte liefert. Von Bengalen wird besonders eine Menge roher Seide eingeführt, woraus im ganzen Guzurate die einfachen und gestreiften weißen und rothen Zeuge, und herrlichen blauen Sagen gewebt, und nach Surate zum Verkaufe gesandt werden.

Die Holländer setzen oder setzten wenigstens noch vor kurzen hier besonders mit Vortheil ab,

Spezereyen aus den Molukken, Japanisches Kupfer und Zucker. Der Handel wird aber nicht bloß nach dem rothen Meere, ganz Ost-Indien und Europa zu Wasser betrieben, es gehen auch Karavanen in das Binnenland und hoch hinauf nach Persien hin. Die Türkey erhält die Waaren von Surate über Aegypten.

Die Handels-Bilanz zu Gunsten von Surate soll sich, Englischen und Französischen Nachrichten zu Folge, auf 25 Millionen Livres belaufen!

Diese so wichtige Stapelstadt steht unter der Präsidentschaft Bombay; sie war oftmahls ein Zankapfel mehrerer Fürsten. Der dort residirende Nabob erhält von den Engländern eine Pension \*).

Ein nicht viel minder wichtiger Handelsort dieser Küste ist dann die Insel und die Stadt Bombay selbst. Da sich hier zugleich der heutige Sitz der Regierung der Engländer für diese Präsidentschaft befindet, so ist sie auch deshalb einer genauen Anzeige werth. Die Insel selbst ist nur 7 Englische Meilen lang, dabey aber sehr schmal, so daß der Umfang nur 20 solcher

---

\*) M. s. weiter hin die Revolutionen Hindostans.

Meilen beträgt. Hierauf ist das Castell gelegen, unter  $18^{\circ} 55\frac{1}{2}'$  n. Breite und  $72^{\circ} 54' 21\frac{1}{2}$  öst. v. Greenwich. Bombay erhielt mit Recht von den Portugiesen den Nahmen der guten Bay (Buon Bahia), denn sie hat den einzigen Hafen längst der Küste von Malabar, woselbst die Schiffe während der Monsons sicher liegen; er kann gegen drey hundert Fahrzeuge halten, und hat eine treffliche Docke zum Ausbessern von drey Kriegsschiffen. Daher war die Insel Bombay, welche, nebst der großen, wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr wichtigen Insel Salsette (Salsette), als ein Theil der Mitgift der Portugiesischen Infantinn, bey der Vermählung mit König Carl dem II. (21. May 1662.) an England abgetreten war, für diesen Handelsstaat von höchstem Werthe.

Die Insel Bombay ist zwar felsig, jedoch mit Tocos-Palmen bedeckt. Ueberhaupt biethet sie, nebst der ganzen übrigen neben ihr gelegenen Inselgruppe: Salsette, die Fleischerinsel; die wegen ihrer Alterthümer berühmten Elephanteninseln u. a., zusammen mit der dortigen Küste von Canara einen sehr mahlerischen Anblick dar.

Fast alle diese Inseln sind schön bewaldet, gegen über die gut angebaute Küste, und im Hintergrunde die hohen Ghauts, wovon einige sonderbare, trichterförmige Gestalten zeigen, während der Fluß Pan, an welchem das Dorf Danwell gelegen ist, bey keiner unbedeutenden Mündung sich ins Binnenland schlängelt.

Jene großen Vortheile für die Schiffahrt machen Bombay, da es von Salsette aus Unterhalt an Früchten und andern Lebensmitteln erhalten kann, stets zu einem der wichtigsten Plätze für die Ost-Indische Compagnie.

Nur ist, oder war wenigstens in ältern Zeiten, die Luft den Europäern höchst schädlich, dieß bezeugt Ovington; und Hamilton gibt hiervon eine so sonderbare Ursache an, daß sie angeführt zu werden verdient. Er behauptet nämlich, die dortigen Hindus hätten die Gewohnheit, ihre Cocos-Bäume mit einer Art kleiner Fische, wovon das dortige Meer überschwänglich reich ist, welche er BUCKSHOE nennt, zu düngen. Diese verbreiten, in Fäulniß übergegangen, eine fast pestilentialische Luft; jeden Morgen sähe man eine gestankvolle Atmosphäre davon aufsteigen, welche tödliche Lungensuchten, Ruhren und Fieber unter den Europäern verbreite. Hierbey wa-

re es dann noch merkwürdiger, daß die Original-Bewohner dieser ungesunden Insel dennoch von ganz vorzüglicher Stärke sind. Wenn man in Madras 6 Träger für einen Palankin rechnet, so bedarf man hier nur vier.

Eine andere natürliche Merkwürdigkeit aus dem dortigen Meere ist eine Art Purpurschnecke, eine Miesmuschel, welche eine unauslöschliche Purpurfarbe gibt.

Die Insel und der Hafen sind durch ein Castell geschützt, indeß behauptet Hamilton, die schlechte Ortswahl des ersten Erbäuers, Humphrey Cook, habe veranlaßt, daß nachmahls mehrere kleine Forts mußten errichtet werden.

Bombay zeigt ein eben so merkwürdiges Gemisch von Nationen als Surate. Die Gesamtzahl dieser vielartigen Menschen beläuft sich fast auf 150,000. Von bedeutenden Handelshäusern zählte man im Jahre 1797 gegen 60, hierunter waren 10 Europäische, 20 Hindostanische, 7 Armenische, 11 Persische und 4 Muhammedanische.

Bombay, als ein Hauptstapelort Arabischer, Persischer und Ost-Indischer Waaren, sendet seine Schiffe fast über alle Meere des Indischen Oceans, vorzüglich da es die Hauptniederlage für den Pfeffer ist, und da es durch diesen ungeheuern

Verkehr Surate gleich kommt, so erhdit es als Residenz-Ort der Regierung einen noch wichtigern Einfluß für den ganzen Orient.

Hier die übrigen Handelsorte dieser Küste einzeln durchzugehen, wäre langweilig; es wird hinreichen, die vorzüglichsten zu nennen.

Während Portugals Größe war Goa der Hauptsiß des Europäischen Handels, allein es ist jetzt zur Unbedeutenheit herab gesunken. Nicht so tief steht Cochin (Kotschin), vormahls die Hauptstadt eines eigenen Königreiches.

Calecut, merkwürdig als der erste Platz der Landung der Europäer unter dem großen Gamma, auf dem fruchtbarsten Boden, unter 11° 28' n. Br. gelegen, die Hauptstadt des Samorins, ist zwar ebenfalls jetzt von geringerer Wichtigkeit, doch ist der Pfefferhandel noch beträchtlich.

Endlich finden sich hier die beyden Englischen Handelsorte Tellichery und Broach. Der erste (11° 43' 30'' n. Br. und 75° 29' 3'' öst. L. v. Gr.), da er besonders seit 1776 starken Pfefferbau treibt, und davon so, wie von andern Gewürzen und von Eih- und Sandelholz, ansehnliche Magazine hat, ist von Bedeutung; das

nördlichere Broach (21° 38' n. B.), dessen wir bereits gedacht haben \*), ist es mänder.

Schon zuvor ward bemerkt \*\*), wie viel vorzüglicher die Küste von Malabar für den Handel gebauet sey, als die von Corgmandel. Aber eben daher ist sie wegen der vielen Einschnitte und Buchten dann gleichfalls nur zu häufig der Sitz sehr gefährlicher Seeräuber.

Deßhalb ist besonders der Theil der Küste zwischen Goa und Bombay so berühmigt, daß Kennels Karte sie die Räuberküste nennt, da sie sonst Concan oder Kander genannt wird; denn bereits in den ältesten Zeiten der Römer litten die Seefahrer von den, aus den tiefen Buchten und versteckten Einschnitten hervor brechenden Piraten. In unsern Zeiten hatte sich besonders Angria hierunter sehr fürchtbar gemacht, und selbst nach Vernichtung seiner Flotte durch die Engländer blieben diese Corsaren, die sich höher nach der kleinen nördlichen Insel Searbetti hinauf gezogen hatten, deßhalb stets gefährlicher als die Barbaren, weil erstere ihre Beute zu

---

\*) W. s. den vorher gehenden Theil.

\*\*) Eben daselbst.

nächst an ihren Wohnsitzen machen, da jene oft weit von den Küsten der Barbarey ihre Beute aufbringen.

Auf der ihr entgegenstehenden Seite des großen Dreieckes finden sich zwar einige Handelsplätze, welche besonders durch die Niederlassungen der Europäer wichtig sind, z. B. Megapatnam, Tranquebar, Cuddalore, Pondichery, Madras, Pullicah und Masulipatnam; allein keiner hat einen Hafen, der mit jenen auf Malabar zu vergleichen steht. Es genüge daher, hier den größten aller Handelsplätze dieser Küste etwas näher kennen zu lernen, vornehmlich da er zugleich der zweyte wichtigste Ort von allen, jetzt fast ganz Indien unterjochenden Englischen Niederlassungen ist.

Madras, bey den Hindus Chinnapatnam genannt, dessen Fort St. George sich unter  $13^{\circ} 4' 54''$  n. Br. und  $80^{\circ} 24' 49''$  befindet, ist auf einem flachen, sandigen Boden am Meere unweit des kleinen Flusses Patir von William Langhorne im Jahre 1645 erbauet, und, Troz des brennenden Bodens, vermöge der kühlenden Seewinde ein gesunder Ort. Zwar hatten die Engländer bereits seit dem Jahre 1640 hier ein Comptoir, allein nur erst seit dem Jahre 1758,

nachdem die Franzosen ihr Fort St. David zerstört hatten, wählten sie Madras zum Hauptsitz ihres Handels.

Das Meer äußert hier aber eine so gefährliche Brandung, daß eine besondere Art von Fahrzeugen nöthig ist, um mit Sicherheit gelandet werden zu können, da große Schiffe sich der Stadt nicht nähern dürfen. Ein solches Fahrzeug, *Massoulah* genannt, ist unglaublich leicht, sehr flach, ohne Kiel und ohne alles Eisen; die Planken sind nur mit Fäden des *Cocos* zusammen genähet. Dadurch fast biegsam, geben sie beynähe jedem Stöße der Welle nach, und dennoch rudern oftmahls eigene Flößen nebenher, um bey etwannigem Zufalle die Menschen zu retten.

Der hier zum ersten Male landende Europäer, sagt *Hodges*, wird überrascht, wenn er bey dem schönsten azurnen Himmel und dunkelblauem Meere eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, glänzend von dem marmorartigen *Stucco*, *Schumum* genannt, und mit Colonnaden umgeben, vor sich sieht. Er glaubt in eine Griechische, zu Alexanders Zeiten gebauete Stadt einzutreten. Und dieses Erstaunen wird erhöht durch die vielartigen, neuen Menschen, gänzlich von jeder ihm bekannten Gestalt, Klei-

zung und Sprache verschieden. Vom Kopfe bis zu den Füßen in ihren langen Dschama (Dijama) von weißem Mouffelin gehüllt; in den Ohren lange Ohrgehänge, gleichen sie bey ihren zarten Händen dem Frauenzimmer, obgleich er mehrere in diesem Aufzuge zu Pferde sieht.

Dieser Theil von Madras heißt die weiße Stadt oder das Fort St. Georg, und ist als solches eine der stärksten Festungen von ganz Indien.

Er ist der Wohnplatz der Europäer, da hingegen die zweyte, weit größere Abtheilung von Madras, die so genannte schwarze Stadt, von den dunkeln Hindus und andern Asiaten bewohnt wird.

Ganz Madras nebst seinem Gebiethe hat gegen 5 Meilen (lieues) im Umfange. Die weiße Stadt oder das Fort hält gegen 500 Wohnhäuser, die größten Kaufgewölbe, Magazine und Läden, einen trefflichen Parade-Platz. Das Gouvernements-Haus ist groß und hübsch; die Wände und Pfeiler glänzen von dem schönen, weißen, marmorartigen Eschumum, besonders der herrliche Speisesaal, welchen Lord Clive erbauen ließ. Ferner findet man hier ein schönes Rathhaus, eine Kirche, Caserne und andere öffent-

liche Gebäude, die besonders seit den letzten Zeiten errichtet oder erweitert sind, z. B. das Pantheon, woseibst auch das Theater, und Bälle und Spiele gegeben werden. Die Straßen sind breit und auf jeder Seite von einer schönen Allee beschattet.

Zwar sollten eigentlich hier die Engländer beständig wohnen, allein man findet sie mehr auf ihren Land- oder eigentlich Gartenhäusern, denn das Landhaus ist so dicht von den Gärten umgeben, daß man selten das Haus des Nachbarn erblicken kann. Eine große Sandfläche, die Schautry-Ebene, vormahls dürr und wüst, ist hierdurch in eine fruchtbare Gegend verwandelt worden (Valentia).

Die größere, die schwarze Stadt, welche seit dem Jahre 1768 ebenfalls mit Mauern umgeben ist, und von Hindus, Muhammedanern und andern Religions-Parteyen bewohnt wird, besteht größten Theils nur aus schlechten Häusern, hin und wieder untermischt mit einzelnen Pallästen von angesehenen Kaufleuten. Diese haben alle durch den Eschumum ein noch schöneres Ansehen, sind aber ohne Fenster, da die Hitze nur Rohgitter oder Jaloussen erlaubt;

die flachen Dächer dienen am kühlern Abende zum Spaziergange.

Hier sieht man den Cultus der halben Welt in Pagoden, Tempeln der Parsen, der Christen von jedem Glauben, und in Moscheen.

Ferner findet man eine Lutherische Missionsanstalt, ein Waisenhaus für protestantische Kinder, auch ist ein Irrenhaus vor Kurzen erbauet. Von wissenschaftlichen Anstalten gibt es dort, außer den Schulen und einer Buchdruckerey, auch eine Sternwarte.

Das Wichtigste bleiben indeß stets der Handel und die Gewerbe. Ziegelbrennereyen, Töpfer-Fabriken, Salzsiedereyen, Maulbeer-Plantagen, Seidenbau und Zitsarbeiten beschäftigen eine große Volkszahl; nur allein für das Mahlen und Drucken der Zitse zählt man 15,000 Menschen und 30,000, die von Korallen, Perlmutter und Glas Frauenpuß für die Hindus verfertigen,

Bereits vor 10 Jahren fand man in Madras drey Affecuranz-Compagnien und zwey Banken.

Die gesammte Volksmenge beträgt über 300,000 Köpfe, und das Gouvernement ist im Stande, gegen 40,000 Mann aus dem Arsenal bewaffnet ins Feld zu stellen.

Der Reichthum mehrerer einzelnen Kaufleute, Hindus und Armenier, erhebt sich bey einzelnen über eine Million Pfund Sterling. Ein Civil-Bedienter der Ost-Indischen Compagnie, der Engländer John Bristow, hatte 200,000 Pf. Sterling jährlicher Einnahme; er war der reichste Unterthan des Königs von England. Dennoch nicht zu vergleichen mit dem ungeheuern Vermögen des vormahls (im Jahre 1669) so hoch gestiegenen Hauses der Chec (Schee) in Bengalen. Die mächtigsten Souveraine Asiens standen mit den Checs in Verbindung; man schätzte ihr Vermögen auf 400 Millionen Franken; ihr Credit war unermesslich; ihre Wechsel wurden so wohl in Constantinopel als in Canton gezahlt, und auf mehr als 800 Schiffen tauschten sie Landes-Producte mit den Waaren von Asien und Afrika. Der mächtigste Monarch von Hindostan, der Groß-Mogol Aurengzeb, speisete bey ihnen, und sein Armisessel bestand aus Säcken mit Goldstücken gefüllt, überzogen mit Sammt, reich mit Juwelen gestickt. Diesen kostbaren Sessel, 32 Millionen Franken an Werth, brachten diese Kaufleute dem Groß-Mogol zum Geschenke dar, für die Ehre, bey ihnen gespeiset zu haben (le Gout de Flaix.)

Uebrigens ist für den hiesigen Handel nichts so sehr zu bedauern als der gänzliche Mangel an einem guten Hafen, ja nur eines guten Landungsplatzes. Zwar hatte man gesucht, die Kosten zur Anlegung eines Dammes aufzubringen, der die Schiffe gegen den Nordost-Monson schützte, allein zur Zeit des L. Valentia waren die Actien dazu noch nicht zusammen gebracht worden.

Wir würden hier Pondichery's, als des Hauptsteges der Französischen Etablissemens in Hindostan, erwähnen, wenn diese vormahls so reiche Stadt, nachdem sie seit mehreren Jahren im Besitze der Engländer ist, nicht völlig von ihrer vormahligen Wichtigkeit herab gesunken wäre. L. Valentia macht davon ein trauriges Gemählde, indeß ist es höchst wahrscheinlich, daß sie bey der Rückgabe im Frieden sich bald wieder erhohlen werde.

Der Handel der Franzosen war größten Theils in Pondichery concentrirt; es war eine schöne Stadt von 70,000 Einwohnern, worin nicht nur das Gouvernement seinen Sitz hatte, sondern ebenfalls die Französische Missions- und viele Lehranstalten für Geographie, Mathematik, Geschichte und andere nützliche Kenntnisse. Fünftausend Menschen waren nur allein mit Baumwollenarbeiten beschäftigt, und die von ihnen

gelieferten Zeuge gehörten zu den feinsten. Le Gout hat einen genauen Plan davon geliefert, und die Lage auf  $11^{\circ} 55' 41''$  n. Br. bey  $79^{\circ} 51\frac{1}{2}'$  E. von Gr. bestimmt.

Da der Handel Hindostans jetzt fast ausschließlich in den Händen von England ist, so scheint es für uns unmöglich, seinen jetzigen Total-Werth angeben zu können. Daß er die gesammte Erde umfaßt, ist bekannt genug. Der Betrag der Baumwollwaaren aller Arten, welchen die Englisch-Ost-Indische Compagnie bis zu dem Jahre 1793 jährlich aus den Auctionen erhielt, erhob sich bis gegen 1,600,000 Pf. Sterling, und der gesammte Waarenverkauf betrug zwischen vier und fünf Millionen.

Noch bis gegen unsere Zeiten hin sah sich aber die Compagnie genöthigt, eine große Menge Silber nach China zu senden, wozu nur Bengalen allein  $1\frac{1}{2}$  Million E. St. liefern mußte. Indes hat jetzt der erstaunliche Schleichhandel des Opiums hiervon viel gemindert, da dieses betäubende Gift fast gänzlich in Bengalen erzielt wird \*). Weiterhin wird sich Gelegenheit finden,

---

\*) V. s. den vorher gehenden Theil.

Aber den Seehandel von Calcutta etwas beizubringen.

Frankreichs Ost-Indischer Handel, wenn gleich selbst in den besten Zeiten dem von England nicht gleichwiegend, war dennoch von sehr großer Bedeutung. Arnould gibt an, daß, da die im Jahre 1716 eingeführten Ost-Indischen Mouffeline und andere von dorthier gehohlte Waaren nur 2,790,000 Livres (Franken) betrugten, sie hingegen sich im Jahre 1787 gehoben hatten bis zu der großen Summe von 26,632,000.

Holland, als der dritte Handelsstaat in Rücksicht Hindostans, (hier wohl zu unterscheiden von ganz Ost-Indien,) hatte dennoch, bloß mit eigentlichen Rattun- (Zits) und Mouffelin-Waaren keinen unbedeutenden Umsatz. Im Jahre 1780 verkauften die verschiedenen Kammern der Ost-Indischen Compagnie außer andern Ost-Indischen baumwollenen und seidenen Zeugen 49,035 Stück Caffes; 12,246 Stück Malmours; 10,656 Stück Lausjebbs; 10,247 Stück gebleichte Bethillas; 12,208 Stück Bastas; 20,504 Stück Romans; 61,420 Stück Salampuris; 68,840 Guineas; dieß waren nur einige der stärksten Artikel unter den 66 des ganzen Verkaufes. Von seidenen Zeugen, welche 16 verschiedene Arti-

tel. ausmachten, waren die drey beträchtlichsten 1600 Stück seidene Romals; 1570 Stück Armosin; 1499 Stück Pef (Luzac). Bey diesen Holländischen Angaben muß man indeß vielleicht manches für Chinesische Fabrik-Waare rechnen, was wenigstens in einem weit geringern Verhältnisse bey England und Frankreich nöthig wäre.

Wir übergehen die weit minder wichtigen Handels-Artikel der Dänen, Portugiesen und Schweden. Die erstern haben einige nicht ganz unbedeutende Besitzungen an der Küste von Coromandel, wovon Tranquebar die wichtigste ist. Diese Stadt, unter  $10^{\circ} 56'$  n. B. und  $79^{\circ} 40\frac{1}{2}'$  öst. L. v. Gr. im Reiche Tanjore, an der Mündung des Cavery gelegen, hält etwa 15,000 Einwohner, ist auch wegen ihrer Lutherischen Missions-Anstalten, besonders wegen des trefflichen Deutschen, des Missionärs Schwarz, berühmt. Durch ihn ist mit Hülfe einer eigenen Buchdruckerey und ansehnlicher Unterstützung Englands und Deutschlands das Christenthum unter die untersten Volks-Classen der Hindus weit verbreitet.

Dies wären einige der Hauptorte des Handels auf der Küste von Coromandel. Es ist merkwürdig, daß, obgleich diese Küste in Rücksicht der Häfen so weit gegen Malabar zurück steht,

ſie dennoch eine weit vortheilhaftere Handelsbilanz hat als letztere; ſie verdankt dieß gänzlich der bewundernswürdigen Arbeitsamkeit des unermüdeten feinhändigen Hindus. Europa erhielt zu Raynals Zeiten von dort jährlich gegen 20,000 Ballen gewebter Zeuge, und zahlte, eine große Quantität unedler Metalle ungerechnet, eine ſo bedeutende Maſſe Gold und Silber, daß der Ueberſchuß für Coromandel auf 6 bis 7 Millionen Pfund Sterling (?) jährlich geſchätzt ward.

Die Küſte von Malabar liefert freylich dagegen eine bedeutende Quantität Gewürze, Pfeffer, Cardemom, Ingwer, Zimmt und feine Hölzer, auch verſchiedene Arten gewebter Zeuge; allein dieß alles wiegt bey weitem jene Producte der Induſtrie nicht auf.

Um nun den Werth des Handels von Hindoſtan noch deutlicher zu überſehen, mögen hier einige Thatſachen über Bengalen und über die zunächſt gelegenen Provinzen beygefügt werden.

Die Beſchreibung der Hauptſtadt Bengalens darf, da ſie zugleich der Ort des Englischen General-Gouverneurs iſt, bis zu der Anzeige von der Regierung der Englischen Colonie aufgeſpart bleiben; nur hier Einiges über Bengalens Handel überhaupt.

Bengalen, woselbst der Bundarzt Boughton (1636) für seine Heilkunde die Erlaubniß zu einem freyen Handel für England in der kleinen Ortschaft Hugly erhielt, und das seit dieser Zeit gänzlich der Brittischen Botbmäßigkeit sich unterwerfen mußte, ist wohl die reichste Provinz von ganz Hindostan in Rücksicht des Handels.

So viel sich auch nur von dem hohen Werthe des Nils oder der großen Flüsse von Amerika für die dortigen Länder sagen läßt, so wird dieß dennoch stets durch den väterlichen Fluß Ost-Indiens weit übertroffen. Der Ganges gewährt den Indiern unter diesem heißen Himmel ein gesundes Getränk, und kühlt zugleich die Luft; in der Regenzeit führt er über einen ungeheuern Erdstrich durch Ueberschwemmung die höchste Fruchtbarkeit, und biethet der großen Menschenmasse von mehreren Millionen die leichtesten vielfachen Wege zum Abfasse ihres Naturüberflusses dar. Und da der Hindu diesen wohlthätigsten Strom nicht ohne Grund für ein Heiligthum ansieht, so dient er ihm auch als ein solches; zu Folge seines Glaubens so wohl zum Abwaschen und Reinigen von allen Sünden, als selbst zu dem ehrenvollsten Begräbniße (Tennant.)

Zugleich ist aber der Ganges eine höchst wichtige Nahrungsquelle für das Volk. Für die ärmere Classe ist nämlich der Kleine Anjana, wegen der erstaunlichen Menge dieses Fisches, von größtem Vortheile, er wird gedörret hoch ins Land zum Verkaufe gesandt; ferner fängt man mehrere Arten Karpfen, worunter auch unser gemeine Karpfe seyn soll, sodann den Mango-Fisch (*Polynemus paradiseus* L.), mehrere Arten Welse (*Silurus*), Schlangenfische (*Ophidium*), wie auch an den Mündungen des Flusses sehr große Hayen (*Pennant*).

Bengalen zeichnet sich ebenfalls durch den Reichthum seiner esbaren Pflanzen vor vielen andern Gegenden Hindostans aus. Außer den bereits hinreichend bekannten Früchten der Palmen, Orangen und anderer hiesigen Bäume, so wie ebenfalls den vielen Getreidearten und esbaren Wurzeln, ist in diesem reichen Lande die Zucht vielartiger Melonen und Gurken als ein wesentliches Hülfsmittel zur Ernährung der großen Bevölkerung anzusehen. Die drey Gurken- oder Melonenarten, die Muscat-Melone (*Cucumis Dudaim*), die gemeinere (*Curcubita Melo*) und besonders die Wasser-Melone (*Cucurb. Citrullus*) gewähren hier die erfrischendste Nahrung, und

biethen zugleich dem Auge ein reizendes Schauspiel dar. Die Bauerhütten sind oftmahls gänzlich von den Blättern, schönen Blüthen und Früchten, die hier zu einer bewundernswürdigen Größe gedeihen, übertapezirt. Ein Dorf, sagt Tennant, auf diese Weise ausgeschmückt, gibt dem Europäer eine, die Einbildung übersteigende Idee der schwelgerischsten Vegetation und überschwänglichsten Fruchtbarkeit. Denn selbst unsere größten Melonen würden gegen diese nur höchst armselig abstechen, auch setzt man sie hier auf die Tafeln der Europäer lediglich als ungeheure Schaustücke hin, die man bey dem Ueberflusse an Pisangs, Ananas, Mangus und ähnlichen Leckereyen nicht einmahl anrührt.

Man erinnere sich hierbey, daß Bengalen und seine Umgebungen ebenfalls der Hauptsitz, sowohl des gewöhnlichen Indigo, als des Baum-Indigo ist, und daß die Ost-Indische Compagnie jährlich von diesem kostbaren Farbe-Material gegen 4 Millionen Pfund absendet; daß ferner Bengalen die Hauptquelle jener erstaunlichen Quantität von Zucker geworden ist \*); daß hier sodann nicht nur viel Seide und besonders Baum-

\*) M. s. den vorher gehenden Th.

Wolle gebauet wird, wie auch der so wichtige Farbefestiger, die Chay-Wurzel (*Adenlandia umbellata*), deren zuvor umständlicher gedacht ward, sondern daß über vier Arten Dehl gebender Pflanzen gezogen werden, und sich hier die größten Opiums- und Rosen-Essenz-Fabriken finden; daß endlich, außer den zuvor hinreichend beschriebenen Diamantgruben, das der Menschheit so furchtbare Mineral, der Salpeter, in ungeheurer Menge gesammelt wird \*); auf diese Weise darf man diese Provinzen Hindostans für die größten Fundgruben des ganzen Orients ansehen. Nach dieser kurzen Uebersicht des unerschöpflichen Reichthumes von Natur- und Kunst-Producten, und daher der ungeheuren Ausfuhr von Hindostan, denke man die großen Massen der Rückladungen, die Millionen beschäftigter Arbeiter, Landbauer, Holzschläger, Pflanzer, Weber, Färber, Schiffsbauer, Matrosen, Mäcker, Kaufleute und Comptoir-Bediente. Welch ein Betrieb! Welch eine unübersehbliche Masse dadurch in Bewegung gesetzter und ernährter Menschen!

Und hiermit wird es dann begreiflich, wie ein Volk, dessen Himmel und Boden die reich-

\*) M. s. den vorher gehenden Th.

sten Erzeugnisse begünstigte, das seit vielen Jahrtausenden mit ununterbrochenem Fleiße diesen Ueberfluß auf das industriöseste zu benutzen verstand, das daneben wohl schon sehr früh den Handel nach jeder Richtung Asiens zu Lande und zu Wasser trieb, daß ein solches Volk, ohne weitem Bedarf von Gold- und Silberminen, gleichsam ein stets einsaugender Schlund der edelsten Metalle des Auslandes werden mußte.

Daß aber in der That selbst der Seehandel Hindostans vielleicht sogar über unsere Zeitrechnungen hinaus ragt, dieses zeigt der gelehrte Jones aus einer Stelle des Gesetzbuches des Menu oder Monu. »In dem ersten ihrer heiligen Gesetze, die Menu schon vor vielen Millionen Jahren geoffenbart haben soll,“ sagt Jones, »findet sich eine merkwürdige Stelle über den gesetzmäßigen Geldzins und dessen eingeschränkten Betrag in verschiedenen Fällen, wobey aber die Unternehmungen zur See ausgenommen sind; eine Ausnahme, die gesunder Menschenverstand gut heißt, und die der Handel unumgänglich erfordert, ob sie gleich von der Englischen Jurisprudenz nur erst unter Carl's des I. Regierung bey See-Contracten rechtskräftig gemacht wurde.“

Nehmen wir hierbei nun auch an, daß Menu's Gesetzbuch, wie Jones anderwärts zu glauben sich berechtigt findet, nur erst vor etwa 3000 Jahren die jetzige Gestalt erhalten habe, so wäre dennoch selbst hiernach wenigstens der Seehandel von Hindostan eben so alt. Indes ist durch diese neue Anordnung oder Einrichtung des Gesetzbuches durchaus nicht gesagt, daß ein wesentlicher Punct oder ein wirkliches Gesetz zuvor gemangelt habe, und es läßt sich vielmehr mit Recht annehmen, daß jenes Gesetz in Ansehung der Ausnahme für den Seehandel bereits anfänglich, also weit früher Statt gefunden, und hiernach der Seehandel der Hindus selbst weit vor der uns bekannten grauesten Zeit Statt gehabt habe.

Freylich reichte dieses unendlich weit hinaus über die erste Seefahrt, welche Hippalus, des Handels wegen, quer über das Indische Meer vom Hafen Ocetis am Arabischen Meere nach Muziris (dem heutigen Mirza) an der Canarischen Küste mit dem westlichen Monson zu unternehmen wagte. Ja selbst alle die Nachrichten, die wir von früherer Verbindung der Aegypter mit Hindostan haben, bleiben hier weit zurück. Sie dienen zugleich zu einer genauern Bestäti-

gung der Beschwerden der Alten über den Verlust; welchen schon damals die übrige bekannte Handelswelt durch den Handel mit Hindostan erkitt. Plinius schätzt nämlich schon zu seiner Zeit alle edle Metalle, welche vom Römischen Reiche jährlich nach Indien für die dortigen Natur- und Kunst-Producte geführt wurden, auf 50 Millionen Sesterzien, oder etwa 19 Millionen Thaler.

Wenn man weiß, wie wir nachmahls genauer sehen werden, was für ein unermessliches Gehieße jetzt den Engländern in Hindostan gehört, so kann es nicht sehr befremden, daß seine Ost-Indische Compagnie schon im Jahre 1791 für 1,600,000 Pf. Sterling nur allein an Baumwollenzeugen verkaufte, daß ihr Verkauf überhaupt, wie zuvor bemerkt ist, 5 Millionen Pf. Sterling übertraf, und daß sie 70 Schiffe zu diesem Handel in Bewegung setzte. Auch war damals der Fond, in 50,000 Actien vertheilt, aber 5 Millionen Pf. Sterling gestiegen.

Bevor wir diese Auseinandersetzung von Hindostans Handel schließen, scheint es nicht un Zweckmäßig, kürzlich, so wohl die Art, wie man

bort den Handel betreibt, anzuzeigen, als auch die vorzüglichsten Münzen und Maße.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich wechselseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkaufungen beynabe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen gegen einander über, reichen sich die Hände und bieten nur allein durch Darreichung einzelner Finger, wovon jeder eine gewisse Summe anzeigt, mehr oder weniger ohne irgend eine Sylbe vorzubringen. Nur wenn die Forderung oder das Geboth ihnen außerordentlich scheint, springen sie zuweilen mit großem Geschrey in die Höhe, setzen sich aber bald darauf wieder, um von neuen in ihrem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbey eine Decke über die Hände der beyden Handelnden gebreitet; und diese ganze Methode findet ebenfalls bey dem Einhandeln der Diamanten bey ihren Minen Statt.

Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf die Weise in wenigen Minuten, ohne

fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Contracte von viel tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweg geführt werden.

Ordnet man die Münzen nach den Metallen, dann ist die größte goldene Münze der Moor oder Mohur, eigentlich, le Gout zu Folge, Af-Taraffe, oder auch die goldene Rупie genannt. Das Gold sollte von 24 Karat seyn, ist aber gewöhnlich nur 23  $\frac{1}{2}$ . Der Mohur kommt hauptsächlich nur in Bengalen vor, und gilt 14  $\frac{1}{2}$  bis 15  $\frac{1}{2}$  Silber-Rupien, die Franzosen setzen den Mohur auf 42 Franken oder Livres; es gibt auch halbe und Viertel-Mohurs. Das Gepräge zeigt, mit Persischer Schrift, den Namen und Titel des Nabobs, der sie hat prägen lassen.

Von goldenen Pagoden gibt es verschiedene Sorten. Sie sind von geringerem Korn als der Mohur, von 23 bis zu 19 Karat; nämlich von ersten, die Pagode mit drey Figuren, von letztern, die Pagode von Porte Novo, die von Madras zu 21 Karat. Die erste gilt 9 Livres 12 Sous, die von P. Novo nur 7 Liv. 4 Sous. Die Stern-Pagode, oder von Madras 8 Liv. 8 Sous. Die Pagode von Pondichery ist mit

einem halben Monde bezeichnet, und ist der vorher gehenden gleich.

In Silber sollte eigentlich die Rupie, da man alles darnach berechnet, überall einerley Werth haben, allein auch bey ihr kommen mehrere Varietäten vor. Eine der wichtigsten, allgemeinsten ist die von Bengalen oder die Sicca-Rupie, ein Paar Pfennig mehr als 16 gute Groschen, le Gout setzt sie auf 54 Sous. Dagegen beträgt die Current-Rupie nur 2 Schill. Englisch; sie ist aber  $14 \frac{1}{2}$  oder gar  $16 \frac{1}{2}$  p. c. geringer als die Sicca R., je nach dem Cours. Die von Surate ist beynähe 1 guten Gr. geringer an Werth; die von Arbot gilt nur  $14 \frac{1}{2}$  Gr. Die Bombay-Rupie setzt Anderson auf 2 Sch. 5 Pf.

Ferner gibt es Fanons, ein Fanon von Pondichery gilt 6 Sous; der von Madras hingegen 8 Sous; Anderson rechnet 36 Fanons von Madras zu 8 Sch. Engl.; von der kleinen Münze Annoes oder Anas (Silber) gehen 16 auf eine Rupie, also etwa 1 ggr. Dieses wäre dann  $\frac{1}{2}$  Fanon.

Von Kupfermünzen sind besonders die Doudons bekannt; auch diese variiren sehr. Ein Doudon von Madras und Bombay ist ein Sou, die von Tanjour und Madoura hingegen 6 Sous.

Die kleinste hiesige Münze prägte die Natur; dieses ist nämlich die kleine Porzellan-Schnecke, *Caurie* genannt (*Cypraea moneta* L.), der Maldiven. Sie werden bey jenen Inseln zwey Mahl in jedem Monathe, beym Voll- und Neumonde, durch Weiber gefischt, welche deßhalb bis an die Brust ins Meer gehen. Man sendet sie in Bündeln, jedes zu 12,000, nach Bengalen, wofür dann Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse eingekauft werden. Sie machen die gangbarste Münze des geringen Volkes. Ein *Caurie* wird zu  $\frac{1}{85}$  eines Englischen Pens gerechnet. Achtzig *Cauries* machen nach Steevens und Pennant einen Punn; 32 Punn aber eine Current-Rupie, also etwas über 2 Sh.; jedoch fällt und steigt auch bey ihnen der Cours. Sie werden ebenfalls von dort stark nach Guinea zu dem unseligen Schladenhandel ausgeführt.

Im Großen werden die dortigen Contracte in Hindostan nach Lac und nach Crores berechnet; die dann freylich ebenfalls beträchtlich unter sich von einander abweichen. Ein Lac ist stets 100,000 Rupien, und 100 Lac wiederum ein Crore. Darnach gibt Anderson ein Lac Current Rupien an zu 10,000 Pf. Sterl. und ein Crore (100 Lac) zu 1 Million Pf. Sterl. Für Bom-

bay den Lac = 11,250 Pf. Sterl. und ein Crore = 1,125,000 Pf. Sterl.

Ein Lac Pagodos in Madras setzt er auf 49,000 Pf. Sterl., also ein Crore = 4,000,000 Pf. Sterl. Schwerlich kommen die letztern Summen in Europäischen Rechnungen oftmahls vor!

Etwas über die dortigen Maße mag diese trockene, aber doch nicht unnöthige-Materie beschließen.

Das am häufigsten vorkommende Wegmaß ist die Kos oder die Indische Meile. Le Gout setzt 33 Kos auf einen Aequators-Grad; also 15 D. geogr. Meilen = 33 Kos, oder  $2 \frac{1}{3}$  Kos = 1 D. M.

Kennel nimmt hingegen die Kos zu etwa 2 Engl. Meilen an, und wenn 11 Engl. Meilen 3 solcher Deutschen betragen, so hielt eine Kos  $\frac{6}{11}$  D. M., also etwas über eine halbe Deutsche Meile.

Danville macht die Kos noch kleiner, er setzt nur erst 47 auf 1 Aequators-Grad, Moore zeigt aber, daß die Kos in verschiedenen Ländern Hindostans von verschiedener Größe ist, so daß sie in einer Provinz 3, in andern nur  $1 \frac{1}{2}$  Engl. Meilen betrug. Uebrigens ist das Wort Kos

sehr alt; in der Sanscrit-Sprache heißt es Kroß, und Kœnel glaubt, das Wort Coffid oder Courier habe davon seinen Ursprung erhalten.

Für Land- oder Ackermaße finde ich zweyerley angegeben, nämlich Cutcha Bigga und Pukka; von letztern betragen 3 einen Englischen Morgen Landes (Acre), und nach Tennant machen 4000 der Cutchin erst 1500 Pukka, also 8 Cutcha Bigga 3 Pukka Bigga scheint ein allgemeiner Ausdruck, wie bey uns Morgen zu seyn.

Von Waarenlängen oder Ellenmaß ist ein Ges oder Gadje von Stavorinus in Surate auf  $1 \frac{2}{5}$  Amsterdamer Ellen angelegt, indeß ist jetzt den dortigen Kaufleuten die Englische Elle oder Yard =  $1 \frac{1}{3}$  Ges eben so geläufig; Le Gout setzt  $1 \frac{1}{4}$  Gadje = 1 Elle.

Von Gewichten ist das Sühr oder Seer bereits vorgekommen; 40 Sühr machen ein Man, das Sühr von Surate gibt Steevens fast zu 15 Unzen Engl. an; in Madras rechnet er ein Manud für 25 Pfund.

Die kleinen Gewichte, besonders die der Diamanten und Perlen, sind ebenfalls bereits im vorhergehenden Theile angezeigt.

## Sprache und Wissenschaften.

Jedes Thier der höhern Classen, nämlich der Quadrupeden und Vögel, so wie wir es bis jetzt etwas genauer zu beobachten Gelegenheit fanden, führt eine ihm eigene Sprache; es verständiget sich nämlich mit seines gleichen. Je höher aber eine Thierart selbst in der Stufe der Wesen steht, je umfassender sein Instinct ist, desto deutlicher, und besonders mannigfaltiger äußern sich die Ausdrücke, die Mittheilungsmethoden seiner Neigungen und Wünsche, wodurch es sich den übrigen Thieren seiner Art verständigt, das heißt, desto ausdrucksreicher ist seine Sprache. Denn nicht bloß die Töne, sondern ebenfalls die Geberden, die Veränderungen in seinen Mienen und in dem Uebrigen seines Körpers gehören zur Sprache. Bey den uns an Talenten näher stehenden Quadrupeden, z. B. bey dem Hunde, dem Affen und Elephanten, darf man wohl sagen, daß diese ihre Ideen oftmahls mit den Augen einander mittheilen, einander zusprechen.

Kagt nun der Mensch weit über jedes uns bekannte Thier an Fähigkeiten aller Art hinaus, wie sollte dann die Natur diesem ihren Günstlingsb. 15. Band.

5

linge gerade dasjenige versagt haben, wodurch jene so weit unter ihm stehenden Geschöpfe sich von einander auszeichnen? Wie sollte er gerade bey dieser wichtigsten Angelegenheit so vernachlässiget seyn, um die Sprache nur erst auf übernatürliche Weise, von Gott wie durch ein eigenes Wunder erhalten zu müssen? Dieses widerspräche allen Gesetzen der Natur. Die Fähigkeit zur Sprache, ja den Laut selbst erhielt der Mensch, als Mensch, wohl in eben so viel höherer Vollkommenheit über alle Thiersprache, als sein Geschlecht über alle Thiere hinweg ragt; durch Vernunft bildete er bald diese Sprache zu an einander hangender Rede aus.

Doch nicht genug; da es überall auf der weiten Erde von so vielartigem Klima auch vielkörmige Menschen gab, da das Klima so sichtlich auf dessen ganze Bildung und Organismus, also auf die Fähigkeiten selbst einwirkte, so gab es auch vielartige Sprachen, die unter sich wiederum eine der andern näher oder ferner standen als die verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechtes selbst \*).

\*) Eine bestimmtere Ausführung wird nächstens in der geographischen Geschichte des Menschen ihren Platz finden.

Die Sprache und ihre Sanftheit, auch ihre Vollkommenheit, und wiederum ihre Rauigkeit oder auch Unvollkommenheit kann daher hauptsächlich oder doch großen Theils abhängen, ein Maß von dem Klima und sodann von dem Alter der Cultur eines Volkes.

Größten Theils findet man bey den südlichern Nationen eine wohlkündendere Sprache, als bey den Bewohnern des hohen Nordens; und bey ältern, hochcivilisirten, eine vollkommnere Sprache als bey rohen Völkern. Jedoch wäre es möglich, daß das Klima entweder der höhern Ausbildung entgegen wirkte, oder umgekehrt seiner Wirkung zu Hülfe käme. Ein seit vielen Jahrtausenden civilisirtes Volk, das mithin eine größere Summe von Bedürfnissen kennet, das daher eine weit größere Menge von Ausdrücken erfand und combinirte, hat sicher eine desto reichere, und, wenn das Klima sie begünstigt, biegsamere, sanftere Sprache als andere Nationen.

Eine auffallende Bestätigung dieser hier nur flüchtig angedeuteten Sätze zeigt uns die Nation der Hindus.

Nur erst seit etwa einem halben Jahrhunderte ist es einigen vorzüglichen Forschern in Europa gelungen, etwas tiefer in die eigentliche alte

Sprache der Hindus einzudringen. Schon früher haben dieses verschiedene Missionäre versucht. So studierte bereits der Deutsche Heinrich Roth 1664 den Sanscrit, und bald nachher der Deutsche Jesuit Hanzleben, der seit 1699 sich gegen dreißig Jahre auf Malabar befand. Aber mit weit größerem Glücke und auch wohl umfassendern Fähigkeiten enthüllte nachmahls P. Paullinus, ebenfalls ein Deutscher \*), die ältere Sprache Hindostans. In der Folge drang der berühmte W. Jones noch tiefer in die unbekanntern Reichthümer und Schönheiten des Hindostanischen. Unserem gelehrten Kleucker verdankt Deutschland sodann hiervon die allgemeinere Kenntniß, und der talentvolle Fr. Schlegel hat jetzt mit vielem Geiste und Geschmacke sehr schätzbare Proben dargelegt.

Selbst der Name der ältern Sprache der Hindus deutet bereits auf ihre Vorzüglichkeit. Es heißt das Sanscrito oder Sans. Krda; d. h.

\*) Er stammte aus Oesterreich, sein eigentlicher Name war Johann Philipp Besdin. Es ist doch merkwürdig, daß gerade die Deutschen sich so hohes Verdienst um den Sanscrit erworben haben.

die gebildete oder die vollkommene; auch Bront-  
hon, d. h. die Schrift oder Büchersprache.

Diese Sprache hat 52 Buchstaben, und wird,  
wie die übrigen Hindostanischen Sprachen, von  
der Linken zur Rechten geschrieben. Die Schrift-  
züge selbst heißen Nagari, oft mit dem Anhange  
Deva, Gott, weil man sie von Gott erfunden  
glaubt. Man bedient sich statt des Papiers der  
Blätter der Fächerpalme (*Borassus flabelli-  
fer* L.); die davon abgestreifte Oberhaut ist das  
Papier, die Alles genannt; sie sind lang und  
schmal. Mit einem Griffel drückt man die Buch-  
staben darauf ein, und überzieht sodann, um sie  
besser zu heben, die Schrift mit einer Schwär-  
ze; man beschreibt beyde Seiten. Die Alles wer-  
den hierauf vermittelst eines Bandes, das man  
durch eine zu oberst gemachte Oeffnung durchzieht,  
in ein Buch vereinigt. Einige schreiben jetzt in-  
dessen auch auf unserem oder auf Baumwollen-  
papier.

Paullinus behauptet, die Sanscrita verdan-  
ke ihre Vollkommenheit vorzüglich dem großen  
Reichthume von Benennungen für alle Vorstel-  
lungsarten und Begriffe, (die neuern Erfindun-  
gen freylich ausgenommen,) so wohl die abstrac-  
testen, als auch die aus der Naturlehre und ge-

samnten Philosophie, nebst einem unermesslichen Vorrathe von Adverbien, Partikeln, Interjectionen, Exclamationen u. s. w. Daher sey sie denn ebenfalls so geschickt zur Poesie, so, daß selbst die medicinischen und astronomischen Werke in Versen geschrieben seyen \*).

Sie habe, sagt er ferner, selbst für das Ohr einen größern Wohlklang und ihre Verse mehr Annehmlichkeit und Majestät als das Griechische. Letzteres scheint Kleuker freylich weniger als Jones zuzugestehen; indeß haben dennoch die deßhalb von ihm aus dem Paullinus beygebrachten Strophen wirklich keine Härte oder grelle Zusammenstellung von Consonanten.

Von der Erhabenheit der Poesie selbst werden wir indeß sofort gültige Proben beybringen. Scarcemüß denn eben jene übermäßige Wortfülle dem Europäer, der diese Sprache zu erlernen sucht, große Schwierigkeiten entgegen setzen;

---

\* Sein Hauptwerk hierüber ist: Sidharubam, seu Grammatica Samscradamica etc. etc. Romae 1790. 4to. M. s. Kleukers Auszug daraus in dessen Brahmanischem Religions-Systeme, als dem 4. Theile von dessen Uebersetzung mehrerer Abhandlungen der Asiatic Society.

und diese werden sehr dadurch vermehrt, daß man keine Abtheilungszeichen zwischen den Worten findet, so daß der letzte Vocal eines Wortes schon in den ersten des folgenden übergeht. Eine dritte Ursache unserer geringen Kenntniß des Sanscrits mag zugleich darin liegen, daß die Brahminen, die einzigen, welche diese richtig verstehen, bisher äußerst schwierig waren, ihre alte, heilige Sprache den Europäern willig mittheilen zu wollen.

Wie jede Nation setzt der gebildete Hindu seinen und seiner Sprache Ursprung in unendlich entfernte Zeiten. Der Herr der Schöpfung selbst, sagt er, hat bei der Erschaffung der Welt erfunden, er hat damals 50 ihrer Hauptbuchstaben davon angegeben \*). Unter ihren ältesten Schriften in dieser Sprache ist das Vedam (oder die Vidam), ein liturgisches Buch, das aus 100,000 vierzeiligen Strophen besteht, eines der wichtigsten. Sie geben ihm ein eben so fabelhaftes Alter als der Sprache selbst, indefs glaubt doch sogar Cr. W. Jones, dieses Buch sey wahrscheinlich im Jahre 1580 vor Christi Geburt abgefaßt, da

---

\*) Es gibt deren mehrere, m. s. weiter unten.

wäre es indeß noch beträchtlich jünger als der Mahab-Varath, ein mythologisches Heldengedicht von 400,000 Versen, welches, diesem Engländer zu Folge, 3000 Jahre vor Christi Geburt soll geschrieben seyn. Ein zweytes, ebenfalls höchst wichtiges, in dieser Sprache geschriebenes, jetzt ebenfalls ins Deutsche übersehtes Werk, das Gesetzbuch des Menu oder Monu, rühmt sich eines gleich alten Ursprunges.

Dieses hohe Alterthum wird aber noch mehr dadurch bestätigt, daß man die Sanscrit nicht nur, allen Kennern zu Folge, mit großem Rechte zu den ausgebildetsten und daher vorzüglichsten, sondern für die älteste, für die Grundsprache so wohl der übrigen Sprachen von Indien, ja wohl gar für die Grundsprache vieler andern jetzt lebender Europäischen Sprachen anzusehen sich berechtigt glaubt.

Ueber letzteres haben Paullinus, besonders aber Jones, Adelung, und noch kürzlich Schlegel sehr viel Schätzbares und in die Augen Fallendes beigebracht. Eine so merkwürdige und allgemein interessante Behauptung verdient daher sicher hier kürzlich angezeigt zu werden.

Für die größere Summe der Leser wollen wir nur bey dem Lateinischen und dem Deutschen

und einigen mit der unsrigen nahe verwandten Sprachen stehen bleiben, jedoch nur einige von mehr als fünfthalb hundert Worten ausheben.

Von dem Lateinischen vergleicht unter vielen andern Aelung, hauptsächlich nach Paullinus, folgende Worte mit dem Sanscrit.

**Lateinisch.**

**Sanscrit.**

Aula (der Hof)	Aala
Ab (partikel)	Ab
Anguis	Agui
Annus	Anda
Annulus	Anguli
Bos	Baiwa
Barbarus	Barbara
Candidus. Candor	Canda
Da; Dare	Da; Data
Donum	Danam
Deus	Deva
Diespiter (Jupiter)	Dives - petir
Terra	Dara
Duo (2)	Dui
Genitor	Genaga
Hiems	Hima (Eis)
Culpa	Kalpa (das Schuldopfer)
Cum (womit)	Kum
Lassus (müde)	Lasa (die Faulheit)
Malus, Malum	Mali (schwarz) Mala Uebel

Lateinisch.	Sanskrit.
Matrix	Medra
Non	No; Na
Nasus	Nasa
Natus (entsprossen)	Nata
Novus	Nawa
Os (der Mund)	Oschda
Pes	Pad; Pada
Peccatum	Patacam
Pro (Praepos.)	Pra
Puteus (Grube)	Put; putta (Höllengrube)
Radius (Strahl)	Radini (der Blip)
Ritus	Riti
Septem	Sapta
Sex	Schasta
Schola	Schala
Stare (stehen)	Stabatu, Stidahu
Suns (sein)	Sua
Semen (Getreide)	Summana
Surgere, Sursum	Surgo (die Höhe)
Terra	Stira
Tres (drey)	Tri; Treja
Cingulum; Ring, Gürtel	Tschiangulum
Tu, Tuus (dein)	Tuam
Tundo, tutudi	Tutadi
Urbs	Ur

Dieß mag von Lateinischen hinreichen, hierunter finden sich dann bereits einige, welche auch

im Deutschen dieselbe Deutung haben. Z. B. Nasus, Bos, Ochs, Os im Plattdeutschen, Tres, Drey, u. a.

Von Deutschen und zum Theile Englischen und Niederländischen nur etwa folgende.

Deutsch, Niederländisch oder Englisch.	Sanscrit.
Onkel, Enkel (Erbsent)	Anga
Athem, (Hauch, Geist, Atma Seele)	Atma
Bruder	Brader
Augenbraunen	Bruwan
Kumpfen, Kumm (Gefäß)	Cumbha
Sahn, Tahn (Niederl.)	Danda
Dauer (Länge)	Dura
Luh, Nieders. Ko	Goh
Hetz	Herda
das Jahr	Jahrn
die Kette, das Band	Ketta
Kreischen, das Scheul	Krschra
die Kanue	Kundha
ter Mensch	Monuscho, auch Man
Mutter	Madra; Mada
der Mord; Morsch	Marana
Mark; (die Gränze)	Marcca
Mischen (zusammen mi- schen)	Mista

**Deutsch, Niederländisch      Sanscrit.**  
**oder Englisch.**

Messen, Niederl. Meten	Mita
der Nabel, (das Innere)	Nabha
der Nagel am Finger	Naga
Pein, peinigend	Pana
das Ende	Onto
Renten	Ordoni
Essen	Ossionen
das Rad	Rotho
schaffen, anordnen	Schaffana
Schwester	Svoftri
Sanz	Tandovi
Witwe, Vidua	Vidhava

Diese Liste, welche bereits für unsere Absicht fast zu lang scheint, hätte sehr leicht auch in Ansehung anderer lebender Sprachen vermehrt werden können, z. B. Kanja Kam, Jungfrau, nach dem Ulphilas; Quino daher Queen (Königin) Yuyon-You (Engl. ihr) u. a.

Eben so wichtig ist aber die Bemerkung, daß sich gleichfalls sehr viele Hebräische, Malaische, Persische und Griechische Worte in dem Sanscrit finden, und zwar nicht bloß die Wurzeln, sondern selbst die Structur und Grammatik im Sanscrit treffen mit andern Sprachen zu. So ent-

spricht nach Fr. Schlegel darin osmi, osi, osti, dem Griechischen εἰμι, εἶσι, ἔστι, ich bin, du bist, er ist. Auch behauptet daher Jones, daß die Verwandtschaft dieser Sprachen so auffallend sey, daß jeder Philolog nach angestellter Untersuchung sich überzeugt halten müsse, diese Sanscrit - Sprache diene der Griechischen und Lateinischen zur Grundlage.

Ja schon der erste Engländer, der diese alte Sprache studierte, Halhed, behauptete, sie sey die Stamm-Mutter aller Sprachen und Dialecte, vom Persischen Meerbusen an, bis an die Meere von China. Wer wird daher dieses Kenntniß, und in so fern das Studium dieser ältesten Sprache nicht für äußerst wichtig anerkennen? Denn ohne einmahl zu erwähnen, daß sich in der Sprache vorzüglich der Grad der Cultur und der Geist der Nationen ausdrückt, so läßt sich ebenfalls den Verwandtschaften, wie auch den Wanderungen der Völker, durch das Zusammenstellen und Vergleichen der Sprachen genauer nachspüren. Denjenigen, welche so gern alle Völker auf ein und eben denselben Menschenstamm zurück zu führen wünschen, kann daher wohl nichts erfreulicher seyn, als auf eine Stamm-Mutter aller Sprachen zu stoßen. Und wenn dies nun gleich schwerlich durch den

Sanscrit möchte entdeckt seyn, so kann doch unläugbar, wenigstens für unsere östliche Halbkugel, durch sie ein außerordentliches Licht in der Geschichte der ältesten Völker und ihrer Zweige verbreitet werden.

Mögen nun gleich einige Kenner des Sanscrits zu enthusiastisch davon reden, z. B. der Pater Pons, so kommen sie dennoch alle darin überein, daß die Grammatik dieser ältesten Sprache eines der größten Meisterwerke sey.

Die Sanscrita ist in ihrem Zusammensezen so frey wie die Griechische und Deutsche; die Redetheile sind wie bey andern Sprachen; die Nennwörter haben ein dreyfaches Geschlecht; der Declinationen gibt es so viele, als es Vocales oder Consonanten gibt, worauf sich die Nennwörter endigen; es gibt außer dem Vocativ 7 Casus, es gibt 10 Conjugationen; sie hat, wie das Griechische, einen Dual; sie ist reich an Partikeln aller Art, ein Beweis ihrer Cultur; statt der Präpositionen hat sie Postpositionen; und da sie bey einem guten Verhältnisse der Consonanten zu den Vocalen von letztern vorzüglich die mittleren a und e liebt, so wird sie dadurch wohlklingend (Adelung).

Außer dem Sanscrit kommen in Hindostan noch folgende Sprachen vor. Zuerst die Malabarische, die Sprache der Westküste von Decan. Sie zerfällt in mehrere Zweige und Dialecte; die obern Stände reden sie sehr verfeinert. Ferner die Sprache der Ostküste, die von Coromandel, gewöhnlich die Tamulische genannt; sie soll von jener nur wie das Spanische vom Portugiesischen verschieden seyn, so daß man beyde, wie zwey sehr nahe verwandte, fast nur für eine rechnen könnte. Anquetil du Perron, der diesen Sprachen ein eigenes Werk gewidmet hat, behauptet, es ließen sich alle heutige Sprachen der ganzen Halbinsel Indiens, in Rücksicht auf ihre Construction, ihre Wortwurzeln, ihre Schriftzüge und ihren Geist, auf diese zwey Hauptsprachen zurück führen, nämlich auf die Malabarische oder Tamulische, welche also hier für einerley angenommen werden, und auf das Hindostanische oder Gujuratische.

Aber, eine merkwürdige Eintheilung der Sprachen Hindostans, welche eben dieser gelehrte Franzose macht, wird hier wohl nicht unwillkommen seyn. Er theilt nämlich die Sprachen der ganzen Halbinsel nach fünf Zonen oder Erdstreifen. Die erste, von der Spitze des großen Dreieckes,

von Süden nach Norden gerechnet, enthält die Völker auf beyden Küsten des Vorgebirges Comorin, also Travancore und Tinovelli, zum Theile rauhe Bergvölker, Polygaren; sodann erst hebt die zweyte Zone, die der Malabarischen und Tamulischen Sprache an, und geht bis Mahe und Pondichery, also etwa zum 12. Breitengrade hinauf. Von hier kommen in der dritten Zone die Canarische und Telongische Sprache vor, an welche die für die vierte Zone die Mahrattische antritt. Sie wird zu Poonah und noch höher auf der andern Küste zu Cuttac geredet. Die fünfte Sprachzone, die Guzurasche oder eigentliche Hindostanische, hebt hier an, und läuft dann über das eigentliche Decan hoch über den ganzen Norden Hindostans fort, hier kommen ebenfalls mehrere Dialecte und Mischungen vor, z. B. das Mohrische und Bengalische, so wie die eigene Sprache (vielleicht Dialect?) von Balasor; auch wird hier das Neu-Perssische geredet; letzteres spricht man ebenfalls bereits in der vierten Zone.

Von mehreren dieser Sprachen besitzen wir jetzt, besonders durch die Bemühungen der Missionäre und der Engländer, Grammatiken. Sie kommen indeß alle darin überein, daß die-

fe Sprachen jene älteste, den Sanscrit, zur Mutter haben, und daß diese sie an Vollkommenheit und Schönheit übertreffe.

Aus dem hier Gesagten läßt sich denn von selbst schließen, daß die redenden Künste der Hindus bereits in jenen grauen Zeiten sehr hoch müssen gestanden seyn. Und so schwer auch die völlige Enthüllung der Vedams, der alten Bücher, für uns im Ganzen noch ist, so zeigt doch dasjenige, was wir bis jetzt nur als Bruchstücke von ihnen kennen, eine ausnehmende Trefflichkeit, sey es der Erhabenheit der Gedanken oder des Ausdruckes.

Bevor wir hier einige Proben, wie sie sicher jeder Leser mit Recht erwartet, davon vorlegen, verdient folgende Bemerkung über die Vedams, und in so fern über die Literatur der Hindus, voran zu gehen.

Die Brahminen, besonders die so genannten Gesetzgelehrten unter ihnen, die daher ehrenweise Pundits genannt werden, theilen die Vedams oder Bidjas, die alten geheiligten Schriften, Offenbarungen, Verordnungen Gottes (auch Schastra, Sastra, Beda genannt, wiewohl schwerlich völlig einerley) in zwey Haupt-Classen,

in die vom ersten Range, ihnen zu Folge entschiedenen göttlichen Ursprunges, und die von minder hohem Werthe.

Viava soll zuerst die Anzahl der ersteren, die vor ihm weit größer war, auf 4 eingeschränkt, und größere Ordnung hinein gebracht haben. Hier auf folgen 6 Angas, ebenfalls zwar göttlichen Ursprunges, oder Hauptstücke der Gelehrsamkeit, eigentlich Erklärungen.

Als Erklärungen nennt man ferner die Uparvedas und die Upangas oder Erklärungen der Erklärungen. Sonach wären im Grunde die 4 ersten Vedas der heiligste Grundtext, und alle übrige wären nur höher oder minder geachtete Commentare.

Es ist denn sehr schätzens- und bemerkenswürdig, daß der Haupttheil oder die drey ersten Vedans die Pflichten des Menschen abhandeln, während der vierte Veda nur ein System göttlicher Verordnungen, wahrscheinlich zum Gottesdienste gehörender Ceremonien enthält; denn es wird bezeugt, daß Menü der allgemeinen Wohlthätigkeit (also Menschenpflichten) vor den Ceremonien den Vorzug gab; es sagt ausdrücklich

Yapyénaia tu sansiddhyèed brahmano  
 snatra sanayah  
 Curyàdanyatrava curyammaitto brahma  
 uchyatè \*).

Das heißt: durch stille Anbethung erlangt ein Brahman ohne Zweifel Heiligkeit; aber jeder wohlthätige Mann wird mit Recht, er mag diese Ceremonie vollbringen oder unterlassen, ein Brahman genannt.

So ging denn offenbar das der menschlichen Gesellschaft Nothwendigste auch hier voran.

Die Upavedas enthalten nun die Lehren der Arzeneykunde, der Musik, der Kriegs- und Waffenkunst und der mechanischen Künste. Die Angas aber den Cultus, Religions-Ceremonien, die Grammatik, die Prosodie, die Astronomie.

Die Upangas geben endlich Unterricht im Allgemeinen. Nach allem, was man davon kennt, scheint ihr Inhalt Erläuterung über Moral, Gesetzgebung, auch andere Theile der Philosophie, z. B. Seelenlehre, und Abweichung von den

---

\*) Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer Asiens von W. Jones nach Kleuker I. Th. S. 265 und 273, und 4. T. S. 23 und 24.

bort angenommenen theologischen Systemen der Philosophen zu seyn.

Wir kommen jetzt zu den Zeugnissen der hohen Ausbildung der Sprache selbst.

So wie jedes alte Volk, haben denn ebenfalls die Hindus fast alles in Mythen und Poesie gehüllt. Selbst die Gesetzgebung ist hiervon nicht ausgenommen, denn Menu's Gesetzbuch ist ein Gedicht. Eben so sind Theile ihrer Geschichte in Poesie und Allegorie gehüllt, worin denn stets Moral eingewebt erscheint. Vornehmlich tragen sie aber ihre ganze Religion und Kosmogonie in reichgeschmückten Bildern versificirt vor. Selbst aber bey den schönsten Gebilden ihres Geistes sey man jederzeit eingedenk, daß der Hindus von hoher Einbildungskraft sich stets Geister und Feen schuf, und diese selbst in die ernsthaftesten Materien mit verwebte.

Fangen wir mit den geringern Stufen, z. B. mit den Indischen Fabeln, an, so ist dieß für Hindostan deßhalb zwiefach günstig, weil man dort zugleich den Ursprung der Fabel, das heißt, durch Fabeln zu belehren, überhaupt suchen darf.

Die Fabeln des Vishnuserman, den wir, sagt Jones, lächerlicher Weise Pilsai nennen, machen die schönste, wo nicht die älteste Sammlung

lehrreicher Fabeln. Die Hitepadesa, das ist, freundschaftlicher Unterricht, ward nur erst im sechsten Jahrhunderte auf Anstiften des Leibarztes und nachmaligen Beziers des Kaisers Anuschiram aus dem Sanscrit und sodann in mehr als 20 Sprachen übersetzt, und man hat Grund, auch daher die Aesopischen Fabeln herzuleiten.

Hier bringen wir folgende davon bey.

Der Löwe und der junge Hase.

Den Mangel an Stärke kann die List ersetzen.

»Ein hungriger Löwe verzehrte alle Thiere, welche ihm nur in den Weg kamen. Um diesen dauernden Verheerungen ein Ende zu machen, erboten sich die übrigen Thiere, ihm an jedem Tage ein Thier zu seiner Nahrung zu senden. Er nahm diesen Vertrag an, und dieser ward nun von beyden Seiten pünctlich gehalten. Einst kam die Reihe an einen jungen Hasen, dem verschmiztesten Thiere seines Geschlechtes. Dieser verzögerte seinen Gang mit Vorsatz, und kam daher eine Stunde später an, als fest gesetzt war. Der Löwe fragte nach der Ursache der Verzögerung. Herr, sagte der Hase, ich bin von einem andern Löwen aufgehalten, der euch und allen euren Unterthanen den Untergang drohet. Führe mich so-

fort hin gegen diesen frechen Gegner, erwiderte der Löwe. Der Hase brachte ihn zu einem großen hellen Brunnen, hierin sah er sein eigenes Bild, und da er dieß für seinen Gegner hielt, stürzte er sich hinein und kam um."

Mehrere andere Fabeln sind offenbar mit denen im Aesop und Phädrus ein und dieselben, nur etwas anders ausgedrückt. So z. B. findet sich ein Elefant im Jägerneze gefangen, und wird durch Ratten, die er zuvor selbst befreuet hatte, durch Zernagen der Stricke erlöset; hier darf man nur statt des Elefanten den Löwen setzen. Schauspiele zweckten auch bey den ältesten Hindus auf Moralität. Wir haben eben durch W. Jones das Drama Saccontala oder des Schicksalsring des Poeten Calidas, aus dem Sanscrit übersetzt, kennen gelernt. Es gehört zu den herrlichen Producten des Indischen, ja überhaupt wohl des menschlichen Geistes. Unser große Kenner des Schönen des Alterthums, der treffliche Herder, sagt davon selbst sehr schön: »Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener so wohl als zarter Vorstellungen findet sich hier, die man bey einem Grie-

Den vergebens suchen würde; denn der Indische Welt und Menscheng Geist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht."

Der Grund oder Plan des Drama ist freylich sehr einfach, und läßt sich in dieser Rücksicht nicht den der Griechischen oder der heutigen Dichter gleich setzen; keine schwer zu lösenden Knoten; keine tief gelegten Intriguen, wenigstens fielen das, was man dahin rechnen könnte, nur der Götterwelt zu. Denn da im Orient alles voll ist von übernatürlichen, auf den Menschen einwirkenden Wesen, und bey den Hindus daneben jeder Baum und jede Pflanze belebt sind, so mußte hier begreiflich vieles, nach solchen Hypothesen vorgatragen; völlig von unsern Dramen abweichen, dagegen herrscht durch das Ganze die reinste, schönste, einfache unschuldsvolle Natur.

Sacountala oder Sountala, wie Schlegel schreibt, die Tochter eines Weisen, des Rautica, und eines überirdischen weiblichen Wesens, einer Fee oder Nymphe, ward von einem ehrwürdigen Brahminen in einem von heiligen Einsiedlern bewohnten Walde erzogen. Hier sah sie zufällig bey einer Jagd der Kaiser Indiens, Dushoonto (oder Dushmanta), fand sie überaus reizend, trug ihr seine Liebe an, und ward ihr

Gemahl. Bey der Rückkehr nach Hofe raubt ihm ein böser Genius aus Rache, weil er sich in jenem Walde, der Einsiedler vernachlässigt zu seyn glaubte, das Gedächtniß seiner Verhehlung; selbst der Namensring des Kaisers, den er der Geliebten angesteckt hatte, verschwand durch seinen Zauber; und ehe der Kaiser diesen nicht wieder erblickte, sollte Sacantala verstoßen, und ihr Sohn vom Könige verkannt bleiben. Sacantala wird daher, da sie nach Hofe geht, zurück gewiesen, und lebt im höchsten Kummer verborgen im Walde. Endlich, nachdem ein Fischer den Ring in einem von ihm gefangenen Fische gefunden, ihn nach Hofe zum Verkaufe brachte, und der König seinen Ring erkannte, floh ihn die Vergessenheit. Nach schwerer Betrübniß und Reue erkannte er Sacantala für seine Gemahlinn und ihren Sohn für den seinigen.

Dieses im Grunde einfache Drama ist mit mehr Geister-scenen durchwebt, aber auch selbst hierin zeigen sich große poetische Schönheiten, d. B. in der Scene, da der König, auf dem Wagen des Donnergottes Indra über die Wolken erhoben, auf die Erde herab sieht, um die bösen Geister zu bezwingen, von wo er nachmahls in

das Gebirge Chandarwas gebracht, seinen Sohn erkennt.

Erlaubt es nun gleich weder der Raum noch das uns vorgesteckte Ziel, hier einen bedeutenden Auszug des Ganzen zu liefern, so darf man doch mit Recht einzelne, vorzügliche Stellen zur Rechtfertigung jener Anpreisung erwarten. Hiervon nur folgende.

Als der König Dushoonto seine Geliebte zuerst in dem heiligen Haine der Einsiedler erblickt hatte, und sein Brahmine, (sein täglicher Gesellschafter, der zugleich eine den Hofnarren ähnliche Rolle spielt, und oft sehr passende Wahrheiten sagt,) ihn im zweyten Act verwundernd gefragt, wie er sich sofort in ein kaum augenblicklich gesehenes Mädchen verlieben könne, so entwirft der König folgendes Gemählde von ihr:

Dushw. »Wenn ich die Macht des Brahma und ihre Züge zugleich erwäge, so verdunkelt, wie mich dünkt, die Schöpfung eines so unerreichbaren Kleinods alle seine Werke. Gebildet ward sie und gleichsam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe, das in seiner äußersten Anstrengung die Ideale vollkommener Gestalten hervor rief, und die von ihnen ent-

Taschen b. 15. Band.

S

lehnten Schönheiten zu einem Ganzen vereinigte."

Madha. So muß sie alle übrige Schönen verächtlich machen.

Dushw. »Nach meinem Sinne thut sie dieß in der That. Noch weiß ich nicht, welcher gesegnete Bewohner dieser Erde zum Besitzer dieser tadellosen Schönheit auserkoren ist. Jetzt gleicht sie einer Blüthe, deren Wohlgeruch sich noch nicht verbreitet hat; einem jungen Blatte, das noch keine Hand vom Stiele riß; einem reinen Diamant, den noch kein Schleifer berührte; dem frischen Honig, dessen Süßigkeit noch nicht gekostet ward — oder besser der himmlischen Frucht vereinigter Tugenden, zu deren Vollkommenheit man nichts hinzu thun kann."

Und mit welcher Stärke und Schönheit drückt nicht der König im dritten Aufzuge seine Liebe aus!

Dushw. »O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind \*). Jetzt entdeck' ich die Ur-

---

\*) Die 5 Pfeile des Gottes der Liebe Man-Matha (Cupido der Hindus) hatten 5 Blumen zu Spitzen. V. s. das vorher gehende Taschenbuch.

fache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen, die Siva's \*) Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Varama-Feuer \*\*) unter den Blüthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, obgleich ihr Vertrauen zu verdienen scheint, ihr hintergehet dennoch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wer da liebt wie ich, der schreibt dir mit Unrecht blumige Geschoße und dem Monde kühlende Strahlen zu. Der Mond schüttet Feuer herab auf uns, und du schärfst mit schneidenden Diamantspitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen besiedert scheinen."

Wäre nicht die Folge dieses Aufzuges, wo nun ebenfalls Sacontala selbst erscheint, und der König ihr seine Liebe gesteht, zu lang, so verdiente sie besonders auch bey der unübertrefflichen Zartheit des Benehmens, und der reinsten weiblichen Unschuld der Sacontala hier einen vorzüglichen Platz.

---

\*) Siva's, die zerstörende Gottheit.

\*\*) Ein dem berühmten Griechischen ähnliches, unter dem Wasser fortbrennendes Feuer.

Wie schön ist nun ebenfalls die Scene des Abschieds gehalten, als Sacontala ihren ehrwürdigen Pflegevater Kanna verläßt, um nach Hofe zu gehen, und sich dem (durch Janber) sie vergessenden Geliebten Dushmanta ins Gedächtniß zu bringen. Alles, Pflanzen und Thiere des Waldes nehmen an dem traurigen Hingange der Geliebten Theil. Eine ihrer Gespielinnen, Prijambada, sagt zu ihr hierbey:

»Du klagst nicht allein — Sieh, der Hain selbst trauert nun, da die Stunde des Abschieds heran naht. Die Gazelle \*) frist nicht länger das gesammelte Kussa-Gras; die Pfauenhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen des Waldes lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.«

S a c o n t a l a (zu ihrem Vater):

»Ehrwürdiger Vater, erlaube mir, diese Mahawida-Pflanze anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Bluth setzen.«

K a n n a: Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

---

\*) Sacontala hatte eine junge Lieblings-Gazelle, die sie ernährte.

**S a c o n t.** (die Pflanze umfassend.)

»O strahlendste der schängelnden Pflanzen!  
Empfange meine Umarmung! Erwidere  
sie mit deinen biegsamen Zweigen. Von  
diesem Tage an, groß wie die Entfernung  
ist, die mich von dir trennt, bin ich dein  
immerdar! O geliebter Vater, sieh die  
Pflanze an, wie mein anderes Ich!»

Und kurz zuvor in eben diesem Acte, welch eine  
treffliche, ganz dem Klima angemessene Darstel-  
lung der Nacht und des Morgens!

Einer der Einsiedler (Brahminen) sollte auf  
Befehl des Obern, des Ranna, die Zeit der  
Nacht und die Gestirne erforschen; es ist gegen  
die Morgenkünde.

»Jetzt verschwand der Mond, und die Blume  
der Nacht gefällt nicht länger; sie läßt nur das  
Andenken ihres Wohlgeruches zurück, und hängt  
ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwe-  
senheit ihres Bräutigams unleidlichen Schmerz  
erduldet. — Der Morgen röthet sich, er färbt  
mit seinem Purpur die Thautropfen auf den Zwei-  
gen des Wadai-Strauches. Der Pfau schüttelt  
den Schlaf von sich, und eilt herab von den mit  
heiligem Grase durchflochtenen Einsiedlerhütten.  
Und siehe! dort springt plötzlich die Antilope von

der Opferstätte auf, bäumt sich hoch empor und streckt die niedlichen Glieder. — Wie ist der Mond vom Himmel gefallen mit erblaffendem Strahle! der Mond, der seinen Fuß auf den Su-Mera \*) setzte, dem Könige der Gebirge auf das Haupt trat, und, das Gefolge der Finsterniß zertrennend, hinan stieg bis in Wischu's \*\*) mittlern Pallast! So steigen die Großen dieser Erde mit äußerster Anstrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeizes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinab."

Zuletzt noch das treffende Gemählde, welches der König hoch über den Wolken, im Wagen des Gottes Indra fahrend, von der Erde unter ihm entwirft; ein wahres Panorama! Du Symantä: »Schnell, doch unmerklich wie die himmlischen Rosse hinab ziehen, erblick' ich der Menschen bestimmten Aufenthalt. — Erstaunende Aussicht! Noch so fern, daß die tiefen Gründe sich mit den Berggipfeln vermischen, die Bäume ihre astreichen Schultern empor strecken, und den:

---

\*) Su-Meru, der schöne Meru oder das Schneegebirge, der Imaus.

\*\*) Eine der wichtigsten (erzeugten) Gottheiten, der Erhalter.

noch unbelaubt zu seyn scheinen; die Klaffe wie glänzende Fäden schlängen unmerkbar ihre Fluthen — und jetzt, jetzt hat es das Ansehen, als schnellte eine ungeheurere Kraft den ganzen Erdball (gegen mich) empor!"

Hiermit genug von diesem reizenden alten Drama der Hindus, jetzt ein Paar Proben höherer Art.

Maharabat oder Marabharata ist eines der vorzüglichsten Gedichte des Wyaſa von 400,000 Versen. Es wird von den Brahminen unter die classischen Werke gerechnet, und sie setzen dessen Alter über 4000 Jahre. Es ist ein großes mythologisches Heldengedicht, wovon uns Charl. Wilking nur einen Theil aus dem Sanscrit übersetzt hat. Dieser Theil, der Bhagwat-Geeta (Dshita), oder, wie Schlegel schreibt, Bhogovotghitta, ist, dem berühmten Waren Hastings zu Folge, »ein Werk von besonderer Originalität, das in Absicht der Erhabenheit der Conception, des Raisonnements und des Ausdruckes kaum seines gleichen hat.«

Hiervon zuerst die herrliche Strophe, oder vielmehr eine der Epifoden, die den Bürgerkrieg zwischen den Gliedern der Familie des Bharat zum Gegenstande hat, nach Fr. Schlegels Uebersetzung.

Die beyden Heere rücken gegen einander zu einer großen Schlacht. Driun oder Arjun, der Anführer der einen Familien-Partey, den der Gott Krischna (ApoU der Griechen) besonders in Schuz nahm, übersah von seinem Streitwagen vor dem Kampfe beyde Heere.

„Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,  
 Lehrer dann, Oheim und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,  
 Blutsverwandte, Befreundte auch hier und dort den Heeren zweyer,  
 Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet stehn,  
 Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend er diese Worte sprach:  
 Seh' ich die Freunde, Krishno! all dort kampfgierig-gerüstet stehn,  
 Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz verdorrend welkt,  
 Schauern durchfährt den Körper mir, während das Haar sich sträubend hebt.  
 Sandiv \*) sinkt mir aus der Hand, die Haut selbst am Leibe dort,

---

\*) Der Bogen des Driun.

Nicht vermag ich zu stehen fürder, und es schwankt  
 mir schwindend mein Geist,  
 Anzeigen seh' ich unsel'ge um mich her hier, o  
 Keshova \*).

Und kein Heil mag ich erspähen nach der Bluts-  
 freunde Mord im Kampf.

Nicht begehrt ich zu morden die, morden sie mich  
 auch, Göttlicher!

Für der drey Welten Herrschaft nicht, wie soll  
 ich's um die Erde thun?

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glück-  
 lich seyn Madhova?

O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbrin-  
 gen wir bereit,

Daß wir aus Bier nach Herrschaft morden wollen  
 des Freundes Stamm,

Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet  
 mich im Kampf

Erschläge, Dhritorashtra's Schar, wär' es leicht-  
 er zu erdulden mir!"

Diese edlen Gefühle sucht ihm dann der Gott  
 Krishna durch die Lehren der Hindus, von der stän-  
 den Umwandlung aller Wesen \*\*), daß nämlich

\*) Der Lockige, ein Beynahme des Krishna, wie  
 bey dem Apoll.

\*\*\*) M. s. weiter unten den Abschnitt Religion.  
 Treffend bemerken hierbey die Verf. des schät-

alles nur eins ist, daß alle übrige Erscheinungen nichtig sind, zu unterdrücken.

Daher finden einige Strophen dieses didactischen Theiles des Gedichtes hier nicht ohne Grund einen Platz.

„Was nicht zu klagen ist, klagst du, redend doch  
noch der Weisen Spruch.

Nicht die gehen, auch die bleiben nicht, beweint  
jemahls, wer weise denkt.

---

Unvernichtbar wohl ist, wisse, daß, wodurch dies:  
Al besteht,

Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterb-  
lichen Wesens ist.

Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des  
Ewigen,

Das keiner vernichtet noch mißt; auf dann! und  
Kämpfe, Thoruts Sohn \*).

---

baren Buches Gallerie der Welt, daß diese philosophische Episode sehr sonderbar gerade hier zwischen zwey schlagfertigen Heeren angebracht sey, indes findet sich doch auch wohl bey Griechischen oder Lateinischen Dichtern dergleichen an unrichtigen Ort gestelltes Philosophiren.

\*) Oriun ist ein Abkömmling von Thorut.

Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß  
es getödtet sey,

Wohl nicht weise sind beyde sie; nicht tödten kann's  
und sterben nicht."

Noch erhabener zeigt sich dann der Schwung  
Indischen Geistes in solchen Stellen ihrer Ge-  
dichte, welche entweder die Gottheit oder die Kos-  
mogenie angehen.

Eine solche führt Schlegel aus dem hoch-  
sten Gesetzbuche Menu's oder Monu's an, wo  
von der Entstehung der Welt die Rede ist.

Monu spricht:

„Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, un-  
bezeichnet auch,

Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz  
im Schlaf versenkt.

Der selige Selbstständige drauf, der unenthüllt  
Enthüllende,

Der Wesen Anfang, so stets wächst, war's, der  
wirksam die Nacht zerstreut,

Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar un-  
begreiflich stets,

Der nachdenkend aus eignem Leib schaffen wollend  
der Wesen viel,

Wasser erschuf er zuerst, des Lichtes Same ward  
gezeugt,

Ein Ey war es, wie Gold glänzend, leuchtend, dem  
 Tausendstrahler (der Sonne) gleich;  
 In dem lebte durch eigene Kraft Brohma, Ahn-  
 herr des Weltalls.  
 In dem Ey saß nun ein Jahr lang nichts thugend  
 jener Göttliche;  
 Selber dann durch des Geistes Sinnen hat er das  
 Ey entzwey getheilt;  
 Aus den geheiligten Stücken dann bildete Erd'  
 und Himmel er,  
 Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser  
 Haus, das ewige u. s. w."

Die Vielheit der uns noch übrigen Materien erlaubt es nicht, diese merkwürdige Indische Darstellung weiter einzurücken, und wir verweisen deshalb auf das Original \*). Nur so viel ergibt sich zugleich daraus: 1) daß dieses Monument Indischer Geisteskraft, welches wahrscheinlich einige tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geschrieben war, bereits einem selbstständigen, unerschaffenen Urwesen die ganze Schöpfung beymaß; 2) daß bey der Schöpfung das Wasser, wie bey dem Thales, als erster Stoff hervor ging;

---

\*) Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier. S. 247 u. f.

3) daß das Licht aus dem Wasser erzeugt ward ;  
 4) daß dieses innerhalb des Wassers entwickelte  
 Licht nun nach oben stieg, eine glänzende Kruste um  
 dasselbe zog, und hierdurch ein strahlendes *Ey* bil-  
 dete, worin Brohma, wie nachmahls gesagt wird,  
 selbst wohnte, sodann das *Ey* zersprengte, und  
 aus den getheilten Stücken Erde und Himmel bil-  
 dete. 5) So scheint sich dann ferner nicht nur das  
 Hervorströmen der Luft, sondern, dem *Whiston*  
 ähnlich, die Sündfluth, die Theilung der Erde  
 in vielfache Stücke erklären zu lassen. Das  
 jahrlange Nichtsthun des Schöpfers scheint aber  
 wohl auf die wichtige Ueberlegung bey dem gro-  
 ßen Werke zu deuten.

Mag es von Andern anders und besser erklärt  
 werden, hierüber weiter kein Wort, genug, als  
 Poesie, wovon eigentlich die Rede war, zeigt  
 sich hier viel Treffliches und zugleich der Hebräi-  
 schen Deutung der Schöpfung \*) Aehnliches.

Gehen wir jetzt von den redenden zu den  
 übrigen schönen Künsten, so ist es merkwürdig,  
 daß sich bey den Indiern, sogar in ihren aller-

---

\*) Da dieß mit der Religion selbst nahe verbun-  
 den ist, so wird sie weiterhin mehr vorkommen.

heiligsten Büchern, eine eigene Abtheilung von der Musik findet.

Unter den 4 Upavedas handelt nämlich das zweyte von der Musik. Es wird davon gesagt, sie solle von Bhārata erfunden seyn, und hauptsächlich dazu dienen, die Seele durch Andacht zu erheben. Also wohl auch hier, wie bey Carl dem Großen, hauptsächlich Kirchen-Musik.

In den ältesten Zeiten mag nun wohl die Musik der Hindus hierzu vorzüglich geschickt gewesen seyn, auch sagt Tennant ausdrücklich von der heutigen Musik bey ihren Hochzeiten, ihre Arien sind sanft und melodisch. Diese Lieder haben dann hauptsächlich die Thaten eines ihrer Helden oder Halbgötter zum Gegenstande. Es ist aber bemerkenswerth, daß ihr Tonleiter 8 Töne haben soll (Schabdas waros), nämlich sa, ri, ga, ma, pa, da, ni, scha, die mit unserer ut, re, mi, fa, sol, la, si zutreffen.

Dieß mag dann nun wohl nur auf den Gesang gehen; denn die übrigen Nachrichten stimmen darin überein, daß die jezige Instrumental-Musik der Hindus dem Europäischen Ohre zu rauh, grell und lärmend sey.

Die Instrumente selbst, wovon uns zuerst besonders Sonnerat, und nachmahls Colohns gar

36 verschiedene Zeichnungen geliefert hat, theilen sich in 4 Haupt-Classen: Blas-Instrumente; Saiten-Instrumente; Becken; Trommeln, und endlich eine fünfte Art, wovon wir jedoch nur eins kennen, eine Reihe tönender Schalen oder Glocken.

Die große Anzahl der Instrumente selbst deutet aber auf einen höhern Grad der Cultur, als die Natur der heutigen, und so harschen Musik selbst angibt.

Es wird hinreichen, die bedeutendsten auszuheben. Von blasenden Instrumenten sind besonders stark tönend der Ramsinga, eine große gekrümmte Posaune, wie etwa der Serpent, welchen ich bey Französischen Kirchen-Musiken im Gebrauche sah; ferner eine große Trompete, Borgung, die kleinere, der Baunk; eine unserer Zink ähnliche, Lontare genannt, und die lange Trompete, Lare, von traurigen Tönen, die besonders um das Absterben einer Person bekannt zu machen, so wie bey Leichenzügen und dazu gehörenden Feyerlichkeiten, geblasen wird; ferner eine Hoboi oder Schalmei. Flötenarten sind verschiedene, zum Theil aus Bambusrohr; eine davon, die Baunsi oder Bunsji, wird auch mit der Nase geblasen, wie im Südmeere. Sackpfeifen (Dudelsäcke) gibt

es ebenfalls größere und kleinere. Der letzteren bedienen sich vorzüglich die Schlangenbeschwörer, und lassen die Naja Capello darnach tanzen; dieser Dubelsack hat, wie die größere, zwey Pfeifen und statt des Sackes nur Calabassen.

Saiten-Instrumente gibt es theils der Geige, theils der Guitarre ähnlich. Die Saringi, ein vielsaitiges Instrument, wird so, wie der einsaitige Urni, vermittelst eines Bogens gespielt, auch ersteres zuweilen mit Gesang begleitet. Die der Zither oder Guitarre ähnlichen scheinen indeß wohl von den Mohren (Muhammedanern) herzustammen; die Biné hat fast ganz die Bildung der Guitarre, nur wird gegen Ende des langen Griffbretes eine hohle Calabasse angebracht, um den Ton wohlklingender zu machen.

Von Trommeln oder diesen ähnlichen Instrumenten finden sich ebenfalls mehrere Arten, selbst wo zwey mit einander verbunden sind. Sie werden größten Theils paukenartig geschlagen. Einige sind beträchtlich groß, als Allarmpauken. Bey Hochzeiten bedient man sich einer eigenen ansehnlichen, mit Federn gezierten Trommel, die Haugk genannt, sie wird mit 2 Stäben geschlagen.

Wiederum sind messingene oder kupferne Becken-Mode, wie bey unserer Janitscharen-Musik,

die Tänzerinnen führen zuweilen eine Art kleinerer Schellen, und tanzen hauptsächlich nach der Musik des Talet, zweyer Becken, das eine von Stahl, das andere von Kupfer.

Noch zuletzt ist als Merkwürdigkeit das Zutragung hier anzuführen. Mehrere hohle Näpfe von Chinesischem Porzellan, wovon jeder einen verschiedenen, aber bestimmten Ton angibt, werden mit eisernen Stäben geschlagen. Es ist mithin eine Art porzellanener Harmonica, oder Glasglocken-Spiel.

Die Musik ist, selbst den Hindus zu Folge, so nahe befreundet mit der Tanzkunst, daß sie die Göttinn der Tanzkunst, Kambbé, für die Tochter der Göttinn Gore soutié, der Harmonie und Musik annehmen. Indes ist, wie fast im ganzen Orient, die Tanzkunst kein beyden Geschlechtern gemeinschaftliches Vergnügen. Der ernsthafteste Hinduß hat es hauptsächlich dem Frauenzimmer, und zwar vorzüglich einer eigenen Classe desselben, überlassen. Denn obgleich die Frauen der Nabjas und noch vielentschiedener die zahlreichen Favoritinnen der Mohrischen (Muhammedanischen) Großen innerhalb der Zenana (Serail) ebenfalls ihre Herren durch Tanz belustigen, so ist dennoch der Tanz in Hindostan überhaupt

nur ein Geschäft der nach dem Portugiesischen so genannten Bajadaren, der Devidaschis, Tempeltänzerinnen, oder auch der Freudenmädchen.

Eine kurze Anzeige dieser merkwürdigen Mädchen beyder Classen muß daher hier wohl voran gehen.

Deve - Daschis, nach dem Sanscrit aus dem Worte Deve, Gott und Daschi - Slavinn, zeigt sofort den Dienst dieser Mädchen an. Sie sind der Gottheit gewidmet, verrichten mehrere Dienste im Tempel, und feyern durch Tanz und Gesang die Feste der verschiedenen Götter, deren Pagoden sie angehören. Jährlich bringen sie auch dem Gott der Liebe Kamadeva und der Göttinn Kambbé ein Opfer. Diese den Göttern geweihten Mädchen stehen aber, so sehr man auch ihr Handwerk herab würdigen möchte, dennoch in großem Ansehen, haben aber unter sich selbst mehrere Classen, wovon freylich die untersten zu gemeinen Freudenmädchen herab gesunken sind. Hafner und Papi, welche uns beyde umständliche Nachrichten über die verschiedenen Abstufungen geliefert haben, kommen indeß nicht genau mit einander überein. So viel erhellet indeß aus beyden, daß die eigentlichen Tempelmädchen der beyden wichtigen Gottheiten, des Vishnu und

des Schiwa, nicht mit den Matthes, oder, wie Papi sie nennt, Martachis, Mädchen, welche bey jeder Art von religiösen Festen tanzen und singen, zu verwechseln sind, da erstere eigentlich jenen beyden Gottheiten nur im Tempel selbst dienen und durch Tanz und Gesang feyern.

Theils die hohe Idee von den Brahminen als Gottgeweihten, oftmahls auch Mangel an hinreichendem Unterhalte veranlaßt viele der Hindus, ihre Töchter in früher Jugend den Brahminen zu Deve-Daschis darzubiethen. Auch dünkt es ihnen nicht entehrend, daß sie, in dem sie innerhalb der Ringmauern der Tempel selbst wohnen, dann diesen Priestern zugleich als Beyschläferinnen dienen, da, wie sich es nachmahls zeigen wird, die Zeugung und Ehe als eines der wichtigsten Geschäfte der gesammten Natur angesehen wird.

Sie werden von den Brahminen nicht nur im Schreiben und Lesen selbst der geringern heiligen Bücher unterrichtet, welches den übrigen Frauenzimmern untersagt ist, sondern zugleich in der Kunst, ihre natürlichen Reize durch Anstand, Tanz, Gesang und alle Mittel der höchsten, wolustathmenden Koketterie zu erhöhen.

Daher macht dann auch ihr Anzug ein eigenes Studium.

Ueber die schöne schlankte Form der Hindus fließt nur ein kurzes, leichtes Gewand vom feinsten weißen Mouffelin, und wird durch einen silbernen Gürtel fest gehalten. Unter diesem Kleide bedecken jedoch knapp anliegende, an den Knöcheln zugeschnürte, seidene gestreifte Beinkleider die Schenkel. Goldene Ketten und Quirlenden von Blumen hängen um den Hals zur Brust hinab, und ein seidener, farbiger, durchsichtiger Schleier verhüllt Anfangs Kopf und Busen, fällt aber beim Tanze auf den Schultern fest geheftet bald bogenförmig über das Kleid hin. Den Oberleib umschließt genau eine sehr kurze, seidene Weste oder Leibchen, deren Ärmel nur bis auf den halben nackten Vorderarm herab gehen. Um den Busen, auf dessen Schönheit und Festigkeit der Hindus vorzüglich achtet, in seinem vollen Reize zu zeigen, werden die beyden Spitzen von jenem Leibchen gerade unterhalb des Busens zusammen geknüpft, so daß dieser dadurch sanft gehoben, ohne eingezwängt zu werden, jeden Athemzug deutlich fühlen läßt, nach andern Nachrichten wird jede Brust von einer eigenen sehr elastischen hölzernen Kapsel umschlossen.

Der Theil von hier bis gegen den Unterleib bleibt völlig unbedeckt, so wie die Arme und auch

der Fuß, doch sind beyde mit goldenen Ringen geschmückt.

Das lange schwarze Haar, durch wohlriechende Dehle noch dunkler und glänzender, hängt in einer einzigen starken Haarflechte bis zu den Hüften hinab. Absatzweise mit kleinen Goldplättchen durchflochten, endigt es in einem dicken, schwarzseidenen, in Gold gefaßten Quast. Oberwärts dieser Flechte glänzt auf dem Hinterkopfe eine handgroße goldene Scheibe, Tschorenka genannt. Einfach und reizend liegt das gescheitelte Haar der Stirn zu beyden Seiten, und wird durch feine, längs den Schläfen hinlaufende, goldene Ketten verschönert. Auf die Stirn selbst ist ein kleines Goldblättchen befestigt. Den Augen glauben sie einen höhern Reiz durch eine schwarze Einfassung (einer Linie mit Spießglas gezogen) zu geben, und in den Ohren, ja selbst in der Nase tragen sie Ringe; letzteres dem Europäer anfänglich widrig, scheint ihm bald selbst reizend.

Minder angenehm mag ihm ebenfalls das Gelbfärben der entblößten Theile des Körpers gefallen. Die Farbe wird, Hafnern zu Folge, von einer besondern Sorte der Kurkuma genommen, im Sanscrit Gondha horiedra genannt, welche

nicht nur schön goldgelb färbt, sondern dabei wohlriechend ist.

Der Anzug einer solchen vornehmen Tänzerinn steigt oft auf 15 bis 20,000 Rupien durch das viele Geschmeide.

Diese von Natur reizenden Mädchen treten so geschmückt zum Tanze auf, begleitet von Musikern mit Cymbeln, Tambourins und Tamtams, unter der Führung eines eigenen Directors oder vielmehr Ballett-Meisters, Tschelinbikar genannt, da er durch das Schlagen der Becken den Tact angibt, und zum Tanze ermuntert. Der Tanz beginnt nur erst auf das von dem Ballett-Meister mit den Becken gegebene Zeichen. Sodann werfen die Mädchen ihre Schleyer ab, bilden sich in Reihen, schlingen sich auf eine bewundernswürdige Weise schnell durch einander, oder tanzen in Gruppen, oder in einzelnen Paaren, je nach dem der Ballett-Meister ihnen durch die Becken die Weisung gibt. Auch besteht oftmahls das Ganze nur in Bewegung der Arme, Hände und Füße, ohne lebhaftes Sprünge. Sie besitzen große mimische Kunst, und stellen in ihren Tänzen besonders Liebesgeschichten vor. Ihr großes, belebtes, oft schmachtendes, oft drohendes, oft bittendes Auge, verbunden mit den mannigfaltigsten, gewand-

testen Biegungen; der schönen Glieder, besetzt dieses Schauspiel auf eine so reizende als bewundernswürdige Weise, daß mehreren Europäern unsere besten Tänzer dagegen nur unbehülflich schienen.

Auch zeigen sie selbst bey ihren lebhaftesten Bewegungen keine unzüchtigen Stellungen, dergleichen man in den Tänzen der Austral-Inseln, oder bey denen der Neger, oder selbst bey einigen Europäischen, z. B. dem Tandango, bemerkt.

Daher sind diese gefälligen Mädchen denn ebenfalls so höchst verführerisch; denn wenn gleich die den höchsten Gottheiten geweihten Mädchen sich nur den Tempeln widmen, und bey großen Feyerlichkeiten öffentlich tanzen, so sind dennoch die geringern Classen, welche unter den Namen der Datscheries, Westiatis, und die noch geringern, die Cancenis oder Sutredaries bekannt sind, wozu sich die ältern, vielleicht den Brahminen nicht mehr anständigen Mädchen zum Theil gesellen, sehr häufig die Ursache von dem Verfall vieler Familien. Diese Schönen ziehen nämlich unter der Aufsicht, oder gar als Eigenthum einer Daja, einer zur Matrone gewordenen Tänzerinn, in Hindostan in einzelnen Truppen umher. Sie werden zum Vergnügen bey allen Festen

und Gastmählern , wie auch überhaupt zur Bewirthung vornehmer Gäste gemiethet, führen bey oder nach der Tafel ihre Tänze und Schauspiele auf, und verweilen selbst die Nächte bey den Gästen. Sie werden denn entweder dafür nicht nur von dem Hausherrn bezahlt, sondern der Gast, welchem eine dieser Tänzerinnen besonders Gesellschaft leistet, macht ihr den folgenden Morgen ein ansehnliches Geschenk von einem Ringe oder einem Stück reichen Zeuge. Ist der Wirth reich und der Gast angesehen, so sendet der erste sogar dem letztern das dem Mädchen zu überreichende Geschenk; oftmahls belaufen sich diese Kosten zusammen auf mehrere 1000 Rupien. Einige der Großen halten eigene Banden dieser Tänzerinnen.

Forster führt auf seiner Reise nach Caschemire, woselbst man die schönsten Tänzerinnen findet, Beyspiele an, daß angesehene Familien durch diese feilen Mädchen an den Bettelstab geriethen, denn sie sind nicht minder habüchtig als verschwenderisch. Dieß ist destoweniger zu verwundern, da dieses fröhliche Volk ebenfalls besondere Vorliebe für Musik zeigt.

Die übrigen Künste, Mahleren, Bildhauer- und Baukunst, sind zwar in unsern Zeiten nur

dürftig; allein so war es durchaus nicht im höhern Alterthume. Die Original-Werke der Architectur und der Sculptur der Hindus zeigen sich uns jetzt nur noch in ihren Tempeln oder Pagoden und ähnlichen, der Religion geweihten Orten, dahin mag, um Wiederholungen zu vermeiden, die Beschreibung dieser bewundernswürdigen Werke verschoben bleiben; jedoch waren sie stets in ihrer Baukunst viel höher gestiegen als in den beyden übrigen Künsten.

Wir kommen nun zu den ernsthaften Kenntnissen dieser Nation.

Der Erfindung dreyer Dinge, sagt der Araber Alsephadi, rühmen sich die Indier: der der Fabeln; der Rechenkunst und des Schachspieles. Dieses Zeugniß der ältern Araber, einer der ältesten, vorzüglichsten Nationen in Rücksicht mehrerer Theile der Mathematik, ist, wie dieß Montucla genauer aus einander setzt, hinreichend, die Hindus für die Erfinder nach Zehnen zu rechnen, oder der Decadik, anzunehmen. Von den Hindus ging sie nach deutlichen Zeugnissen zu den Arabern; von dort erhielten sie die Griechen und sonach die ganze westliche cultivirte Erde. Die heutigen Hindus sind noch jetzt sehr geübte Rechner. Die Bavianen haben eine seltene Fer-

sigkeit in Berechnung so wohl aller Münzen als Waarenzweige, und beenden selbst viele Rechnungen, und schon P yrard macht auf die Kenntnisse der B anianen in dieser Rücksicht aufmerksam. Auch wird in allen Schulen der Hin dus den Knaben sehr frühzeitig nebst dem Schreiben das Rechnen beygebracht. Diese Schulen sind übrigens sehr einfach. Sie werden bey dem dortigen milden Klima unter freyem Himmel gehalten. Die Schüler sitzen auf einer Thierhaut (Lieger oder Hirsch) mit verschränkten Beinen. In der einen Hand die Alles (Palmbblätter), in der andern den Griffel, horchen sie im tiefsten Stillschweigen, denn dieß ist eine der durchaus nothwendigen Eigenschaften des Lehrlings, und schreiben, was der Lehrer stehend ihnen dictirt \*).

In unsern Tagen sind die Kenntnisse der Hin dus in der Astronomie und darauf gegründeten Zeitrechnung ganz vorzüglich wieder in Anspruch genommen. Wenn man den Hin dus Kenntniß des Sonnenjahres, der Figur der Erde und ähnlicher Hauptwahrheiten der Erd- und Himmels-

---

\*) Der Gehalt der Lehrer ist gering, von jedem Schüler monatlich 2 Fanons (12 Sous) oder auch nur etwas Reis.

kunde abspricht, so beruhet dieß auf Unkunde, oder wenigstens auf Verwechslung ihrer poetischen Astronomie mit der wahren; der mathematischen. Ein in Hindostan berühmter Pandit und gelehrter Astronom, mit Namen Komatschandra, erklärte sich hierüber gegen S. W. Jones in der Hauptsache auf folgende Weise.

»Die Pauranicas, das ist, die poetischen Fabulisten, werden ihnen sagen, daß unsere Erde platt sey, auf 8 Bergen ruhe, und von 7 Seen umgeben, welche Milch, Nektar und Honig enthalte; das Land, welches wir bewohnen, eine der 7 Inseln sey, welcher 11 kleinere Inseln untergeordnet sind; daß eine jede Region von einem Gotte, der auf einem ungeheuern Elephanten reitet, beschützt werde; daß ein glänzender Goldberg (Meru) sich in der Mitte erhebt.»

Dagegen glauben wir (die Ossiatiscas, Syatiscas, die mathematischen Astronomen), daß die Gestalt der Erde der Cabamba-Frucht gleiche, also sphäroidisch sey, und nehmen nur 4 große Oceane mit Salzwasser an, worin mehrere große Halbinseln mit unzähligen Eilanden sind. Jene (die Pauranicas) werden ihnen sagen, daß ein großer Drachenkopf den Mond verschlu-

de, und dann eine Mondfinsterniß entstehe; wir aber wissen, daß der erdichtete Kopf und Schweif des Drachen nur die Knoten und Punkte andeutet, welche durch die Einschnitte der Ekliptik und der Bahn des Mondes gebildet werden. Mit einem Worte, ihr erdichtetes System ist bloß Fantasie; wir aber lassen nichts gelten, was nicht durch unwidersprechliche Beweise erhärtet werden kann."

In eben der Abhandlung, worin Jones diesen wichtigen Beweis für die richtigen astronomischen Kenntnisse der Hindus beybringt, zeigt er zugleich umständlich, daß die Theilung des Thierkreises und seiner Sternbilder nicht von den Griechen, wie Montucla behauptet hatte, sondern von den ältesten Hindus oder von einer noch ältern Nation herrühre, von welcher letzteren die Hindus diese Eintheilung erhalten hätten.

Noch bedeutender aber für die astronomischen Kenntnisse der alten Hindus sind besonders die Mittheilungen des Französischen Astronomen le Gentil, welcher im Jahre 1769 in Pondichery sich mit einigen gelehrten Brahminen über den Grad ihrer Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu belehren suchte.

Zwar fand er unendliche Schwierigkeiten, indem bey den Hindus nicht nur alles in Mythen und in Poesie verhüllet ist, sondern weil die wenigen Pandits oder gelehrten Brahminen sehr ungern Fremden, die sie verachten, sich mittheilen. Indesß bewunderte er dennoch ihre seltene Fertigkeit und Genauigkeit im Berechnen der Finsternisse. Sie machen alle diese Rechnungen mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit, ohne Feder und Bleyfeder, denn diese ersetzen sie durch die Tauris (Muscheln), welche sie auf einem Tische oder oftmahls auf dem Boden selbst hinordnen; (*avec une vitesse et une facilité singulieres sans plume et sans crayon.*)

Le Gentil macht indesß darüber die richtige Bemerkung, daß, obgleich diese Methode viel schneller sey, als die unsrige, so habe sie stets das unbequeme, daß man den Calcul nicht wieder nachsehen, und daher die etwannigen Fehler nicht verbessern könne; indesß sey es merkwürdig, daß nur höchst selten Rechnungsfehler vorkämen, da diese Brahminen mit einem uns unbegreiflichen Phlegma und Ruhe rechnen. Die Rechnungs-Methode oder die Formeln selbst sind aber in räthselhaften Versen enthalten, welche die Brah-

minen auswendig wissen, wovon sie aber nicht die Erfinder sind, und einen gewissen Salivagena, von welchem sich eine Epoche anhebt, für den Verbesserer derselben angeben.

Ihre Sonnen- und Mondstafeln sind auf Palmblätter (Olles) geschrieben; diese nehmen sie bey der Berechnung einer Finsterniß zu Hülfe.

Mit Recht bemerkt hierbey dieser Astronom, daß die heutigen Hindus, selbst wenn ihre Astronomie auch, mit der unsrigen verglichen, unvollkommen sey, dennoch weit über die der Chinesen hinaus rage; denn bekanntlich war ja diese sich so hoch glaubende Nation nicht ein Mahl im Stande, ohne unsere Missionäre richtige Rechnung der Finsternisse und einen richtigen Kalender zu verfertigen.

Indeß reichen, oder reichten wenigstens vor- mahl, die astronomischen Kenntnisse der Hindus viel weiter. Hiervon erlaubt der Raum hier nur anzuführen, daß so wohl le Gentil als Jones dardhnen, daß die Brahminen nicht ganz unrichtige Kenntniß von dem Vorrücken der Nacht- gleichen hätten und noch jetzt haben. Sie setzten diese auf 54 Secunden jährlich; hieraus bilde-

ten sie dann das große Jahr, oder die ganze Revolution der Fixsterne, von 24,000 Jahren.

Allein Paterfon zeigt, nach Sr. Will. Jones' Abhandlung über die Chronologie der Hindus, daß sie diese große Revolution der Fixsterne um die Pole der Ekliptik nicht auf 24,000, sondern auf 25,920 Jahre gesetzt haben. Nun geben ja selbst unsere heutigen Astronomen hiezu über noch nicht entschieden einerley Zahl an, indem sie von Einigen (zu  $50\frac{1}{2}$  Sec. jährl.) auf 25,700, von La Lande hingegen auf 25.972 Jahre gehalten wird, welches von jener Angabe der Hindus nach Paterfon wenig abweicht. So fehlerhaft also auch die Angabe der Hindus zu seyn scheint, so bleibt es dennoch stets merkwürdig, daß diese alten Astronomen einen so schwierigen Punct nicht ganz verfehlt haben, der jedoch auf die feinsten und anhaltenden Beobachtungen gegründet ist.

Nach dieser Auseinandersetzung kann man mit Recht schon vermuthen, daß die alten Hindus in der Theilung des Jahres weiter gekommen waren, als wohl jede andere Nation zu der Zeit. Le Gentil thut umständlich dar, daß, wenn man alles gehörig bestimmt, die Pandits das tropische Jahr zu 365 Tagen 5 Stunden  $50' 54''$

angeben, so daß da unsere Astronomen dafür 365 Tage 5 Stunden 48' 45 $\frac{1}{2}$ " setzen, die Differenz nur wenig über 2 Minuten zu groß ist; er bemerkt daher mit Recht zur Ehre der Hindus: Par consequent les anciens Brames connoissoient la longueur de l'année solaire, beaucoup mieux que ne l'ont connue Hipparque et Ptolémée.

Sie theilen dieses Jahr dann in 12 Monathe auf eine solche Art, daß der Monath, der bey ihnen unserm April entspricht, bey ihnen der erste Monath des Jahres ist. Diese Monathe sind nicht von gleicher Länge; der Junius ist der längste, der December der kürzeste; sie haben ihre Nahmen hauptsächlich nach darin blühenden Gewächsen. Die Woche ist, wie bey uns, in sieben Tage getheilt.

Und für alle diese Kenntnisse, welche sich doch offenbar auf genaue Beobachtungen gründen mußten, welcher Instrumente bedienten sich hierzu die Hindus? Diese Frage wird desto bedeutender, da wir bis jetzt keine Instrumente bey ihnen entdeckt haben, deren Genauigkeit sich mit der der unsrigen messen dürfte.

Wenn man weiß, daß die einfachste Methode, die verschiedene Höhe, und auch die Bewegung

der Sonne damals zu beobachten, durch den Gnomon, das heißt durch den Schatten eines perpendicular gerichteten Stiftes oder Regels in Ausübung gesetzt wird, und daß dieß bey allen uns bekannten ältesten Völkern wirklich geschah, so darf man eine ähnliche Methode ebenfalls bey den alten Hindus vermuthen. Und diese Vermuthung nähert sich dadurch der Gewißheit, daß wir jetzt die Instrumente einiger Massen kennen, welche, wie man behauptet, von dem trefflichen Kaiser Akbar in Benares sollen errichtet seyn.

Die Werkzeuge bestanden hauptsächlich in Gnomons und Halb- oder Viertelzirkeln (Quadranten), auf welchen die erstern ihren Schatten warfen. Was ihnen an Feinheit der Theilung abging, suchten sie, so weit es möglich war, durch die Größe der Werkzeuge selbst, zu ersetzen.

So fand es wenigstens noch im Jahre 1772 der Engländer Rob. Barker. Als er die seit Jahrtausenden wegen ihrer Lehranstalten heilig gehaltene Stadt Benares besuchte, fand er das sogenannte Observatorium.

Auf einer hohen Terrasse stand eine Anzahl noch bis jetzt gut erhaltener Werkzeuge, vor 200 Jahren errichtet, von erstaunlicher Größe. Sie

sind von Stein erbauet, mithin unbeweglich, zeigen aber eine seltene mathematische Genauigkeit in ihrer Ausführung. Einige haben 20 Fuß Höhe, und die Stufen und Abtheilungen sind, oder waren wenigstens damals noch so genau abgeschnitten oder getheilt, als hätte sie ein geschickter Künstler jetzt gemacht. Sie bestehen hauptsächlich in sehr großen Sonnenweiser, Zirkel-Segmenten, welche mit ihrer Einfassung zusammen genommen über 37 Fuß (Englisch) betragen, der Radius aber 9 Fuß 2 Zoll, und daher der ganze Durchmesser 18 Fuß 4 Zoll. Die Höhe des Gnomons, zu dem man auf Stufen hinauf steigt, ist 22 Fuß 3 Zoll; der Winkel aber, den er mit der Basis macht, 25 Grad. Die Breite des Standortes fand man  $25^{\circ} 10'$ .

Es ist sehr merkwürdig, wie man nicht nur solche Massen hat so gut und genau erbauen können, daß, wenn man selbst noch damals (1772) das Auge an einen kleinen eisernen Ring von einem Zoll im Durchmesser des einen Ende des Gnomons anlegt, man genau durch drey andere von eben dieser Größe bis zu dem Ende desselben hindurch sieht, obwohl es eine Distanz von 38 Fuß beträgt!

Dies fällt nun aber desto mehr auf, je weniger die heutigen Künstler unter den Hindus sich im Stande finden, etwas nur einiger Maßen Aehnliches an Genauigkeit hervor zu bringen.

Dem Berichte des Engländers zu Folge befand sich hierunter ein Quadrant, dessen Halbmesser gegen 20 Fuß beträgt, wovon er glaubte, er läge genau im Meridian. Im Mittelpuncte war ein messingener Stift, und der ihn begleitende Brahmine behauptete, man habe hiervon einen Draht zu dem Umkreise gezogen, wahrscheinlich um genauer dadurch die Theilungen oder Grade für genommene Höhen zu bestimmen. Wenn nun aber der Beobachter sein Auge hierbei auf und herunter bewegen mußte, so konnte dieß, wie Barker bemerkt, bey der außerordentlichen Größe des Instruments nicht anders, als vermittelst einer Leiter oder ähnlicher Vorrichtung, geschehen.

Indeß fanden sich doch ebenfalls metallene Instrumente darunter. So sah er einen Kreis von Messing, zwey Fuß im Durchmesser vertical zwischen zwey Steinen bewegbar, und in 360 Grad getheilt, der Engländer glaubt, er habe als Azimuthal Kreis gedient. Von einigen dieser Werkzeuge sah er indeß den Gebrauch nicht

ein, besonders von den beyden großen gemauerten Kreisen, wovon der äußere 40 Fuß im Durchmesser bey etwa halb so viel Höhe hielt; dennoch waren beyde Kreise in 360 Grad getheilt. Für eine allgemeine Ansicht dieser colossalischen Observations-Instrumente reicht dieß hin, vielleicht ist jetzt vieles, davon noch mehr verfallen; denn wahrscheinlich hat sich in der Zwischenzeit, daß le Gout de Flaix diese Monumente der Astronomie der Hindus in Benares sah, manches davon geändert. Er gibt von dieser Sternwarte eine ziemlich verschiedene Nachricht. Das Gebäude, von sphärischer Form, stellt, sagt er, das Weltgebäude vor. Im Innern hat man den Zodiac und die verschiedenen Zirkel unserer Armillar-Sphäre gezogen. Die Anordnung der Theile ist nach dem Copernicanischen Systeme, welches mehrere Jahrhunderte vor diesem berühmten Astronomen in Hindostan bekannt war. Der Zodiac ist indeß von dem unsrigen dadurch verschieden, daß er 18 Sternbilder hat.

Das zu den Beobachtungen selbst eingerichtete Gebäude hat eine bewegliche, sich von Osten drehende Kuppel.

So sehr diese Beschreibung nun auch von der des Engländers Barker abweicht, so bestä-

tigt es dennoch die astronomischen Kenntnisse der Hindus, obgleich ich die des Engländers deswegen habe vorziehen müssen, weil dieser nicht nur später diese Sternwarte besuchte, (denn le Gout verließ bereits im Jahre 1772 Ost-Indien,) sondern uns so vollständige genaue Zeichnungen gab, daß man gar nicht an seinem Berichte zu zweifeln Ursache hat.

Daß aber die Brahminen ihren Observatorien und selbst andern ihnen wichtigen Gebäuden, den Zodiac jedoch mit 12 Zeichen, einverleibt haben, ergibt sich aus den Berichten dort reisender Engländer. So fand ja J. Cull unsern Thierkreis in den Kuppeln einiger der Schultrys (Herbergen) auf Coromandel, z. B. zu Verdapetah im Madurischen, und einen eben so vollständigen in einem Tempel mitten in einem Tank (Wasserbehälter) vor der Pagode von Teppecolum unweit Madurah. Bruchstücke des Zodiacs fand er aber in mehreren öffentlichen Gebäuden. Dabey ist es zu bemerken, daß diese Gebäude genau nach der Mittagslinie gerichtet waren. Dieß haben übrigens diese Gebäude mit den Pyramiden Aegyptens gemein, welche bereits de Chazelles fast genau in der Mittagslinie gestellt fand, ja was noch bewundernswürdiger scheint,

so war dieß selbst der Fall mit der Pyramide von Cholula in Mexiko, nach dem Zeugnisse unsers Humboldts, so weit er im Stande war, es einiger Maßen bey dem Verfall dieses Monuments zu bestimmen.

Hinreichend ergibt sich nun aus dem, was über die Astronomie der Indier hier angezeigt ist, daß nicht nur die alten Hindus ganz vorzügliche Kenntnisse darin besaßen, sondern daß noch selbst die heutigen Pandits richtige Begriffe der Grundlehren der Astronomie besitzen, wie dieß bey keiner andern Nation Asiens der Fall ist.

Wenn selbst unser jetzt so hoch ausgebildete Europäer noch an Nativitätstellen, Zeichendeuterey und ähnliche Auswüchse der Astronomie, die der Nahme der Astrologie umfaßt, haftet, so darf man dergleichen dem durch seine Religion selbst weit gespannteren Hindus viel leichter verzeihen. Die Brahminen sagen durch die Gestirne, wie unsere Astrologen, die glücklichen und unglücklichen Tage an; sie werden bey der Geburt eines Kindes bezahlt, ihm die Nativität zu stellen, und ein Hindu unternimmt selten eine Reise oder ein anderes Geschäft von irgend einer Bedeutung, ohne wegen des glücklichen oder unglücklichen Ausgangs zuvor bey seinen Brah-

minen deshalb anzufragen. Diese Thorheiten, so wie die Zauberey, herrschen hier wie in Persien und im ganzen Orient, ja zum Theile noch in Europa.

---

Eine, dem menschlichen Wohle noch näher liegende Wissenschaft, die Arzeneykunde, wird ebenfalls seit Jahrtausenden dort studiert. Aber in einem Lande, woselbst die Natur eine kaum zu zählende Anzahl der wirksamsten Pflanzen hervor brachte, so daß selbst unsere Arzeneykunde, dem Einne zu Folge, auf 70 Hülfsmittel dorthier entlehnte, mußte begreiflich das Studium der Heilkunde vorzüglich auf die Vegetabilien gerichtet seyn. Auch hatten bereits die ältesten Hindus, wie dieß der berühmte Jones bezeuget, mehrere botanische Werke von Bedeutung. So enthielt der Amarcosh, ein Werk im Sanscrit geschrieben, ein eigenes Capitel über 300 Medicinal-Pflanzen; der Medini, ebenfalls in dieser Sprache, enthält deren noch mehr, und ein Wörterbuch der natürlichen Erzeugnisse, gleichfalls im Sanscrit, soll noch reicher daran seyn. Die Medicinal-Kräfte jeder einzelnen Pflanze finden sich aber in besondern Trac-

täten beschrieben. Wir aber haben durch Pauli-  
 nus ein Verzeichniß mehrerer der dortigen Me-  
 dicinal-Pflanzen erhalten.

Aus Vegetabilien besteht daher hauptsächlich  
 die dortige Materia medica, und ihre Recepte  
 sind unstreitig sehr hohen Alters. Indes bedienen  
 sich dennoch die dortigen Aerzte selbst der Mine-  
 ralien. So gebrauchen sie den Arsenik nicht nur  
 gegen die Elephantiasis, sondern ebenfalls ge-  
 gen Rheumatismen, Lähmungen und Nerven-  
 krankheiten. Das Recept, welches uns Athar Ali-  
 Khan als ein altes bewährtes Mittel anzeigt, be-  
 steht aus einem Gemische von weißem Arsenik und  
 gestoßenem Pfeffer, welches in dem Verhältnisse  
 von 1 Theil Arf. zu 6 Theilen Pfeffer als Pillen  
 genommen wird, und von der entschiedensten  
 Wirkung seyn soll; den heutigen Vertheidigern  
 des Gebrauches des Arseniks vielleicht keine un-  
 angenehme Nachricht. Bey ärztlichem Gebrauche  
 haben sie denn ein eigenes, sehr kleines Apothe-  
 ker-Gewicht (Reti), das nach dem Samen der  
 Pflanze Sondja bestimmt wird \*). Obiges Re-  
 cept soll aber ebenfalls sehr wirksam gegen das

---

\*) Kleuter fand ein solches Korn  $1\frac{1}{4}$  Gr. Apotheker-Gewicht.

dort so genannte *Persische Feuer*, so heißt das *venerische Uebel*, gewesen seyn, und diese dort alte und gewöhnliche Krankheit selbst dann gehoben haben, wenn das *Quecksilber*, (freylich nur in der Gestalt von *Zinnober*;) nicht anschlagen wollte. Gewöhnlich geben sie gegen diese dort sehr häufige Krankheit *Ptisänen* von einem *Euphorbium Curaneli*, genannt, und Abführungen durch eine *Indische Wolfsmilch*. (*Tithymalus*).

Da übrigens das erste Buch, der *Uvavedas*, bereits die *Arzeneykunst* lehrt, so begreift man, wie in den alten Werken der *Hindus* mehrere vorzüglich wirksame *Recepte* und *Vorschriften* mögen enthalten seyn, wären sie auch nur allein durch *vieljährige Erfahrungen* und *Versuche*, also gänzlich *empirisch* entstanden. Denn schwerlich ist bey den *Hindus* etwas anders zu erwarten, da einem *Volke* die *Kenntniß* des *innern Baues* des *Körpers*, also die *Anatomie* und ihr *Resultat*, die *Physiologie*, gänzlich *fremd* bleiben mußte, das da *Leicheneröffnung* selbst bey *Thieren* so wie überhaupt das *Blutvergießen* verabscheut.

Daher sind die dortigen *Ärzte* ebenfalls sehr gegen das *Aberlassen*. Sie fühlen indeß den *Puls* nach *Art* der *Chinesen*.

Canthariden sind ebenfalls in Gebrauch, jedoch oftmahls nur als Aphrodisiaca. In gallischen Krankheiten geben sie starke Abführungsmittel, verabscheuen aber das Brechen. Bey Fiebern empfehlen sie vorzüglich strenge Diät, und suchen die Krankheit größten Theils durch dünnes Reifwasser zu curiren (Pennant). Letzteres gebrauchen sie ebenfalls in den Kinderblattern, jedoch bedienen sie sich, so wie auch bey den dortigen Fiebern, zugleich einer Pflanze vom Azedarac (*Melia Azedarac* Linn).

Da hier häufig Schlangenbisse vorkommen, so gibt es hierzu eigene Aerzte, eigentlich Schlangenbeschwörer, indes geben sie dem Kranken, neben den Beschwörungen, dennoch nicht nur innerliche Medicamente, sondern gebrauchen ebenfalls, wie Hafner an sich selbst erfuhr, äußerlich Salben und Oehle. Jetzt scheint übrigens die Furcht vor diesen sonst tödlichen Thieren durch schnellen Gebrauch des flüchtigen Alkali, den Erfahrungen des Engländers Wilkins zu Folge, ziemlich gehoben zu seyn.

Einige der dortigen Fieber sind höchst gefährlich. So beschreibt Sonnerat eine Art derselben, welchen vorzüglich die unglücklichen *Parias* unterworfen sind, weil sie zum Theile von ver-

faulstem Fleische leben; dieses Fieber tödtet oft schon am fünften Tage. Auch herrschen bössartige Ruhren, wogegen sich der Lheriak vorzüglich wirksam bewies. Gegen das Podagra geben sie ein Pulver, wovon die Hauptsubstanz in Schwefel besteht.

Sonnerat, welcher noch verschiedene Curarten der Hindus anzeigt, setzt indeß hinzu, sie besäßen dagegen ein viel wirksameres Mittel, welches unter dem Nahmen des bittern Mittels bekannt ward, es besteht aus Guajac, Aloe und Myrrhen.

Schon einige der angeführten Recepte sind Zeugnisse, daß die Chymie dort nicht ganz fremd ist. Und besonders ergab sich dieß bereits aus den Zubereitungen der herrlichen Farben für die dortigen Mouffeline oder Zitse, und aus der Art, sie so dauerhaft zu machen. Archibald Keir hat uns ihren Apparat zum Destilliren, so wie ihre Methode selbst gelehrt, woraus es sich ergibt, daß, obgleich alles sehr einfach ist, indem sie sich nur statt der Destillir-Blase eines irdenen unglasirten Gefäßes bedienen, dennoch der Zweck völlig erreicht wird.

Dagegen mögen ihre Kenntnisse in einem höchst wichtigen Theile ärztlicher Wissenschaft,

nählich in der Wundarzeney, sehr gering seyn, da ihnen die Anatomie fehlt. Die meisten chirurgischen Fälle werden mit Pflastern und Salben behandelt, indeß bezeugt doch Hafner, daß sie die Lancette zu gebrauchen verstehen, um nöthigen Falls damit Einschnitte zu machen.

---

Von den übrigen Wissenschaften der Hindus kämen hier noch vorzüglich in Betracht die Geschichte und die eigentliche Philosophie; beyde führen uns dann schicklich zu der Religion dieses alten Volkes hinüber.

Wahrscheinlich blieb uns hauptsächlich nur deshalb die älteste Geschichte Hindostans unbekannt, weil einmahl alles dahin Gehörige in der Sanscrit-Sprache geschrieben ist, wovon wir bis jetzt nur wenige Bücher hinreichend kennen, und zweytens, weil fast alles in jenen ältesten Zeiten in Mythen gehüllt, und, wie selbst ihre Gesetze, in Gedichten vorgetragen wird.

Daß die Geschichte dieses Volkes sehr hoch, ja vielleicht viel höher, als die irgend eines der übrigen Völker unserer Erde, hinauf steigt, dagegen scheint jetzt wohl kein erheblicher Zweifel übrig zu seyn.

Ohne hier mit der Eintheilung der vier Weltalter, Yugs genannt, wovon jede mehrere hundert Tausende, ja Millionen Jahre umfaßt, beschwerlich seyn zu wollen, merken wir nur davon an, daß sie viel Aehnliches mit den vier Abtheilungen der Griechen und Römer (das goldene, silberne, kupferne oder irdene, und eiserne) haben. Wir leben jetzt, sagen sie, in dem eisernen, (eigentlich jetzt, wo der Stahl auffallend alles entscheidet und beweiset, in dem stählernen oder bleynernen,) und man will berechnet haben, daß unser 1782. Jahr mit dem 4883. dieses letzten Zeitalters zutreffe; eine Rechnung, welche seit der Schöpfung der Welt nicht weniger als 3,892,883 Jahre annimmt.

Was uns aber hiernon näher angeht, besteht darin, daß die Hindus in diesem letzten Weltalter eine merkwürdige Epoche angeben, und nach ihr rechnen, nämlich die des Todes des Königs von Bisapour, Namens Salivagana oder Salibanam, welcher 78 Jahre nach Christi Geburt soll gestorben seyn. Dessen Vater war, nach Einigen, der König Vikramaditta; allein Wilford nimmt (in seinen Bemerkungen über die Stadt Lagara) den Salibanam für einen Empörer gegen Vikramaditta an, bey

welcher Empörung der Wikramaditta ungelommen seyn soll.

Von diesem Könige an rechnet Jones nur noch zwey Könige der Hindus bis zum Walid, dem ersten Muhammedanischen Eroberer, der im Jahre 705 die Provinz Multan und andere Theile von Hindostan eroberte. Ihm folgte sodann Mahmud und die übrigen Ungeheuer, Zertrümmerer der unschuldigen Hindus, wovon nachmahls die Rede seyn wird. Das erste Zeitalter rechnen die Hindus denn von dem großen Gesetzgeber Menu oder Monu an, allein es gibt offenbar mehr als einen Monu. Der bey dieser chronologischen Tafel als der erste Menu, wird hier für den ersten Menschen, also unsern Adam gerechnet, ein zweyter aber für den Noah. Dieser erste Menu soll aber ein Sohn des Brahma selbst gewesen seyn; er müßte aber sehr lange gelebt haben, um es nothwendig halten zu können, ein Gesetzbuch zu schreiben, welches offenbar eine bedeutende Menschenzahl voraus setzt, im Falle er nicht seine Gesetze für die künftigen Generationen hätte zurück lassen wollen. Dergleichen wissen wir von Adam freylich nicht, und man sieht, daß ebenfalls hier, wie überhaupt in der ältesten Völkergeschichte, alles

dunkel und verworren ist. Schon oben ist bemerkt, daß die Hindus diesen ersten Menu, der auch bald wieder bey der Religion vorkommt, auf Millionen Jahre hinauf setzen, unsere Chronologie begnügt sich mit weniger als 6000 Jahren. Wenn aber die Hindus noch weit mehr als andere Völker Asiens, ja selbst als die Chinesen, der Welt ein unermessliches Alter zuschreiben, und hierauf denn ebenfalls ihre eigene Nation bis zu einer uns kaum denkbaren Periode zurück führen, so muß man doch dabey gestehen, daß sie dieß durch eine erhabene Diction ausdrücken. In der Vorrede zu einem Indischen Almanach fand Jones folgende ausschweifende Stanze.

»Tausend große Zeitalter sind ein Tag des Brahma; tausend solcher Tage sind eine Indische Stunde des Wistnu \*), 600,000 solcher Stunden machen eine Periode des Rudra, und eine Million dergleichen Stunden des Rudra (2 Quadrillionen 592,000 Trillionen Mondenjahre) sind nur eine Secunde für das höchste We-

---

\*) Wir werden diese Gottheiten sogleich näher kennen lernen.

son.“ So erhaben nun auch diese Stange klingt, so muß man dennoch sicher die Bemerkung der Brahminen, der eigentlichen Indischen Theologen, dagegen bewundern; Zeit, sagten sie, finde durchaus bey Gott nicht Statt; und die Astronomen hätten nur allein für ihre eigene Wissenschaft zu sorgen.

Um wieder auf die ältere Geschichte der Hindus zurück zu kehren, so ist es um desto mehr zu bedauern, daß uns so wenig Gewisses davon übrig blieb, weil man nur nach ihr die wahre Staatsverfassung dieses hochalten weisen Volkes richtig würde beurtheilen können.

Von dem, was uns ihre heiligen Bücher von ihren Gesetzen lehren, verglichen nicht nur mit dem, was uns die Schriften der Griechen davon mitgetheilt haben, sondern mit dem, was sich noch jetzt bey ihnen hiervon, mitten unter der Verheerung durch die Mongolen, davon erhalten hat, zeigt sich etwa Folgendes.

So wie die meisten Völker traten auch die Hindus Anfangs in eine Menge kleinerer Staaten zusammen, indeß sollen dennoch, wie Forster, Indischen Werken zu Folge, sagt, die auf die Weise gebildeten 56 Fürstenthümer sich vereinigt haben, woraus bald ein größeres, ein

so genanntes Königreich entstand, das von Assam aus über die ganze Halbinsel und von Norden nach Süden, von dem Tartarischen Gebirge bis zum Cap Comorin, reichte. Dieses große Land war stark bevölkert; das Volk selbst war schon in vier Haupt-Casten getheilt.

Hindostan hatte damals viele und reiche Städte. Pagoden und öffentliche Bäder und Gärten. Alle Arten von Künstlern und Arbeitern in Gold, Silber und Mouffelin fanden hier Aufmunterung. Heilsame Gesetze sicherten das Eigenthum, und mit Ausnahme der zu großen Vorrechte der Priester oder Brahminen-Caste waren hier Weisheit, Gerechtigkeit und Bequemlichkeit einheimisch. Die Heerstraßen wurden von Bäumen beschattet, und zur Aufnahme der Reisenden fand man überall öffentliche Gebäude, die fast jedes Mal einen Teich (Tang) neben sich hatten. Ward jemand beraubt, so mußte der District, in welchem der Raub geschehen war, den Schaden ersetzen.

Daß diese Einrichtungen, wie Einige annehmen, von einem ersten Weisen, der 1400 Jahre vor Christi Geburt der Minister des Krischnu war, eingeführt sind, scheint deshalb nicht glaublich, weil genauere Untersuchun-

gen Brahma nur für ein mythisches Wesen ansehen, auch selbst diese Zeit, den alten Büchern gemäß, zu neu scheint. Genug, Hindostan war seit Jahrtausenden ein mit Vernunft gebildetes Reich, dessen damalige Einrichtungen mit denen der heutigen Hindus in den meisten Stücken zutreffen.

Die Könige, Radschas (Rajas), wenn gleich wirkliche Regenten, standen, da sie, wie zuvor angezeigt ist, nur zu der zweyten Volks-Classe, zu der Caste der Krieger, gehörten, dennoch stets in einer Art von Oberaufsicht unter der ersten, unter der heiligen Caste der Brahminen.

Und da, bey der weiten Ausdehnung der Provinzen, mehrere derselben von den Rajas den angesehensten Männern anvertrauet waren, die sie als Vice-Könige regierten, so ward auch hierdurch der Regent selbst noch abhängiger von dem Gesetze; es entstand auf gewisse Weise hierdurch Vorsorge für die Rechte des Volkes bey dem Monarchen.

Es war indeß merkwürdig, daß bereits in diesen ältesten Zeiten das Land selbst als Eigenthum der Könige angesehen ward, von welchen dann die Landbauer die Aecker pachteten, so daß sie ihm dafür ein Viertel des Ertrages entrichteten

mußten. Diese Abgabe schien in so fern nicht übertrieben, weil die Caste der Landbauer durchaus nicht nur von allen Kriegsdiensten, sondern, wie auch schon Strabo bemerkt \*), von jedem andern Amte und andern Staatsbürden befreyet, selbst mitten im Kriege ruhig das Land zu bauen fortfahren konnte.

\* Auch scheint diese Abgabe, wenn gleich für uns sehr beträchtlich, dennoch bey einem so mächtigen Volke der warmen Zone nicht zu hoch zu seyn, da zugleich der Boden so leicht ergiebig und der Arbeitslohn so gering ist.

Um dieses widernatürliche Anmaßen der Herrschaft über den ganzen Boden des Landes einiger Maßen entschuldigen zu können, muß man bedenken, daß die Hindus nur Früchte und kein Fleisch genießen durften. Der Boden war mithin die einzige Nahrungsquelle der ganzen Nation, er war das heiligste National-Gut, und es mußte daher genaue Sicherheit gestellt werden, dieses fortbauend so hoch als möglich zu benutzen, damit nicht die gesammte Nation Hunger leide, ein Fall, der in einem Lande,

---

\*) XV. Buch S. 41. Edit. Tschuck.

wo das Ausbleiben des Regens ohnehin zuweilen eintritt, Statt finden konnte. Ward daher dem Könige, als Repräsentanten und Vater des Volkes, dieser Boden völlig so anvertrauet, daß er ihn wiederum zerstückelt den Pandleuten auf die Bedingung übergeben sollte, jeder müsse gegen die Abgabe des Viertels von dem Ertrage nothwendig stets das Land gehörig anbaueß, wenn anders es ihm nicht genommen werden sollte, so war man gewiß, daß kein Theil von dem vertheilten Lande, wodurch nur allein die gesammte Nation erhalten werden konnte, unbenutzt liegen bleibe. Diese Ansicht scheint sich auch, wie wir sehen, nach China verpflanzt, selbst mit der Idee einer so genannten patriarchalischen Regierung vereinigt zu haben. Auf die Weise gehörte der Boden dem Fürsten nur als dem allgemeinen Versorger der ganzen Nation; auf die übrigen Arten der Proprietäten, Erwerb, Geld, Hausrath u., hatte er keinen Anspruch zu machen.

Dennoch entsprang begreiflich aus dieser Einrichtung eine andere, welche in der Folge oftmahls höchst drückend ward. Da nämlich, wie gesagt, der Rajah oder König die weiter entlegnen Provinzen Statthaltern (Vice-Königen) un-

tergeben mußte, die ihm sodann den Landesabtrag machten, die diese wiederum von den kleineren Landbebauern erhoben, so entstand hierdurch eine Art von Feudal-System, von Lehen und Afterlehen. Indeß behielt doch hierbey jeder Landmann seinen Acker, und dieser ging gleichfalls auf den Sohn fort, so lange nur das Land gehörig angebauet, und der Pachtzins ordentlich abgetragen ward. Ein solcher Landpächter heißt jetzt ein Ryot, dagegen ein großer Landbesitzer, der zugleich ein Aufseher über die kleineren Pächter ist, ein Zemindar genannt ward.

Auf diese Weise findet sich hier noch jetzt, wie vor der ältesten Vorzeit, ein auf festen, das Erhalten der ganzen Volksmasse sichernden Gründen errichtetes Gebäude, wovon selbst die Europäer die Billigkeit anerkennen. Denn es wäre höchst ungerecht, nach Mißbräuchen, Bedrückungen der untern Classen durch die obern, durch die Großen der Rajahs, das System beurtheilen und in so fern tabeln zu wollen.

---

Auch die Geseze der alten Hindus, ebenfalls noch jetzt größten Theils dieselben, sind ruhig

Überdacht, und zielen auf Weisheit und auf das Wohl des Ganzen.

Schon zuvor ist bemerkt worden, von wie hohem Alter das Gesetzbuch des Menu oder Monu sich herschreibt, und diese Gesetze sind ihnen noch jetzt heilig. Die Verordnungen der Hindus finden sich fast alle in dem Sastra oder Sashtra, den Gesetzbüchern der alten Hindus, die zu dem Vedam gehören. Die große Sastra, das heißt die große Verordnung, begreift nämlich die Veda, die Upaveda, Verbanga, Purana Dharma und Darsana. Sie verlangen von dem Regenten einen edeln, festen, hochachtungswerthen Charakter; sie fordern ferner, daß er die Unterthanen wie eine ihm angehörige Familie behandle; Tugend belohne; sich des Weines enthalte, und stets Herr über seine Leidenschaften bleibe; seine Zeit nicht mit unnützen Spielen und Tagen hinbringe; den Ackerbau befördere; die Geistlichkeit (Brahminen) ehre und auf sie höre; ihnen nach einem Siege, wofür er der Gottheit danken soll, einen Theil der Beute überlasse, auch soll er kein fremdes Eigenthum an sich reißen.

Die Gesetze für das Volk selbst können nach dem P. Paullinus auf folgende beschränkt wer-

den. Verbothen sind: Todtschlag, Raub, Diebstahl und Lügen, so wie Gemeinschaft mit der Ehefrau eines Andern; ferner alle berauschte Getränke; das Verlassen der Caste. Oeffentliche Gebäude oder Anlagen dürfen nicht beschädigt werden. Man soll keine Münzen oder auch Gold und Silber verfälschen; gegen niemand grausam oder unbarmherzig seyn; keine Priester, Philosophen, Büßende, Ackerleute und Frauenspersonen dürfen beleidigt werden. Dem Arbeiter irgend einer Art soll der Lohn nicht vorenthalten werden; ohne sich zuvor durchs Bad zu reinigen, ist es verbothen, einen Tempel oder andern heiligen Ort zu betreten.

Indeß sind fast jeder Caste noch besondere Geseze auferlegt, wovon wir bereits einige zuvor angeführt haben.

Wey ihren Anklagen und Gerichten finden Eide Statt. Sie schwören bey dem großen Gott, dem Mahaweda, als Rächer der Unwahrheit, und legen dabey beyde Hände auf den Kopf.

Der Aberglaube hat übrigens auch hier die Orbalien oder Gottesgerichte, bey den Hindus Purrikeh genannt, eingeführt, wozu hauptsächlich die beyden Elemente Feuer und Wasser benutzt werden.

Hierzu werden dann große Vorbereitungen gemacht. Durch Warren Hastings haben wir eine von der Ober-Magistrats Person zu Benares beglaubigte Nachricht über eine solche Feuerprobe, welche noch im Jahre 1783, bey Gelegenheit eines Diebstahles, alles Widerredens der Vernünftigen ungeachtet, Statt hatte; sie ward, unter dem Vorfize der Richter, ferner des Cap. Hogan und der Englischen Sipais vorgenommen.

Die Pandits \*), gelehrte Brahminen, des Gerichtes setzten zu dem Gotte der Erkenntniß; opferten gereinigte Butter, Sib genannt, und machten 9 Kreise von Kuhmist auf die Erde; badeten sodann den Beklagten, und wuschen seine Hände, um allen Verdacht zu verhüten. Sie schrieben sodann die Anklagepuncte auf Oles, und banden ihm diese Blätter an den Kopf. In seine Hände, die er offen halten mußte, gaben sie ihm 7 Blätter von Pipas; 7 von Dsjend; 7 von dem Grase Darbha; einige Blumen, und etwas von geronnener Milch durch-

---

\*) Pandit ist ein gelehrter Brahmine, der den Sastra, die Gesetzbücher, auszulegen versteht.

nächste Gerste; dieß alles befestigten sie mit 7 Schnüren von rother und weißer Baumwolle. Hierauf machten sie eine eiserne Kugel glühend; nahmen sie mit einer Zange aus dem Feuer, und legten sie dem Beklagten in die Hände. Er ging nun Schritt vor Schritt durch einen Raum von vierthalb Saß, durch jeden der sieben innern Kreise, und warf sodann die Kugel in den neunten, wo das Gras, das man daselbst gelassen hatte, dadurch verbrannte. Jetzt trieb er etwas Reiß in der Hülse zwischen seinen Händen, und da man sie untersuchte, waren sie so völlig unversehrt, daß auch nicht einmahl eine Blase daran zu sehen war. Alle Zuschauer, ihrer waren über 500, waren darüber erstaunt, wie nicht weniger der Oerrichter Ali Ibrahim Khan, der indeß sehr vernünftig hinzu setzt, daß wahrscheinlich die frischen Blätter und übrige dem Beklagten in die Hände gegebene Dinge das Brennen verhüthet hätten. Die Folge war begreiflich das Losprechen des Beklagten; der Kläger ward dabey zu einer wöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Ähnliche Fälle, die durch siedendes Oehl entschieden wurden, wäre nur ermüdend, hier zu

beschreiben \*). Die sonderbarste und zugleich unschädlichste Art dieser Ordalien scheint wohl die mit der Wage zu seyn. Hier wird nämlich der Angeklagte zwey, ja drey Mal gewogen. Zuerst, bevor die Pandits ihre Gebethe verrichtet haben, sodann, nachdem er von der Wage herab gehoben, werfen sich die Pandits nieder, bethen, und sagen eine in den Sastras angezeigte Beschwörungformel her, schreiben die Hauptanklagepunkte auf ein Papier nieder, und heften dieses dem Beklagten an den Kopf. Hierauf wird er abermahls gewogen; ist er sodann merklich schwerer, so hält man ihn für schuldig; ist er leichter, für unschuldig; wiegt er weder mehr noch weniger als zuvor, so entscheidet ein drittes Abwägen.

Weit gefährlicher sind die Giftproben; das Wirken oder Nichtwirken des Arseniks mit essigartigen Wurzeln und Butter gemischt, entscheidet über den Beklagten; begreiflich hängt von der Mischung der Pandits das Loos des Beklagten ab.

---

\*) R. s. darüber die Abhandlung über die Ordalien in Kleukers asiat. Res. IX, Abh.

Die Wasserprobe beruhet auf der Stärke der Lungen des Beklagten; indem es darauf ankommt, ob er lange unter Wasser seyn kann, ohne Athem zu schöpfen oder nicht.

Criminal-Fälle werden ebenfalls von den Pandits bestimmt. Die Todesstrafe kann indess nie vollzogen werden ohne Unterschrift des Rajahs oder Landesherrn überhaupt. Man verurtheilt aber in minder schweren Fällen zu dem Verluste einzelner Glieder, z. B. der Ohren oder der Nase.

Bey dieser Gelegenheit verdient folgende Merkwürdigkeit, wovon uns Pennant benachrichtiget, schon eine Anzeige.

Es gab in Hindostan und zwar in Punah, wahrscheinlich also in der Hauptstadt der Maratten, einen Chirurgus, der auf das geschickteste durch künstliche Nasen die so verlorenen wieder herzustellen im Stande war. Die Madras-Zeitung, der Hirkarrah (Courier oder Spion) genannt, vom 5. August 1799 erzählt Folgendes. Cowasjee, ein Großer beyhm Sultan Tippu-Saib, war in Ungnade gefallen, und er verlor auf dessen Befehl die Nase. Cowasjee wandte sich an jenen großen Schöpfer künstlicher Nasen, und erhielt durch ihn eine neue Nase, welche

alle Functionen der wahren, verlorren, ver-  
richtete. Er niesete damit, unterschied deutlich  
jeden Geruch, auch hielt sie einen ziemlichen  
Stoß aus, ohne abzufallen. Bey dieser Ergän-  
zungs-Operation sollen die Haut und die Haut-  
muskeln des Vorderkopfes an drey Seiten auf-  
geschlitzt, und hiernach über den fehlenden Theil  
gezogen werden.

In Ansehung der Brahminen ist schon zuvor  
bemerkt worden, daß diese heilige Caste zwar  
eigentlich von der Todesstrafe ausgenommen ist,  
dagegen aber beraubt man einen hochverschulde-  
ten Brahminen der Augen.

Der eigentliche Gesetz-Codex, das Corpus  
juris der Hindus, Smiriti genannt, welchen  
Menu und andere Weisen niedergelegt haben,  
besteht aus 18 Büchern, eingetheilt nach drey  
Hauptabschnitten, wovon der erste die Religion,  
der zweyte die Gerechtigkeitspflege enthält, der  
dritte aber von den Strafen für Verbrechen  
handelt.

---

Schon aus dem, was hier über die Cul-  
tur der Hindus im Ganzen beygebracht ward,  
läßt sich schließen, daß die meisten Theile der

Philosophie bey ihnen nicht unfruchtbar geblieben sind.

Dies erhellet nicht bloß aus dem *Uyin Acbar*, *ein*, und *Dow's* Uebersetzung eines Theiles des *Schaster*, sondern selbst ihre Gedichte zeigen die reinste Moral.

Wir sahen, daß eigene Theile oder Bücher der *Bedas* die Pflichten der Regenten enthalten, die *Puranas* aber befassen die gegenseitigen des Mannes und Weibes. Die dritte Abtheilung enthält die wechselseitigen Pflichten der Menschen in der Societät des geselligen Lebens.

Daß aber alles in der Moral der Hindus auf wirksame, uneigennützigte Tugend abzweckt, ergibt sich selbst aus ihren Gedichten und Schauspielen. Im *Sacontala*, oder dem entscheidenden Ringe, sagt z. B. der Brahmine *Sarugawara* sehr schön vom Könige: »Das war unser Wunsch: kein Eigennutz beseelt uns dabey. So ist es jederzeit; die Bäume heugen sich unter dem Ueberflusse der Früchte; die Wolken senken sich, wenn heilsamer Regen sie füllt; und die Wohlthäter des Menschengeschlechtes blähen sich nicht in ihrem Reichthume.«

Auf ähnliche Weise spricht früher der *Ein* *stiedler* zum Könige. — »Eure Waffen, ihr Kö-

nige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht zum Verderben des Schuldlosen."

Als Sacontala beym Hingange zum Könige Thränen vergießt, sucht ihr Pflegevater ihr auf folgende Weise Muth einzureden. »Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widerseze dich mit festem Muthem ihrem ersten Bemühen hervor zu brechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Schritte nicht immer gleichförmig seyn; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben."

Sehr schätzbare Lebensregeln zeigen sich wiederum in dem bereits zuvor uns bekannt gewordenen Gedichte Maharabarata.

Die Unterdrückung der Selbstigkeit, des Bestrebens nach Gewinn oder Lohn für Tugend, wird vorzüglich angepriesen. »Selig," heißt es, »ist der Mann, der alle Leidenschaften unterdrückt hat, und dann mit seiner Thatkraft alle Angelegenheiten des Lebens, unbesorgt um den Erfolg, verrichtet. Laß den Beweggrund in der That und nicht im Ausgange seyn. Sey nicht

einer von denen, deren Triebfeder zum Handeln die Hoffnung des Lohnes ist. Laß dein Leben nicht in Unthätigkeit vorüber gehen. Sey betriebsam, erfülle deine Pflicht, verbanne alle Gedanken an die Folge und den Ausgang, er möge gut oder übel seyn, denn solche Gleichmüthigkeit heißt B o g, das ist: Aufmerksamkeit auf das Geistige. Suche dann allein in der Weisheit eine Freystatt, denn der Elende und Unglückliche ist dieß nur durch den Erfolg der Dinge. Der wahre Weise kümmert sich nicht um das Gute oder Böse in dieser Welt. Beseißige dich also, diesen Gebrauch deiner Vernunft zu erhalten, denn solcher Gebrauch ist im Leben eine köstliche Kunst.

Diese erhabenen Lehren der Moral haben aber eine so innige Verbindung mit der Religion, ja sie entspringen eigentlich daraus, daß wir nun diese selbst genauer müssen kennen lernen.

---

### Religion und Cultus der Hindus.

Schwerlich wird sich ein Volk auffinden lassen, bey welchem Weisheit und Thorheit, das

Ehrwürdigste und das Gaukelhafteste, in so enger Verwandtschaft mit einander aufzutreten scheinen, als bey den Hindus.

Die Haupt-Idee der Brahminen von Gott, sagt Herder, ist so groß und so schön, ihre Moral so rein und so erhaben, ja selbst ihre Märchen, so bald Verstand durchblickt, sind so fein und so lieblich, daß ich ihren Erfindern auch im Ungeheuern und im Abenteuerlichen nicht ganz den Unsinn zutrauen kann, den wahrscheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf aufhäuft.

Hiernach scheint es daher zweckmäßig, die Grundlehren der Brachmanischen Religion zuerst vor Augen zu legen, und hierauf die sonderbare Mythologie und den daraus entsprungenen Cultus der heutigen Hindus folgen zu lassen.

Sicher bleibt es ein Beweis sehr antiker und seltener Bildung, daß während wir bey der übrigen gesammten alten Welt unter und neben der Larve des vielartigen Götzendienstes, neben Menschen- und Thieropfern kaum die Spuren der reinen Idee eines einzigen, über alles erhabenen Urwesens und Schöpfers aller Dinge vorfinden, der Brachmane schon Jahrtausende vor den Zeiten der Griechen nicht bloß diesen Begriff zur

Grundlage seines Glaubens machte, sondern selbst darauf die Lehre der reinsten uninteressirtesten Tugend als Nachahmung Gottes lehrte, und die Unsterblichkeit, die Belohnung der Tugend zwar auf das entschiedenste behauptete, aber doch jener ersten Lehre zur Seite gehen ließ.

Die Idee der Unsterblichkeit, das ist Hoffnung und Wunsch zum ewigen Daseyn, ist mit der Selbstigkeit eines jeden Individuums so innig amalgamirt, daß sogar die rohesten Fetis-Anbether von je her darauf Anspruch machten. Allein ein unsichtbares, von allen uns Bekannten zu abstrahirendes Wesen bestimmt anzunehmen, und ihm das Erschaffen von allem Sichtbaren zuzuschreiben, dieses Wesen nicht bloß aus Selbstigkeit für die eigene Nation, sondern für alle übrige Völker und alle organische und unorganische Körper mit höchster Weisheit und Güte Sorge tragen zu lassen, dieß durften sich selbst die Hebräer nie rühmen; denn ihr Gott war stets nur vorzugweise ein Gott ihrer Väter, ein Gott der Israeliten.

Und diese erste Grundlage des Religions-Systems der Hindus, diese Idee von dem Urwesen aller Dinge, wie durchdacht, wie groß, wie erhaben steht sie da!

Man höre nur die eigenen Worte eines ihrer Sanscredanischen Bücher oder vielmehr Gedichte, über den einigen wahren Gott Karta oder Ischora (Herr) oder Parabrama, nach Jones nur einsylbig Brahm, wohl zu unterscheiden von dem durch ihn geschaffenen Brahma \*).

In dem Commentar über eine Weda von Mahamuni, oder dem großen Muni, heißt es:

Was frey ist von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige. Er allein — kein größerer ist als Er. Brahm; sein Geist ist verschlungen in sich selbst. Er der Mächtigste ist in jedem Theile des Raumes gegenwärtig. — Seine Allwissenheit ist von eigener Eingebung, und sein Begriff begreift jeden andern. Von allen viel begreifenden Eigenschaften ist die Allwissenheit die größte. — Für sie gibt es keine dreyfache Art des Seyns — sie ist von allen unabhängig.

Du, heißt es nach einer andern Erklärung, o Gott, bist das wahre, ewig selige unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennt tausend und mehr tausend

---

\*) Schlegel schreibt Brohma.

Gefetze und doch handelst Du allezeit frey und zu deiner Ehre. Du warst vor Allem, was wir verehren. Dir sey Lob und Anbethung. Du allein bist der wahrhafte Bhagavan (Selige), Du das Wesen aller Gefetze, das Bild aller Weisheit, der ganzen Welt gegenwärtig, trägst Du alle Dinge. Sonne, Aether, Brahma, Najarena, (der Wasserbewegende) und Rudra, diese Götter sind so viel menschliche Vorstellungen und gemachte Personen.

Wir übergehen die übrigen erhabenen Eigenschaften von dem Urwesen aller Dinge, welche Paullinus gesammelt hat, da sie der berühmte Jones in den ersten Stanzzen einer herrlichen Hymne zusammen gefaßt hat, wovon wahrscheinlich mancher Leser selbst nicht ungern wenigstens einige Stanzzen zu kennen wünscht.

### Hymne \*).

1.

Geist der Geister, der, durch jeden Raum  
Und durch die endlose Zeit dich verbreitend,

---

\*) Nach Kleukers Uebersetzung.

Ueber alle Schranken des empor kämpfenden Gedan-  
kens erhaben,

Dem Aufrubr befaßst zur schönen Ordnung zu werden,

Ehe Himmel waren, warst Du,

Ehe Sphären unter und über uns rollten,

Ehe die Erde im himmlischen Aether schwamm,

Warst Du allein, bis durch Deine geheime Liebe

Das, was nicht war, zum Werden sprang

Und dankvoll Lob dir sang.

Was trieb dich an zu äußern deine Macht,

Güte ohne Gränzen! Welch glänzend Licht

Lenkte Deine Kraft? Weisheit ohne Maß!

Was zeigte sie zuerst? O! leite meinen Geist;

O! hebe ihn aus dieser schweren Tiefe.

Durch Deine Kraft entzückt,

Damit er furchtlos streb' empor auf feurigen Schwin-  
gen;

Denn Du, Du weißt allein, Du kannst allein be-  
geistern.

2.

Gehüllt in Schatten ew'ger Einsamkeit,

Ein undurchdringliches Dunkel des dichtesten Lichtes,

Undurchdringlich, unzugänglich, unermesslich,

Eh' Geister waren eingehaucht, Gestalten ausgebreitet,

Sah Brahm nur seinen Geist,

Wie sterbliche Augen (um Endliches zu vergleichen

Mit Unendlichem) in lichte Spiegel schauen.

Auf seinen Blick entsprang schnell ein höchst schönes Bild

Zum Wesen, unendlich glanzvoll zu  
Verdunkeln funfzig Sonnen.

Ursprünglich war der Göttinn *Nahme Maja* \*),  
Die ihrem Vater, entflammt von göttlicher Liebe,  
Ein Kästchen gab, reicher Ideen voll  
Woraus er bildete dieß höhere Weltall.

Denn, wie der Allmächtige wollte  
Schaffen zahllose Welten,  
Wandelte seine Einheit in tausend Gestalten,  
Indeß die frohe Schöpfung lachte, die zeugende Na-  
tur sich freute.

3.

Zuerst geboth ein allvermögend, alldurchdringlich  
Wort,

Daß Wasser flößen, und die Wasser flossen,  
Zu ihrer Wohnung ohne Maß, sich hebend  
Ergießend sich in reicher Menge und Tiefe

Sinauf, herab, rings um;

Nun kam der Urwind auf die ungeheure Masse  
Sanft wehend, bis empor stieg eine leichte Blase,  
Die überging in eines schönen Eges Form.

Geschaff'ne Wesen solchen Glanz nicht zeigen, noch  
kennt

---

\*) Göttinn der Einbildungskraft.

Die Erde solche Schönheit,  
 Hoch über den kämpfenden Wogen tanzt es erhaben,  
 Bis aus seiner heftenden Schale eine blaue Gestalt  
 In lieblicher Pracht über die Tiefe hinwallte,  
 Als der Wesen Glänzendstes, der Großen Größtes,  
 Das nicht wie Sterbliche hingibt  
 Sein Auge dem feuchten Schläfe,  
 Das in himmlischen Gedanken vertieft auf der Lo-  
 tos \*) liegt,  
 Deren Blume entsprang, als es sie berührte und  
 goldne Strahlen warf.

Diese letzte Strophe ist besonders deshalb noch hinzu gefügt, nicht weil sie hier überhaupt auf die Schöpfung des Erdballs, wie sie bereits zuvor \*\*) nach Monu's Gesetzbuch angedeutet ist, anspielt, sondern die Aehnlichkeit mit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte noch deutlicher macht.

Dies sey genug zu zeigen, wie groß, ja wohl über alles erhaben und rein, was wir von den übrigen Theogonien der Asiaten wissen, hier die Idee des höchsten Wesens, als Urhebers alles Erschaffenen, die alten Hindus gedacht haben.

---

\*) M. s. weiter unten.

\*\*) M. s. zuvor S. 203.

Aus jenem erhabensten Wesen ging aber, den dortigen Grundsätzen zu Folge, nicht nur alles hervor, sondern es kehrt ebenfalls in dasselbe wiederum zurück.

Diese Emanation oder den Ausfluß aus dem großen Urwesen, welches das zweyte wichtige Dogma der alten Brachmanen ist, lehren uns noch jetzt ihre heiligen Vedams.

Dieses Dogma mit dem kalten Pantelismus, der das Gute und Böse gänzlich für gleichgeltend erklärt, anzunehmen, wäre, wie unser geistvolle Schlegel sehr richtig bemerkt, höchst ungerecht.

Die Emanation der Hindus macht nicht bloß den entschiedensten Unterschied zwischen beyden, sie straft vielmehr durch schwere Verdammniß das Böse, und lobnt mit steigender Glückseligkeit das Reine, das Gute, das Göttliche. Aus Gott floss nämlich alles rein und lauter aus, ward nur nachmahls durch Leidenschaft zum Bösen verbunkelt, kehrt aber nach vielfacher Büssung und Reintigung zur ersten erhabenen reinen Quelle, zur Gottheit zurück.

Der Ewige ließ nämlich nach einigen zuerst aus seinem Wesen, aus sich selbst hervor gehen, die Göttinn Bhavani, das ist, die Natur,

die große Erzeugerin; sodann ein Heer von Geistern, unter welchen drey erhabene Wesen als Halbgötter, nämlich Brahma, Wischnu oder Wisno und Schiwa, die oberste Stufe an Macht und Vollkommenheit einnahmen.

Mehrere dieser obern Geister gibt der Schaffer namentlich an, sie würden etwa das seyn, was wir Erzengel und Thronen nennen.

Von diesen hohen Geistern nun ging, nachdem das ganze Heer von 1180 Millionen eine lange Zeit in Eintracht und Glückseligkeit fortgelebt hatte, der Keim der Empörung aus. Stolz auf ihr Ansehen und schelend auf Brahma's Vorzüge versagten die ihm zunächst stehenden Geister (Engel) Moisafur und Kabhun den Gehorsam. Sie zogen eine sehr große Zahl der übrigen Geister mit sich fort, und Brahm, der Ewige, befahl, nach vergeblichem Bemühen sie wieder zur Ordnung zurückzubringen, dem Sieb oder Schiwa diese Rebellen von der großen Höhe, dem Himmel, hinab in die Ordrab, oder den Abgrund der Finsterniß zu stürzen.

Hier litten sie lange Zeiten harte Strafe, als endlich Brahm, durch die Fürbitte der drey obersten Wesen Brahma, Wischnu und Schiwa, wie auch der übrigen treuen Heerschaaren bewo-

gen, sie nach härter und langer Büßung ihres Verbrechens wieder anzunehmen beschloß.

Er ertheilte dem Brahma die Macht und den Befehl, im Verein mit der Göttinn Bahwani die Körperwelt zu schaffen. Hier sollten jene abtrünnige Geister die organischen Körper beleben, und indem sie von einem Körper zum andern wandelten, von einem niedrigen zu einem höhern bessern hinauf steigen, durch dieses Durchlaufen und Leiden während dieses Durchganges mehr und mehr gereinigt werden, um dereinst der Verzeihung und Wiederaufnahme würdig zu seyn.

Hierdurch ward nun die Lehre von der Seelenwanderung, die Metempsychose, ein Hauptdogma der Hindus-Religion. Jedes Thier, ja selbst die Pflanzen waren von einem gefallenem Engel beseelt, alles war belebt. Es mußte also nicht nur eine zahllose Summe organisirter, zu lebender Körper entstehen, sondern es ward zugleich hierdurch eine Gradation, eine Stufenfolge unter diesen Körpern gebildet, so daß der gefallene Geist als Seele zu seiner Reinigung von den niedrigern Körpern zu dem höchsten, zu dem Menschen hinauf steigen, oder auch wieder hinab sinken konnte, je nach dem Grade sei-

ner Büßung und nach seinem Thun und Lassen während dieses irdischen Lebens. Die von mehreren der heutigen Naturalisten angenommene und oft bestrittene Stufenfolge organischer Körper fand sich also bereits in der ältern Religion der Hindus.

Diese Metempsychose mußte nun gleichfalls ein mächtiger Sporn zur Tugend und Gottesfurcht werden. Ein jeder fühlte nämlich hiernach, daß seine Seele, je nach dem Werthe seines Lebenswandels, ein schlechteres oder besseres, höher stehendes Thier beleben werde, und dadurch mehr oder minder leiden, um gereinigt zu werden. Da aber zugleich angenommen war, daß selbst nach dieser Prüfung oder Läuterung vermittlest der Thierkörper noch sieben überirdische Prüfungs-Perioden folgen mußten, welche ebenfalls nur durch das Betragen des Menschen als Mensch abgekürzt oder verlängert werden könnten, um sodann erst Verzeihung zu erhalten, und wiederum unter die seligen Geister von neuem aufgenommen zu werden, und zur Gottheit zurück zu kehren, so mußte diese glückliche Aussicht eine größere Anstrengung, sich dem Urquell alles Guten würdig zu machen, zum Beobachten der Gesetze Gottes, zur Tugend bewirken.

Unsere Seelen als Geister betrachtet, und selbst durch die Fürsprache der guten Geister zu dieser Prüfung innerhalb der Körper gelanget, stehen hiernach höchst wahrscheinlich in Verbindung oder wenigstens unter einer Art von Obhuth mit ihren Fürsprechern, mit den nicht gefallenen Geistern. So ergibt sich hieraus zugleich eine besondere Art der Providenz, für jedes menschliche Individuum. Ueberhaupt kann man diese Lehre der Metempsychose als ein sehr bedeutendes Dogma, nicht bloß für die gesammte Religion, sondern für die Moral selbst ansehen. Denn augenscheinlich muß daher daneben die lebhafteste Theilnahme an den Schicksalen und Leiden der Thiere selbst entstehen. Sie sind ja mit einander gleichsam unsere Mitbrüder, und das Mitleid gegen die Thiere selbst, wodurch sich die Hindus so sehr auszeichnen, ist hiervon die nächste Folge.

Diese Hauptsätze der Indischen Religion haben aber zugleich eine auffallende Aehnlichkeit mit den Lehren des Christenthumes. Zwar ist bey uns nie von der Metempsychose die Rede; allein die Anerkennung eines einzigen, erhabensten Gottes, Urhebers alles Erschaffenen, ferner die Lehre von den Engeln und ihrem Falle, endlich die Lehre

von der Sünde überhaupt, so wie die daher nothwendige Vermittelung durch andere Wesen und Büßung, die Behauptung, der Mensch sey als ein sündiges und verdorbenes Wesen hier auf dieser Erde nur in einem Prüfungszustande, es stehet ihm dereinst nach einem tugendhaften oder lasterhaften Wandel ewige Belohnung oder Bestrafung bevor; dieß zusammen genommen dient wohl zu einiger Entschuldigung, wenn Männer, welche sich besonders dem Studium der Religion der Brahminen widmeten, wie z. B. der Engländer Holwell, gar so weit gingen, die Religion der Hindus für die wahre Religion aller Rechtschaffenen anzunehmen, ja sie mit der Christlichen selbst für gleichgeltend zu achten. Hierzu glaubte er sich noch desto mehr berechtigt, da, einigen Englischen Theologen \*) zu Folge, die Seelen der Menschen bereits lange vor ihrem Daseyn auf der Erde präexistirt hätten, wodurch dann der biblische Ausdruck, der Mensch werde bereits in Sünden empfangen, zu erklären stehe.

Mag man dieser Hypothese nun auch jeden beliebigen Werth zuschreiben, sie verdiente doch

---

\*) Er nennt den Capel, Herrow und Iives.

hier wohl einer Erwähnung wegen der sonderbaren Analogie jener uralten Religion mit der unsrigen; wir gehen nun in der Auseinandersetzung der ersteren weiter fort.

Die Summe der von Gott abgefallenen Geister war fast unermesslich, sie stieg auf viele hundert Millionen. Jeder derselben mußte zu seiner Büssung während Jahrtausenden eine ganze Reihe animalischer Körper durchwandern. Je reicher daher diese Stufenfolge organisirter Wesen an Individuen war, desto mehr geeignet war sie zu den vielartigen Büssungen und Läuterungen jener ungeheuern Zahl Gefallener. Aus diesem Grunde mußte der lauteste Wunsch andächtiger Hindus eine unermessliche Menge Thiere und Pflanzen seyn, also eine ununterbrochene, und reichste Erzeugung.

Und wie schön stand hiermit die ganze Schöpfung in Einklang! Ein einziger vernünftiger Hinblick auf die wirkliche Welt sprach dann den großen Zweck der Natur, die Erzeugung organisirter Körper, auf das bestimmteste aus. Jetzt mußte dem Hindu die Zeugung zur Weihe, zum wahren Gottesdienste werden, und die dazu wirkenden Glieder wurden ihm verehrungswerthe, heilige Wesen.

In der lautersten, religiösesten Hinsicht konnte daher der Hindus dem Lingam, dem Bilde der vereinigten Zeugungstheile, göttliche Verehrung bezeigen; war es ihm doch auf zwiefache Weise heilig geworden.

Da dieses Zeugen aber fast durchgängig zwey Individuen erforderte, ein männliches und ein weibliches, so dachten sich die Hindus selbst bereits in den von Parabrama, dem Urquell aller Wesen, erschaffenen ersten Göttern etwas Aehnliches. Sie nahmen daher an, daß Brahma, der Schöpfer der irdischen Welt, aus einem gedoppelten, aus einem männlichen und weiblichen Wesen zusammen gesetzt, also ein hermaphroditisches Wesen sey.

Nimmt man hingegen jene Göttinn der Natur, die Erzeugerinn, die Bhawani als die früher Erschaffene an, so läßt sich hier vieles auf eine einfachere Weise erklären. Heißt es nämlich in der dortigen Mythologie, Brahma habe sich mit seiner Mutter vermählt, nämlich Brahma habe vermittelst der erzeugenden Natur alles Uebrige der Körperwelt hervor gebracht, so fällt jener wunderbare Hermaphroditen-Zustand hinweg. Diese Erläuterung scheint aber auch deshalb passend, weil diese Göttinn

ebenfalls als Gattinn der beyden übrigen früh geschaffenen Wesen, nämlich des Wisnu und des Schiwa, angenommen wird.

Jene drey Obergeister, die Dreheyigkeit der Hindus, dort Trimurti genannt, werden nun unter dem Bilde dreyer mit einander vereinigter Menschenköpfe dargestellt. Dem Brahma ward das Schaffen, dem Wisnu das Erhalten, dem Schiwa oder Siven das Zerstören zugetheilt.

Hierdurch wird dann allerdings jene Idee oder Allegorie noch vernünftiger, diesen dreyen die Bhawani, das ist: die Natur selbst zur Gattinn dienen zu lassen, denn durch sie wird ja alles erzeugt oder geschaffen, durch sie alles erhalten, durch sie alles wiederum zerstört, um von neuen diesen ewigen Kreislauf anfangen zu können.

So zeigt sich hiermit der Anfang der Mythen Hindostans durchaus nicht ohne Verstand noch Scharfsinn, und man dürfte allerdings mit Herdern behaupten, daß wohl nur nachmahls das Abenteuerliche dieser Religion durch Verfälschung und vorsätzliche Unverständlichkeit und durch die Zeitfolge im Munde des Pöbels ein, fast wahnsinniges Gaukelspiel geworden sey.

Mit der eigentlichen Mythologie der Hindus zeigt sich nämlich für uns, vielleicht zum Theile aus Unkunde oder Unverständlichkeit, ein unergründliches Meer der abenteuerlichsten Fabeln und Ungereimtheiten.

Es wird daher hinreichen, hier, nach kurzer Anzeige der vornehmsten Gottheiten und Untergötter, aus ihrer eigenen Geschichte eins oder das andere dieser Märchen vorzulagen.

Gene drey Obergottheiten Brahma, Vishnu und Sivan oder Kuten, deuten zugleich die drey Elemente, Erde, Wasser und Feuer, an. Die Luft ist hierbey übergangen, sollten die alten Brahminen Wasser und Luft bereits für eins angesehen haben?

Brahma wird mit 4 Menschenköpfen abgebildet, und aus seinen 4 Mündern erließ er dann die 4 Vedams; in der einen Hand hält er das Gesetzbuch, in den übrigen andere Sinnbilder; dabey sitzt er auf einer Art von Schwan, Annon genannt. Brahma wird in keiner Pagode oder Tempel verehrt, er verlor dieses Vorrecht wegen seines Stolzes; denn da er und Vishnu die Kühnheit hatten, das höchste Wesen, Brahm oder Parabrama, erforschen zu wollen, und Brahma deßhalb auf seinem Schwane hoch

Über die Welten hinauf stieg, wählend, alle 100,000 Himmel zu besuchen, kam er endlich, nach vergeblichem Bemühen, ermüdet zurück, und ward von Parabrama deshalb dadurch bestraft, daß ihm die Verehrung in eigenen Tempeln versagt ward. Nach Vereuung seiner Ehorheit und Demüthigung vor dem Allerhöchsten gestand ihm dieser indeß zu, daß die Brahminen ihm zu Ehren eigene feyerliche Feste, Poutché genannt, anstellen sollten. Zugleich liegt in dieser Geschichte ein neues Zeugniß, daß der wahre Gott durchaus für gänzlich verschieden von allen übrigen angenommen werde.

Brahma hat zur Gattinn die Saraswadi, die Göttinn der Weisheit, der Wissenschaften und der Harmonie. Sie ging aus einem Milchmeere hervor, und bey ihren Abbildungen hält sie in der einen Hand ein Buch, und in der andern das musikalische Instrument Sinneri.

Wishnu, der zweyte in der Trimurti, nahm, da er als Erhalter der Welt alles aufbiethen wollte, diese gegen Ruchlosigkeit und Tyranny zu schützen, deshalb vielfache Gestalten an. Daher wird er, je nach diesen, auch auf die wunderbarste Art vorge stellt. Seine Verwandlungen steigen hierzu, nach Einigen, auf 21, wovon

indefß nur die ersten 9 die wichtigsten sind. Man sieht ihn zuerst als ein Meerwunder, halb Fisch halb Mensch, um in der großen allgemeinen Ueberschwemmung, welche in dem dritten Alter der Welt eintrat, den Ganagriva, den Urheber des Bösen, zu bestreiten, und die heiligen Bücher (Veda) zu retten; so erklärt sich hierüber das alte Indische Buch Mahabharada. Nach Andern war es auf die Rettung des Königs Sattiwiradan nebst seiner Frau, dem Noach der Hindus, angesehen. Vishnu steuerte die Barken des Sattiwiradan, und beschäftigte sich, nachdem die Gewässer verlaufen waren, sofort mit der Bevölkerung der Erde.

In der zweyten wichtigen Metamorphose zeigte sich Vishnu als eine Schildkröte, um die im Milchmeere versinkende Erde wieder empor zu heben.

»Dein ist der Sieg, o Vishnu,« heißt es in dem Mahabharada von der dritten Verwandlung, »der du die Gestalt eines Ebers annahmst, und in derselben den Hirannya ums Leben brächtest, der durch seine Bosheit die Welt aus ihrem Gleichgewichte hob, und sie ins Verderben stürzte, du sie aber durch deine Weisheit ge-

rettet, und wieder in ihrem Mittelpuncte befestiget hast."

Auf ähnliche Weise kündigt dieses alte Buch die übrigen siegreichen Verwandlungen des Wischnu an, wie er nämlich bald in einen Halbblutwen und Menschen, bald in einen Zwerg, dann in einen Büßenden, dann in ein Kind verwandelt, Riesen und Dämonen bekämpft, die die Welt in Laster versenken oder auch zerstören wollten; in der achten nahm er die Gestalt des Buddha an, einer Untergottheit, die, wie wir zuvor sahen \*), auch als historisches Wesen, als ältester weiser Gesetzgeber, von dem größten Theile Asiens verehrt wird. In der 9. Verwandlung des Wischnu zeigt er sich in der Gestalt des Krischna, des schwarzen schönlockigen Gottes, den man mit dem Apollo vergleicht.

Diese 9. Verwandlung des Wischnu, worin er als Krischna oder, wie Sonnerat schreibt, Quischna (auch Kistna), auftritt, hat noch besondere Merkwürdigkeiten.

Da er von der Schwester des Camsa, König von Madura, geboren ward, so sagte man dem

---

\*) M. s. die vorher gehenden Jahrgänge über China, Japan, Siam u. s.

Könige vorher, dieser Sohn werde ihn um sein Reich bringen. Camsa ließ daher alle Kinder männlichen Geschlechts ermorden; allein Krischna ward so sorgfältig verborgen, daß er glücklich entkam, unter den Hirten aufgezogen ward, und hier durch sein treffliches Flötenspiel Menschen und Thiere bezauberte. Er erzeugte in dieser Gestalt die furchtbare, höchst giftige Schlange Calengam, und wird daher oft abgebildet, wie er diesem schrecklichen Thiere den Kopf zertritt. Beyde hier erzählte Ereignisse haben veranlaßt, daß man Aehnlichkeit mit dem Stifter unserer Religion in ihm hat finden wollen, wozu denn selbst der Name Krischna etwas mag beygetragen haben. Denn in seinem Wandel zeigte Quischena gerade das Gegentheil, indem er sich den höchsten Ausschweifungen hingab, und in solcher Rücksicht sogar an Mannskraft den Herkules mit der schnellen Erzeugung von 90 Kindern mehr als 16,000 Mal übertraf. Die eigentliche Gemahlinn des Wischnu, (denn als Quischena hatte er 7 Weiber und 16,000 Besehläferinnen,) führt den Namen Lakshmi. So wie Wischnu der Erhalter ist, so ist sie die stets hervor bringende Mutter, die Göttinn der Fruchtbarkeit, des Reichthums, der Schön-

heit und des Wohlseyns; auch hat sie den Beynahmen der großen Gebärerinn; ihr zu Ehren wird die Kuh heilig gehalten. Sie blieb ihrem Gatten in allen jenen sonderbaren Verwandlungen stets getreu, denn beyde strebten nach Erhaltung der Welt. Ihr Bild trägt, ihrer Natur zu Folge, den Lingam an der Stirn, in den Händen aber den heiligen Lotus und ein Kind an der Brust. Hier ist mit vielem Sinne gleichsam Venus und Cybele vereint.

Der dritte Obergott ist Schiwa oder Siwen, auch Rudren oder Mahaweda, das Feuer, nach Einigen auch die Sonne, der männliche Zerstörer, Rächer, Umwandler, der unüberwindliche Sieger des Todes. Er hat daher einen doppelten Charakter, wohlthuend oder furchtbar, er belohnt und bestraft. Er ist zugleich der Gott der männlichen Urkraft; daher verehrt man ihn auch unter dem Bilde eines Ohsenkopfes mit dem Lingam im Munde.

Gewöhnlicher wird er aber gräßlich abgebildet, ganz von Blitzen umgeben mit drey Augen, (er heißt der schrecklichäugige), hiervon ein sehr großes mitten auf der Stirn; hierbey hat er acht Arme, in welchen ein Schild, ein Schwert, ein Dreyack, der Lingam, ein abgehauener

Kopf, ein Hirsch, und andere Attribute. Als Halsband hängt eine Kette von Menschenschädeln bis zu den Füßen hinab. Diese treten auf einen erlegten Riesen.

Auch wird er hermaphroditisch vorgestellt, da dann die eine Hälfte seine Gemahlinn, die Göttinn Paraswadi oder auch jene zuerst gedachte Bhawani einnimmt, welche alle Verrichtungen des Schiwa theilt; sie ist Rächerinn und wohlthätige Erzeugerin, Hekate und Nemesis. Daher sieht man sie denn ebenfalls einzeln abgebildet, unter zwey sehr verschiedenen Gestalten, nämlich als Wohlthäterinn oder als die große gute Frau. Sodann sind bey einem freundlichen Antlitz der Lotus, der Mond und der Ganges, auch der Dreyack ihre Attribute; als Rächerinn ist sie dagegen schwarz, hat, wie ihr Gemahl, viele Arme mit Schwert und andern Waffen, ihr Antlitz ist furchtbar, und auch sie trägt ein Halsband mit Todtenköpfen und Schlangen umwunden. Schiwa ist ebenfalls der Hölle Richter über die Verstorbenen, denen er mit dem Untergott Jama als Gehülffen, je nach ihren Handlungen, ewige Freuden oder Verdammniß zuerkennt.

Schon vorhin ist es indessen bemerkt, daß Bhawani, eigentlich die Natur, diesen drey Obergöttern voran ging, ja sie selbst erzeugte, und daher hier freylich allen dreyen wiederum wohl nur unter verschiedenen Nahmen, Gestalten und Eigenschaften zugesellet ward; denn letztere mußten nothwendig mit denen ihrer Gatten in Verhältniß stehen, da diese die drey verschiedenen Elemente bezeichneten.

Viel Abenteuerliches zeigt sich bereits in dem, was hier von diesen drey Hauptgotttheiten gesagt wurde, indessen könnte man vielleicht in diese Mythen noch einigen Sinn hinein zwingen; dagegen sind andere von so gänzlicher Verwirrenheit, daß sie für uns fast an Unsinn zu gränzen scheinen.

Hiervon nur noch ein Beyspiel vom Gotte Schiwa. Brahma hatte Schiwa's Tochter geheirathet, und nachdem er sie in eine Hindinn, sich selbst aber in einen Hirsch verwandelt hatte, entfloß er mit ihr in einen Wald, deßhalb schnitt ihm Siwa mit einem seiner großen Nägel am Finger einen von den fünf Köpfen ab.

In andere Mythen, die Anfangs eben so unsinnig scheinen, mag freylich einiger Sinn zu bringen seyn, wenn man auf diese Gotttheiten als

Repräsentanten der Elemente Rücksicht nimmt. So erklärt Paullinus die uns empörend scheinende Verheirathung des Vishnu und Siwa durch eine Verbindung des Feuers und Wassers; dieses wäre dann nach Art eines Paracelsus oder ähnlicher Mystiker oder Alchymisten gesprochen.

Von diesen drey obern Gottheiten, Brahma, Vishnu und Siwa, hat nun jede ihren eigenen Himmel oder Paradies, in welchem die gereinigten Seelen oder Geister aufgenommen werden. Diese Himmel sind indessen gänzlich von dem Himmel des Allerhöchsten, des Parabrama, verschieden, auch sind sie weit niedriger, so wohl der Lage als dem Werthe nach.

Da diese drey Gottheiten in gleichem Grade gegen einander stehen, so scheint es sonderbar, daß dennoch nur die beyden letztern, Vishnu und Siwa, die Religion in zwey Secten theilen. Es gibt nämlich nur Priester und Anhänger, die dem Vishnu, und andere, die dem Siwa göttliche Ehre erzeugen. Die ersten heißen Vishnu-batter (Vishnu Schüler) und Siwa-batter. Brahma hat wohl nur deshalb keine eigene Secte, weil, wie wir oben sahen, ihm die Tempel oder Pagoden verfaßt sind; man könnte indessen die ganze Priester-Caste, die Brahminen überhaupt

für seine Verehrer ansehen, da sie sich aus seinem Haupte entsprungen zu seyn ankündigen.

Die Wischnuiten, welche unter einem Guru, einem geistlichen Oberhaupte, stehen, tragen vor der Stirn oder auf der Brust ein röthliches oder gelbliches Zeichen der Joni oder Matrix. Die Schiwoniten hingegen, da sie unter dem Wilde des Lingams den Schiwa besonders verehren, tragen das Zeichen des Lingams, oder auch einen Obelisk oder ein Dreieck an der Stirn, auch wohl die Sonne, wahrscheinlich als das Zeichen des Feuers, welches Siwa repräsentirt.

Paullinus läßt auf diese drey Obergotttheiten den Budha, auch Oberma genannt, folgen, den wir in Japan, Siam und besonders in Tibet kennen lernten \*), wie denn auch dort bereits angezeigt ward, daß viele andere Religions-Lehren der Tamaischen Lehre ganz und gar mit der Religion der Hindus zutreffen, und daher von ihr herkommen. Hier ist noch etwa hinzu zu fügen, daß die Hindus den Budha für einen Sohn der Maja, also der Einbildungskraft halten; er wäre daher wohl nur ein erdichtetes Wesen, wie der Hermes, oder Ithaut, der große Lehrer

---

\*) M. f. den 10. Jahrgang.

der Völker. Man bildet ihn ab, wie er auf dem Lotus sitzt, den Lingam und die Joni, also die vereinigten Geschlechtstheile vor der Brust hält, und diese tiefdenkend betrachtet.

Die Lotus oder Aegyptische Seeblume (*Nymphaea*; *Lotus* L.) mit weißen Blumen und herzförmigen gezähnten Blättern spielt überhaupt in der Religion der Hindus, so wie bey den Aegyptern, eine bedeutende Rolle. Sie ist, gleichwie ihre Verwandte, die *Nymphaea Negumbo*, durch ihre Wurzel und ihre Samen so nahrhaft, daß alte Völker, die Lotophagi in Afrika, sich hauptsächlich davon nährten; auch verehrten die Brahminen und die Aegypter sie als das Sinnbild der erzeugenden Naturkraft aus Feuer und Wasser. Brahma wird eben so wohl als Budha und andere Götter mit dem Lotus abgebildet, und oft sieht man in seiner Mitte den Triangel, eine Anspielung auf die Zeugungskraft.

Budha kann gleichsam zur Uebergangsstufe von den drey obern Göttern zu den geringeren Gottheiten, Dewar oder Dewerkels genannt, dienen. Die ganze Summe derselben ist ungeheuer, La Flotte nimmt sogar 333 Millionen an. Wer würde sich wohl in diesen Ocean von

Chimären stürzen? Mögen indessen einige dieser Untergöttheiten unsere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie häufig vorkommen oder auch selbst Pagoden haben, und ihnen eigene Feste geweiht sind.

Hierunter kommen besonders vor: Götter der Elemente und Natur-Phänomene; dann Götter moralischer Eigenschaften und Leidenschaften; Götter einzelner Künste und Wissenschaften, wie auch Götter einzelner Krankheiten. So ist Indra, der Gott der Wetter, des Regens, Blizes und Donners, zugleich das Oberhaupt der Götter des zweyten Ranges, der sie in Ordnung hält und richtet. Als Donnergott bildet man ihn vierarmig mit Bogen, Pfeil, Donnerkeilen und dem Lotus ab, auf dem Kopfe eine Krone. Er wohnt in Norden, nach Andern in Osten auf dem hohen Berge Meru.

Dann gibt es ferner eigene Gottheiten des Feuers, der Luft oder Winde, Ughui und Waju, so wie einen Gott des Meeres, Warunim, der auf einem Krokodill reitend vorgestellt wird, mit einer Peitsche bewaffnet. Er wird besonders von den Fischern verehrt.

Ferner haben die Gestirne, z. B. Sonne und Mond, ihre Anbethung unter den Namen Schu-

rien und Sandrien oder Ciandra, und da dem Monde der Montag heilig ist, so heißt dagegen der Vorsteher des Dinstages Anguraguen; der Gott des Mittwoches ist Bubha (Mercur); Varrassuadi des Donnerstages; Sutra oder Welly der Vorsteher des Freytages.

Des Gottes der Liebe, des Kamadewa oder Manmadi (Cupido der Griechen), ist bereits zuvor gedacht worden \*). Die Anarasinha (sanskritisch Real-Wörterbuch) nennt ihn den Seelenberauschenden, den Wollüstigen, den Heimlichkommenden. Wir haben wie sinnreich sein Ursprung und seine Attribute angegeben waren.

Eine bedeutende Gottheit ist dann ebenfalls der Ganewadi, oder Ganescha, auch Pollear genannt. Er ist ein Sohn des Schiwa, da dieser ihn aber nicht anerkennen wollte, so riß er ihm den Kopf ab, indessen ließ er sich erbitten, ihn wieder zu beleben, und setzte ihm deshalb den Kopf eines Elephanten, als des klügsten Thieres, auf. Er wird als der Gott der Weisheit und der Zahlen, wie auch des Schicksals, des guten und schlechten Gelingens verehrt, und fast

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

bey jedem Unternehmen ruft man ihn feyerlich mit den Worten an: Heil Dir, Ganesa! auch findet sich sein Bildniß fast überall. Er wird mit einem Elephantenrüssel und auf einer Ratte reitend abgebildet, denn wenn der Elephant für das Klügste, so wird letztere nicht minder für ein sehr geschicktes Thier gehalten; dabey hält er den Ringam und die Zeichen des Mondes und der Sonne in Händen. Man hält ihn für keusch und heilig. Jones vergleicht den Ganesa mit dem Janus der Römer.

Außer andern Söhnen erzeugte Schiwa den Subramanja, eine Art Indischen Herkules, wovon die Entstehung und die Thaten höchst fantastisch lauten. So soll er vom Siebengestirne (dem Bären) gesäuet worden seyn, und wird daher als Führer der Gestirne angesehen. Er wird in dem Tempel des Schiwa selbst verehrt, und mit 6 Köpfen auf einem Pfau reitend vorgestellt.

Wir erwähnen noch den Gott der Tugend, Dermadewe, den die Hindus unter dem Bilde eines Ochsen verehren; Schiwa, in menschlicher Gestalt, reitet auf dem Dermadewe.

Der Gott der Reichthümer, Kuberu, reitet auf einem weißen Pferde; der Gott Sani, der Bestrafer, auf einem Raben.

Noch müssen wir die Göttinn der Kinderblattern, Mariatale, hier anführen, da ihr Fest eine der wahnsinnigsten Ceremonien enthält. Vormahls Göttinn der Elemente, verlor sie durch Unkeuschheit ihr Leben, ward indessen wieder auf eine höchst sonderbare Weise erweckt, gelangte aber nicht zu ihrer Götterkraft, jedoch erhielt sie die Gabe, die Kinderblattern zu heilen. Sie gehört übrigens nur zu den untersten, von den Brahminen nicht anerkannten Gottheiten, wird daher auch nur von den untersten Volksklassen, vorzüglich von den Parias, verehrt \*).

Es führte zu weit, die Genien, guten und bösen Dämonen, hier aufzuführen, nur allein der guten zählt man über 300 Millionen, die in 9 Zünfte getheilt sind. Eben so hat man eine unzählbare Menge böser Geister, Riesen und Poltergeister, welche auf ähnliche Weise, wie bey uns, den Abergläubigen auf tausendfache Art furchtbar sind, und sie z. B. auch als Irrlichter irre führen, Menschen und Thiere in Abgründe

---

\*) M. s. weiter unten von dem Feste Quedil.

und Seen stürzen und daher vielartige Opfer und Ausföhnungen erhalten.

Die Verehrung der Hindus erstreckt sich ferner auf Menschen der Vorzeit, wovon einige vom Himmel selbst sollen entsprungen seyn, Wesen, die zum Besten der Erde die menschliche Gestalt annahmen, und dann wohlthätig unter den Menschen wirkten. Man nennt und verehrt sie unter dem Titel Muni, von Gott gesandte Lehrer, und Sichtbarmachung Gottes Avatars. Der schon oftmahls angeführte Gesetzgeber Menu gehört hierher; auch mehrere verehrte Könige.

Ebenfalls gibt es Hausgötter, Penaten, und Götter für einzelne Städte und Dörfer. Ihre Bildnisse sind gewöhnlich in Riesengestalt mit Flammen und wilden Thieren geziert.

Endlich sind viele andere Dinge den Hindus heilig. Dahin gehört außer andern Flüssen vorzüglich der Ganges. Er soll nach Einigen aus dem Schweiße des Schiva, nach Andern hingegen aus dem Fuße des Vishnu oder Veshan entstanden seyn, und jeder Hindu hält sein Wasser so hoch, daß man viele Meilen landeinwärts damit einen Handel treibt, auch wird der Sterbende für glücklich geachtet, wenn er noch zuvor aus dem Wasser des Ganges gewaschen

oder gar darin gebadet ist. Indessen hebt, Kennel zu Folge, diese Heiligkeit nur erst 800 Engl. Meilen von seinem Ursprunge an. Daß aber auch andere Flüsse heilig gehalten werden, ist bereits zuvor angezeigt worden.

Von Thieren sind außer der Kuh und dem Ochsen der Elephant, die Affen, der Affenkönig Anumar, der Adler, der Schwan, die Schlange und der Käfer noch bey den Hindus verehrt, bekanntlich war dieses von mehreren derselben auch der Fall in Aegypten. Von Pflanzen, wie auch eben dort, der Lotus, ferner der Banianen- und Mango-Baum.

Ganz besondere Ehrfurcht bezeigen die Brahminen einem Steine, der, wie Sonnerat angibt, sich in dem Flusse Cachi, einem Zweige des Ganges, findet, (Benares soll vormahls das Reich Cachi genannt seyn,) wie auch im Flusse Gandica \*). Es ist, nach Sonnerat, entschieden ein Ammons-Horn in Schiefer versteinert, und spielt vielleicht auf das Ammons Horn des Jupiters der Aegypter an? Die Secte der Wischeniten verehret diesen Stein eben so heilig als die Schiwiten den Lingam.

---

\*) Ich finde diese Flüsse im Kennel nicht.

Wir gehen nun zu dem Cultus dieser sonderbaren Religion über. Zuerst die Tempel oder Pagoden und heiligen Orte dortiger Gottheiten.

Eben so merkwürdig als verehrungswerth ist es, daß sich von dem Allerhöchsten, dem Parabrama oder Brahm, nirgend in Hindostan weder eine Abbildung noch für dasselbe ein Tempel fand. Dieses höchste Wesen schien ihnen zu groß, um in eingeschlossenem Gemäuer verehrt zu werden. Die gesammte Erde war sein Tempel und unter jenen tausend Gestalten und Gottheiten bethete man es an.

Daß sein Ersterzeugter, Brahma, ebenfalls keinen Tempel hat, und wie er darum gekommen ist, haben wir zuvor bereits gesehen. Dagegen ist für seine beyden Mitergeschaffenen, den Wischnu und Siwa, und andere Gottheiten, eine fast zahllose Menge von Pagoden noch jetzt sichtbar.

Diese Göttertempel sind zwar an der Küste von Malabar in mehreren Stücken von denen der entgegen stehenden Küste verschieden, indessen zeigen beyde Arten das unläugbarste Siegel des höchsten Alterthums, unerschütterlicher Festigkeit, imponirender Größe und riesenmäßiger Anstrengung und Ausdauer der Erbauer.

Der Natur des Gesteins zu Folge finden sich hier mehrere Verschiedenheiten. Einige Pagoden sind nämlich von Marmor erbauet, dieses ist häufig auf Malabar der Fall; andere bestehen aus Ziegelsteinen oder auch aus Granit; so zeigen sich uns die auf Coromandel. Endlich finden wir einige dieser colossalischen Werke in lebendigen Stein gehauen, wie z. B. auf den Inseln Salsette und Elefanta, ferner im Gebirge Aurra im Decan. Diese letzteren im Felsen selbst gehauenen verdienen fast noch eine größere Aufmerksamkeit als die wirklich erbaueten.

Da übrigens die meisten der letzteren stets in ihrer Architectur eine bedeutende Aehnlichkeit unter sich haben, so wird es hinreichend seyn, ein Paar der merkwürdigsten hier etwas genauer anzuzeigen, so wie nachmahls eine der großen Tempelhöhlen oder einen ausgehöhlten Felsen.

Um von erbaueten Pagoden, in Hindostan selbst Kojl genannt, einen allgemeinen und richtigern Begriff geben zu können, mag hier eine Beschreibung einer großen Pagode der Küste von Coromandel Statt finden.

Eine hohe, starke, sehr feste, viereckige Mauer umschließt das Ganze. Wenn jetzt bey mehreren Pagoden die Winkel mit Bastionen verse-

hen sind, so gehörten diese anfänglich nicht zu dem Baue selbst; sie sind von Europäern hinzugefügt, die sich zu Zeiten genöthigt sahen, sich ihrer als feste Plätze zu bedienen.

Auf jeder der vier Wände steht ein pyramidenähnlicher, oft drey bis vier hundert Fuß hoher Thurm (Kobrom) von acht und mehr Absätzen. Der oberste trägt eine runde Krone, bey einigen mit Spizen und Knöpfen besetzt. Auch finden sich bey einigen noch kleine Seitenthürmchen oder hohe Capellen auf den einzelnen Stufen.

Unter diesem Thurme oder Kobrom hat jeder der vier Mauern gewöhnlich einen Eingang oder Thür, und dieser entsprechen ähnliche Oeffnungen in der über ihr ruhenden Pyramide bey jedem Stockwerke. Das Ganze ist genau nach den vier Weltseiten gerichtet.

Die vier Seitenwände haben oftmahls, mehrere Abtheilungen, bey andern hingegen laufen die Mauern gleichförmig fort, jedoch stets mit einem erhabenen Aufsätze, der selbst mit Knäufen geziert ist.

Die merkwürdigsten Zierathen zeigen sich aber vornehmlich an den Pyramiden selbst. Le Gentils schöne Abbildungen der Pagode von Bilsnour unweit Pondichery zeigen uns eine be-

wundernswürdige Arbeit von viel hundert Mythen in halberhabener Arbeit; Figuren von kämpfenden Göttern mit ihren Attributen, größten Theils zu Fuß, theils auf Elephanten, Ochsen und andern Thieren reitend, und die ganze Krone oder der oberste Kranz selbst ist mit solchen hervorragenden Figuren eingefast. Perrin bezeugt, daß diese Figuren der Pagoden oft von Granit wären, mit bewundernswürdiger Kunst gearbeitet. Dem beym Gentil angegebenen Maße zu Folge hat diese aus 11 Absätzen bestehende Pyramide von Billenour, die Basis, einen großen Würfel von Quadersteinen, mit eingeschlossen, nur eine Höhe von 15 Toisen oder 90 Fuß.

Tritt man in den Hof, welchen die vier weiten Mauern mit den Thürmen einer solchen Pagode einschließen, so zeigen sich zuerst Längs, oder ansehnliche, mit Steinen eingefaste Teiche zur Reinigung, Abwaschung der Sünden; dem Paullinus zu Folge ist die Einfassung gewöhnlich von Marmor und schön gearbeitet. Längs den Mauern sind viele Ruhebänke und Arcaden zum Schutze der Andächtigen, wie auch kleine Capellen, theils mit dem Bilde irgend eines Gottes oder Königs, theils als Wohnungen der

Brahminen und der den Göttern geweihten Tänzerinnen. Bey andern finden sich indessen so wohl diese Längs als die Wohnungen der Priester und Tempeltänzerinnen außen vor der Pagode.

Gegen die Mitte der Pagode steht das Heiligste, der Tempel der Gottheit selbst. Er hat einen Vorhof, bestehet ebenfalls aus einer Pyramide nach den vier Weltgegenden gerichtet, in Stockwerke in die Höhe steigend; jede Seite hat ein Fenster.

Man sieht indessen im Innern mehrere solcher Tempel, wahrscheinlich herrscht hierbey eine Verschiedenheit. In dem untersten Stockwerke zeigen die Mauern die Thaten des Gottes noch reichlicher, als die Basreliefs der Thürme, nebst seiner monströsen Statue oftmahls mit zwölf und mehr Armen. Da nun das Licht, beym gänzlichen Mangel an Fenstern, allein durch die Thür hineinbringen kann, so wohnet man hier in einem furchtbar heiligen Dunkel.

Die berühmtesten Pagoden sind dem Wischnu und dem Schiwa mit seinem Sohne, dem Supramania, errichtet. Ist die Pagode dem Schiwa gewidmet, dann ist darin der Lingam das vornehmste Bild, auch steht man überhaupt unter den Basreliefs der meisten Pagoden mehrmahls

sehr. obscöne Vorstellungen der Thaten der Götter. Hieran nehmen indeß die Hindus durchaus kein Vergerniß. Einen katholischen Geistlichen, der sich über die Vorstellung des Lingams ärgerte, fragte der Tempel-Brahmine sehr ernsthaft, ob derselbe Gott, welcher das Auge geschaffen hätte, nicht auch der Urheber der übrigen menschlichen Glieder sey?

In verschiedenen Neben-Capellen stehet dann die Familie des Schiwa, seine vornehmste Gemahlinn hat jedoch einen Platz im Innern, gleich neben Schiwa selbst. Die Zeichnung zeigt zugleich eine Statue des Gottes Dermadeve, des Gottes der Jugend, als einen liegenden Dhsen auf einem Postamente.

Die Tempel des Wisnu haben statt der eigenen Capellen für die Angehörigen nur Nischen, z. B. für den Hanuman oder Affenkönig, für den Adler oder Garudhas, der den Wisnu trägt, gleichsam Jupiters Adler u. a.

Von den Statuen der Gottheit, welcher der Tempel geweiht ist, sind gewöhnlich zwey; eine vor dem Tempel, die andere im Innern. Sie müssen von Stein, von Kupfer oder Gold seyn; die von Pollear oder Garnesa stets von Stein. Oftmahl sind diese Statuen, wenn gleich der

Figur nach schlecht gebildet, dennoch sehr kostbar. Die große Statue des Krishna (Wishnu), welche Tavernier im Tempel von Jagrenat sah, bestand aus Sandelholz. Sie war mit einem großen Mantel von Gold- und Silberstücken bedeckt, der bis auf die Füße herab ging, so daß nur das Gesicht und die Arme und Hände gesehen werden konnten.

Statt der Augen waren zwey große Diamanten eingesezt, auch hingen ebenfalls Diamanten am Halse herab. Der kleinste dieser Steine hielt etwa 40 Karat. Die Arme und Hände waren mit Geschmeide von Perlen und Rubinen geziert.

Es sind indeß weder die Statuen noch die Bierathen der Pagoden, welche unsere Bewunderung verdienen; denn die Bildhauerkunst hat bey den Hindus keine großen Fortschritte gemacht, wenn gleich einige Vasen, Basreliefs, wie auch kleines Schnitzwerk aus Elfenbein, nicht schlecht ist.

Das, wodurch die Pagoden jeden in Erstaunen setzen, ist das Colossalische, und die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Ganzen, die ungeheuern Steinmassen, woraus sie zusammen gesetzt sind, die Genauigkeit ihrer Zusammenfügung, die

Nettigkeit und Glätte selbst ihres härtesten Granits.

Das Beyspiel der berühmten Pagode von Zagrenat mag für diese Art der Pagoden, für die erbaueten zum Beyspiel dienen, worauf dann ein anderes für die in Felsen ausgehauenen folgen wird.

Zagrenats Pagode ist auf der Küste von Coromandel nicht weit vom Meere unter  $19^{\circ} 48'$  n. Breite und gegen  $86^{\circ} 50'$  l. v. Greenw. an einem kleinen Arme des Mahawady-Flusses gelegen. Taverniers Irrthum, diesen Fluß für den Ganges anzugeben, entstand höchstwahrscheinlich durch die Verwechslung des Namens Ganga oder Gonga, d. i.: überhaupt Fluß, mit welchem vorzugsweise auch der Ganges belegt wird.

Die Pagode von Zagrenat, sagt ihr genauerer Beschreiber, le Gout de Flaix, hält in der Länge 360 Cadjes, also ( $1 \frac{1}{4}$  Cadje = 1 Par. Elle) 288 Par. Ellen, folglich über 1122 Par. Fuß, die Elle zu 3 Fuß 8 Zoll, und 190 Ellen oder  $696 \frac{1}{2}$  Fuß in der Breite. Das Ganze der Einfassung bildet ein regelmäßiges Parallelogram, und ruhet auf einem ungeheuern Granitblocke, den man zu einer wagerechten Flä-

geebnet hat, so daß der lebendige Felsen dem ganzen Gebäude zur Grundmauer dient. Die Höhe der Mauer selbst, die des Grundes mit eingeschlossen, beträgt 24 Fuß, die Breite 38, und hierauf läuft eine Gallerie von 14 Fuß um das ganze Parallelogram mit einem einfachen, jedoch eleganten Gesimse.

Diese Art der Architectur nähert sich der Dorischen Ordnung, und hat sie auch nicht die edle Einfachheit der Griechischen Baukunst, so muß man dennoch die kühne Idee zu dem Plane von einem so ungeheuern Umfange bewundern, der auf den 4 Seiten eines Parallelograms eine Folge von 276 Arcaden bildet, die durch Uebergänge so verbunden sind, als wären sie nach einem zirkelförmigen Plane errichtet.

Was aber, fährt der Beschreiber fort, die Einbildung noch mehr in Erstaunen setzt, ist die ungeheure Höhe der Pyramide, die den Haupteingang des Tempels krönt. Die Höhe beträgt 344 Fuß, die Zierathen daran sind von vergoldetem Kupfer. Die Seiten sind so sehr mit Bildhauerarbeit überladen, daß sie dem Auge zur Last fallen.

Jetzt denke man sich hierbey, daß die Blöcke Granit, woraus dieses ungeheure Monument

errichtet ist, aus einem Steinbruche gezogen sind, welcher in den Ghauts, 68 Stunden (lieues) von Zagrenat entfernt, liegt, und das mehrere der einzelnen Quaderstücke 10 bis 12,000 Kubik-Fuß enthalten. Wie viele Jahre hat man nicht gebraucht, um sie zu schneiden, sie so weit fortzuschaffen, sie zu behauen und zu glätten, und sie über 350 Fuß hinauf zu führen! Ich halte, sagt der Franzose, es nicht übertrieben, zu behaupten, daß 2500 Jahre kaum hinreichend gewesen sind, den ganzen Bau zu vollenden.

Mag nun auch in dieser letzten Aeußerung viel Uebertriebenes liegen, so muß doch sicher die Zeit, das Ganze zu erbauen, sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckt haben. Plinius behauptet ja, die Erbauung der größten Pyramide Aegyptens habe bey einer Summe von 366,000 Arbeitern dennoch 20 Jahre erfordert. Diese Pyramide war doch nur aus verhältnißmäßig kleinem und viel weicherem Gesteine; wie unbedeutend ist nun hiernach diese Pyramide Aegyptens gegen unsere Pagode, und die einzelnen Steine gegen jene; und nun endlich dieses alles von dem festesten, so schwer herbey zu schaffenden, zu bearbeitenden oder gar zu polierenden Granit!

Da dieses hinreichend scheint, das Ungeheure dieser Pagoden einiger Maßen darzustellen, so übergehen wir die ähnlichen von Chalembrou, von Lanjour, Lervalcur und andere, besonders da sie einige tausend Jahre jünger seyn sollen; denn der von Jagrenat geben die Brahminen, dem Sonnerat zu Folge, ein Alter von 4883 Jahren. Le Gout de Flaix spricht gar in übertriebenem Enthusiasmus von 11,000 Jahren.

Bei Erwähnung der Pagode von Chalembrou (unter  $11^{\circ} 24' 42''$  n. Br. und  $79^{\circ} 48' 6''$  Länge von Gr.) verdient noch folgendes bewundernswürdige Werk, wenn gleich nur eine Verzierung, erwähnt zu werden. Es besteht nämlich aus einer einzigen, an einander hängenden Kette in Granit gehauen, und an 4 großen Steinen befestigt. Die Kette hängt, oder hing wenigstens vormals als Guirlande mitten vor dem Schiffe der Pagode herab, und bildet 4 große Guirlanden, jede von 137 Par. Fuß, also zusammen 548 Fuß aus einem Stück, jedes Glied ist 3 Fuß 2 Zoll lang, und 2—3 Fuß dick, das erstaunliche Ganze ist aber dabey so trefflich poliert, daß es wie der feinste Stahl spiegelt. Schwerlich findet sich auf der ganzen Erde etwas Aehnliches!

Die Pagoden der Küste von Coromandel sehen sich fast alle der Form nach ähnlich, auch sind sie bey weiten die prächtigsten. Unter denen auf Malabar herrscht dagegen zwar mehr Verschiedenheit, allein sie erreichen nicht das Erhabene von jenen. Die Architectur der Hindus ist indeß oftmahls nichts weniger als schlecht oder ohne Sinn des Schönen. Hodges hat uns z. B. die Zeichnung einer Säule von einer Pagode unweit Benares geliefert, welche mit Recht auf Schönheit Anspruch macht. Sie nähert sich durchaus der Griechischen und zwar der Corinthischen Säule, und zeigt sehr gefällige Verhältnisse und Verzierungen.

Die zweyte Art der Pagoden, die in den lebendigen Felsen selbst gehauenen, setzen noch mehr in Erstaunen.

Ulura, oder, wie die Engländer schreiben, Ellore, die Ortschaft unter  $16^{\circ} 42 \frac{1}{2}'$  n. Br. und nach Kennels Karte gegen  $81^{\circ} 12'$  westl. von Gr., acht Cos von Aurengabad gelegen, entstand durch den Zusammenfluß der Pilgrime, welche die dortigen Pagoden besuchen.

Das hiesige Felsengebirge (im heutigen Hyderabad) zeigt sich in der Form eines Hufeisens, ist zwey Stunden weit senkrecht von unten nach

eben ausgehöhlt, und gleichsam in Pagoden vertheilt. Alle Gottheiten Indiens vom ersten und zweyten Range, selbst Brahma hat wider sonstige Gewohnheit hier eine Pagode. Dieses ist mithin ein Hindostanisches Pantheon, riesenmäßig im Vergleiche des Römischen, wenn gleich bey weiten nicht so schön. Nur allein Schiwa hat 20 Pagoden, und zwey der größern Tempel sind der Dreyeinigkeit (Trimurti) gewidmet.

Die vielen Pagoden nebst ihren Vorhöfen, Gallerien und auf großen Säulen ruhendem Stockwerke, alles inwendig mit einigen tausend Statuen und Basreliefs, welche den ganzen Pandawen oder Giganten-Krieg darstellen, dieses alles ist aus dem festen Felsen mit unendlicher Arbeit lediglich durch Hammer und Meißel hervor gegangen, eine Riesenarbeit, vielleicht von Jahrtausenden! Auch geht die Zeit der Entstehung über unsere Zeitrechnung hinaus, und die Brahminen, welche es für das Werk himmlischer Wesen ansehen, wagen es nicht, die Epoche davon zu bestimmen.

Nicht minder alt und bewundernswürdig sind die Aushöhlungen der Felsen auf den Inseln Elefanta und Salsette, unweit Bombay, wovon besonders Niebuhr und Anquetil du

Perron Beschreibungen und Zeichnungen ge-  
 liefert haben. Die von dem Felsengebirge von  
 Kenri auf Salsette sind, der Zeichnung nach,  
 wie in einem Hufeisen gelegen, in dessen Grunde  
 sich ein See befindet. Die Oeffnung oder Mün-  
 dung des Hufeisens beträgt, dem Maße zu Folge,  
 über 50 Fuß. Allein weit höher hinauf, gegen den  
 See oder Boden der Figur zu, fand Anquetil  
 Ruinen einer Brücke, welche die beyden Schenkel  
 des Hufeisens, also die Gebirge unter sich vor-  
 mahls vereinigte, und dieser Abstand beträgt ge-  
 gen 100 Fuß. Die größte Anzahl der in den  
 Felsen ausgehauenen Pagoden lag in Südost,  
 und hier sah man ganze Reihen solcher Höhlen  
 zu Pagoden geformt, einige waren 50 Fuß tief;  
 ferner achteckige, sechseckige und andere Säulen  
 in einigen Pagoden bis zu 14 der Zahl nach,  
 nebst vielen Figuren von Göttern, Menschen,  
 Riesen, Liefern, Elephanten, Sphynren und  
 Ringams, alles aus dem lebendigen Felsen ge-  
 hauen und darin geschnitz, nebst vielen jetzt  
 gänzlich unbekanntem Inschriften.

Man muß also auch hierbey gestehen, daß  
 alle übrige Alterthümer der bekannten Erde hier-  
 gegen nur Kleinliche Werke sind, zwar nicht an

Schönheit, aber wohl an imponirender Größe und Ausdauer in Arbeitsamkeit.

Die Insel Elefanta in eben diesem Busen, östlich von Salsette, welche ebenfalls mehrere in Felsen gehauene ähnliche Pagoden enthält, erhielt ihren Namen von einem aus schwarzen Gesteine in natürlicher Größe gehauenen Elefanten; er steht am Fuße eines Berges gegen Bombay hin, und scheint ein Junges auf dem Rücken zu tragen. Der eigentliche Name dieser Insel ist Galifuri oder Kalpuri, d. i.: Felsenstadt.

Der Dienst in diesen Pagoden wird von eigenen Priestern versehen, Brahminen. Diese und die dem Gottesdienste gewidmeten Devedaschis oder Tänzerinnen wohnen theils innerhalb, theils außerhalb der Pagoden, denn hierin herrscht Verschiedenheit; ja mehrere Pagoden werden nur zu Zeiten von den Priestern besucht, andern mangeln sie jetzt gänzlich.

Das Innerste oder Heiligste der Tempel steht nur den Brahminen selbst offen, dagegen das übrige der meisten von jeder Caste der Hindus, die Parias ausgenommen, besucht werden darf.

Sind nun gleich so viele seit Jahrhunderten erbaute Pagoden vorhanden, so fehlt es den-

noch nicht an Errichtung neuerer. Ein reicher sterbender Hindus glaubt kein größeres Opfer oder größere Eöhnung bringen zu können, als durch Errichtung einer Eschoultri für Reisende, noch gültiger aber durch Errichtung einer Pagode. Das heilige Thier, die Kuh, muß sodann den Fleck der Errichtung selbst bestimmen. Man führt sie an den dazu schicklichen Ort, läßt sie die Nacht dort weiden, und der Fleck, woselbst die Brahminen des Morgens die größte Menge ihres Düngers vorfinden, ist der Platz für die neue Pagode.

Ist diese erbauet, so werden eigene Ober- und Unterpriester, Brahminen, für sie gewählt. Der oberste dieser Brahminen darf nie den Tempel verlassen. Er erhält von dem Landesherrn zu seinem und der übrigen Geistlichen Unterhalt ein eigenes Stück Land, dieses ist von allen Abgaben frey; daneben wird ihm noch ein Zoll von den Kaufleuten gegeben. Seine Würde ist erblich und wenn er sich öffentlich zeigt, so wirft sich das Volk so lange zur Erde, als er sich sehen läßt. Hierauf wird die Pagode mit großen Kosten eingeweihet. Das deßhalb angestellte Fest dauert 40 Tage, und alle hierbey versammelte Brahminen müssen ernährt werden.

So wenig man nach den ehrwürdigen einfachen Grundwahrheiten der Religion der alten Hindus, die wir zuvor aus einander gesetzt haben, die darauf folgende aberwitzige Götterlehre und die Tausende uns vernunftlos scheinender Mythen erwarten konnte, eben so wenig wird man nun den jetzt darzulegenden Cultus jenen großen Grundwahrheiten angemessen finden.

Hätte man nämlich nicht bey dem Glauben an ein einziges Urwesen von höchster Heiligkeit, bey der Ueberzeugung, daß nur allein die Tugend der einzige Zweck des Menschen seyn müsse, um sich der Gottheit würdig zu machen, hier einen Cultus erwartet, der in feyerlichem Danke und Anrufung des höchsten Wesens und vornehmlich in täglicher Annäherung zur Tugend bestehen würde?

Wie auffallend ist es aber, hier nirgend eine Anrede oder Predigt an das Volk, nirgend eine ihm angemessene Auseinandersetzung der Erhabenheit und Güte des Schöpfers, ja nicht einmal eine Darstellung der Pflichten des Menschen in einer verständlichen Sprache, eine Auseinandersetzung der zum Theile höchst schätzbaren Sittenlehre jener merkwürdigen alten Schriften, der Vedas, vorzufinden.

Der Brahmine erlaubt nicht einmahl den übrigen Casten diese schätzbaren Schriften zu studieren, er versagt dem Volke, so wie vormahls der zeltische Katholik, das Lesen seiner heiligen Schriften, seiner Bibel.

Der ganze Cultus besteht nämlich in dem täglichen Bedienen der einzelnen Götter oder vielmehr Götterbilder, durch die Brahminen und durch die ihnen geweihten Mädchen, Devadasis; ferner in auffallenden, die Augen des Pöbels täuschenden Ceremonien, er ist Bilderwerk. Er zerfällt in Opfer, in wenig verständliche Anrufungen und Gebethe, körperliche Übungen und endlich große Feste, lärmende Feyerlichkeiten.

Der tägliche Gottesdienst, oder die täglich dem Götzenbilde gewidmeten Ceremonien, werden unter dem Nahmen P o u t s c h e befaßt.

Sie bestehen hauptsächlich in Abwaschen der Götzenbilder, sowohl mit Wasser als mit Milch; ferner wird es mit Butter und wohlriechenden Öhlen gesalbet, man bedeckt es mit reichen Zeugen und Juwelen; man stellt Lampen vor dasselbe hin, und läßt Butter darauf verdampfen, wirft nach den in den heiligen Büchern verzeichneten Regeln ihm geheiligte Blumen zu, und während der ganzen Ceremonie tanzen die Deve-

daschis nach der Instrumental-Musik um den Gott. Ein Theil der Brahminen verscheuchet mit Fliegenwedeln die Insecten von ihm, der übrige biethet indessen die von dem Volke dargebrachten Opfer an; sie bestehen in Reis, Butter, Blumen und Früchten.

Uebrigens gibt es vielartige Opfer und hierbey ebenfalls sehr verschiedene Ceremonien; sie lassen sich auf solche zurück bringen, welche täglich den Göttern dargebracht werden, um Schutz und besondere Begnadigungen von ihnen zu erhalten, und auf andere von einer feyerlichern; oft geheimnißvollen Art, welche nur zu gewissen Zeiten Statt haben.

Die Opfer bestehen in Lebensmitteln mehrerer Art, z. B. Milch, Honig, Pisang und andern Früchten, Cocos-Dehl, Zucker, Reis, mehreren Arten Korn und Gemüse, Blumen und Spezereyen, auch wird Geld geopfert. Alles ist den Brahminen annehmlich; denn es dient zu ihrem Unterhalte.

Der feyerlichen Opfer, welche man nicht bloß den Göttern, sondern den Gestirnen, den Geistern, den Verstorbenen und auch dem Lingam bringt, gibt es zu viel, um sie hier einzeln anzuzeigen; ein paar Beyspiele mögen hinreichen.

Das große Brandopfer Jaga oder Jagam, der Sonne und den Planeten gewidmet, erfordert sehr bedeutende Zurüstungen. Auch hat es keinen geringern Endzweck, als den, ein heiliges Feuer zu bekommen, wodurch der Scheiterhaufe der Leichname der Brahminen könne angezündet werden, um sie dadurch nach dem Tode aller fernern Reinigungen (Büßungen) zu überheben, und sie hierdurch unmittelbar aus der Asche in den Himmel des Brahma zu versetzen.

Es werden hierzu 100 der gelehrten Brahminen (Pundits) außer einer weit größern Anzahl geringerer erfordert. Jene höheren Brahminen wählen einen nach den vier Welttheilen gelegenen Platz, und weihen ihn durch Kraftgebethe und Weihwasser dazu ein, um ihn zugleich hierdurch gegen die bösen Geister zu schützen. Auf diesen Platz wird ein für die 100 Brahminen hinreichend großes Zelt errichtet, um dasselbe aber viele kleine, worin sich die übrigen Brahminen versammeln; diese Zelte werden so gestellt, daß man daraus jenes große heiligste Zelt sehen kann. In letzterem wird ein Herd angebracht, aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, an welcher oben Stricke befestigt werden, die zu den Seiten herab hängen. Neun verschie-

dene Holzarten, den 9 Planeten gewidmet, legt man in einen Holzstoß zusammen. Jeder Priester hält dann ein Stückchen dieser geheiligten Hölzer in der Hand. Durch Aneinanderreiben zweyer Stücke des Urasu-Holzes machen sie nun Feuer an, um den Holzstoß damit anzuzünden. Hierauf wird ein fehlfreier Widder oder Bock in den Kreis geführt; über ihn werden Gebethe gehalten, und ihm zugleich mehrere Kraftworte in das Ohr geflüstert. Nun erstickt man das Thier durch Verschließen des Maules und der Nase. Hierauf nimmt man seine Leber heraus, wäscht sie mit Milch, bestreicht sie mit Butter, und bratet sie zuerst an der Sonne, sodann am Feuer. Der ganze Körper des Widders wird sodann auf dem Holzstoße verbrannt, und der Geruch durch Weichrauch, Muscat-Nüsse und Sandelholz vertrieben, während daß die Priester zu Brahma, Mitra Schiva (der Sonne) und andern Gottheiten bethen. Die Ueberbleibsel der Leber werden unter die Brahminen vertheilt, und von allen zu gleicher Zeit verschluckt. Der Oberpriester nimmt sodann von dem heiligen Feuer mit sich zu Hause, um es dort zeitlebens zu dem zuerst erwähnten Endzwecke zu unterhalten.

Hier ist also schon eine Ausnahme von einem der Hauptgesetze der Hindus, nämlich von der Vermeidung des Blutvergießens, oder vielmehr des Tödtens der Thiere. Ein anderes Opfer gibt aber davon einen noch entschiedenern, ja selbst furchtbaren Beweis. Das heilige Buch Indischira gedenkt eines dem Schiwa zu Ehren geopfertem Stieres, ja das zuvor angeführte Buch, Amarasinha, spricht sogar von Menschenopfern. Durch den Tod eines Thieres, als etwas Außerordentlichen, und daher noch mehr durch das Blut eines Menschen, wollten auch selbst die am höchsten cultivirten Völker die Gottheit versöhnen. Noch in unsern Zeiten (1746) soll der König von Travancore bey Gelegenheit eines Krieges gegen die Malabaren, auf Anrathen der Brahminen, 15 Kinder unter vielen mystischen Ceremonien lebendig haben vergraben lassen.

Auch zeigt sich noch jetzt etwas Aehnliches in dem Opfer Lukam, welches der Parwadi (Bhawani in ihrer traurigen Gestalt) durch Aufopferung mehrerer Hähne gebracht wird, sondern man erkaufte dabey sogar einen heiligen Menschen, durchbohrt ihm die Rückenbaut mit einem eisernen Haken, hebt ihn in dieser schmerzhaft-

ten Lage auf einer Stange empor, und dreht ihn sodann jubelnd und zur Göttinn bethend umher. Nach Sonnerats Berichten gehört dieses feyerliche Opfer der Mariatale, der zuvor erwähnten Göttinn der Kinderblattern, und dieses veranlaßt ein eigenes Fest, Quedil genannt. Es wird im Monathe Chutteré (unserem April) gefeyert, und solche Personen, welche sich dieser Göttinn ganz vorzüglich verpflichtet glauben, oder von ihr besondere Wohlthaten zu erbitten haben, lassen sich an einem doppelten Haken, der durch das Rückenfleisch geht, an einem langen Hebel aufhängen.

In der einen Hand eine Citrone, in der andern einen Säbel und Schild, muß ein solcher Fanatiker mit fröhlichem Gesichte die Rolle eines Streitenden spielen. Hierbey wird er von einem Andern einige Male mit dem Hebel, woran er hängt, umher gedreht. Er würde aber nicht nur des ganzen Werthes dieser grausamen Gaukeley, sondern selbst der Ehre seiner Caste verlustig gehen, so bald er durch Klagen oder Seufzen einiges Mißbehagen merken ließe.

Da übrigens die Göttinn Mariatale nur zu der geringern Ordnung gehört, so wird dieses

Fest, Quebil, als Fest nur von den untersten Volks-Classen, hauptsächlich von den Parias gefeyert.

Hierher darf man auch das Fliegenfest rechnen. Anquetil sagt, es werde am 12. Julius gefeyert. Nach gehörigen Reinigungen und Gebethen streuen die Undächtigen vor ihren Häusern solche Dinge aus, welche den Fliegen besonders angenehm sind, z. B. Zucker, Mehl u. dergl.

Bevor wir von den Opfern zu den eigentlichen Festen übergehen, müssen wir wenigstens noch kürzlich bemerken, daß, bey der hohen Verehrung der Fruchtbarkeit, die Hindus ebenfalls dem Lingam, den vereinigten Geschlechtstheilen, opfern.

Sie bekränzen den Lingam bald mit Blumen, bald salben sie ihn mit wohlriechenden Oehlen. Auch den Dämonen, bösen Geistern oder Genien, werden Opfer gebracht, ja selbst den Schlangen, denen man, um sie von den Häusern abzuhalten, eigene Steine weiht, auch ihnen Hütten errichtet.

Von den größern Festen bedarf es ebenfalls nur einiger, um im Ganzen davon einen Begriff zu geben.

Es gibt aber eine sehr große Anzahl Feste, fast jeder Monath hat seine eigenen, indeß haben die dabey üblichen Neben-Ceremonien sehr viel Aehnliches unter einander, wenn gleich die Veranlassung dazu, und also die Hauptsache bedeutend unter sich verschieden ist.

Eins der wichtigsten ist das *Lirounal*, welches auch wegen des dabey vorkommenden Wagens das *Wagenfest*, oder *Teroton* (nach Connerat) benannt ward. Es ist die Weihe jeder bedeutenden Pagode, hat keine bestimmte Zeit, und dauert ganzer 10 Tage hindurch. Das Zustromen der Hindus aus allen Theilen des Reiches ist sodann bey den berühmten Pagoden unermesslich, und daher für diese Tempel, z. B. für Chakembron oder Jagrenat sehr einträglich, da jeder Andächtige ein Opfer darbringt. Dabey erklärt sich auch zum Theil die große Einnahme dieser Pagoden. So ist die von Jagrenat im Stande, viele Tausende armer Pilgrime zu speisen, obgleich die Anzahl der zu dieser Pagode gehörenden Brahminen, welche ebenfalls ihren Hauptunterhalt durch die Opfer finden, selbst sich auf mehrere hundert beläuft.

Ehe das Fest *Lirounal* anhebt, werden in den Hallen des Tempels Altäre errichtet, und

Sachsenb. 15. Band.

D

mit kostbaren Tapeten behangen, auf welche die Thaten des Gottes gestickt sind, worauf dann im Innern eine Procession um das Bild selbst gehalten wird.

Sodann zieht am Abende vor dem Anfange des Festes eine Procession mit Musik durch die Straßen, sie dient dazu, allen Schwängern anzudeuten, daß sie sich während der folgenden 10 Tage des Festes in ihren Häusern halten sollen. Den ersten Tag des Festes selbst werden nun, unter stark schallender Instrumental-Musik und vielen Opfern, Processionen innerhalb des Tempels gehalten. Am zweyten, dritten, vierten, fünften und sechsten Tage erscheint dann das Bild der Gottheit öffentlich in großen, mit Musik begleiteten Processionen, und zwar, wenn das Fest dem Wischnu gewidmet ist, bald auf einem Affen, bald auf einem Adler reitend, ist es hingegen dem Siwa heilig, dann sieht sein Bild entweder auf einem Riesen oder auf einem Stiere, Elephanten oder einer Schlange. Der siebente Tag ist zwar ohne Procession, allein das Bild wird in einem Fenster der Pagode dem Volke sichtbar, und man bringt ihm sehr viel Opfer. Am 8. tragen die Brahminen das Bild selbst, und am 9. nur innerhalb der Pagode. Der 10.

ist der feyerlichste, und oftmahl's schrecklichste Tag. Das Bild, auf einem steinernen Altar ruhend, wird mit Blumen bekränzt und auf einen Wagen von ungeheurer Größe und Schwere gehoben. Er besteht aus einer großen hölzernen Maschine, auf 4 Rädern, die, um das Bild zu decken, mit einem eigenen Schutzbache versehen ist. Unter den Verzierungen, die an dem Bilde selbst angebracht sind, findet sich dießmahl die Vorstellung einiger Pferde von Pappe, als zögen sie Gott. Die ganze ungeheure Maschine wird indessen nicht von Thieren gezogen, sondern von Menschen. Sechs bis sieben tausend Personen spannen sich selbst vor, und dann geht, unter dem Klange vieler Instrumente und eines unermesslichen Volks, die Procession fort. Bey dieser Gelegenheit geschieht es, daß einige vor Aberglauben Wahnsinnige sich vor die Räder des Wagens legen, und sich von dieser schweren Maschine zerquetschen lassen, um sich dadurch einer schnellen Seligkeit zu versichern. Während daß der Götterwagen diese Unglücklichen zertrümmert, jubelt die ganze Menge, und die singenden, vorträus tanzenden, auf das prächtigste geschmückten Bedebaschis, mit der volltönenden großen Musik, überhänden das Rethen der

Gerdberten, und verwandeln diese gräßliche Trauerscene in das fröhlichste Volksfest. Indessen muß hierbey nicht unhemerkt bleiben, daß auch dieser Act von heiligem Wahnsinne schon jetzt anfängt seltener zu werden.

Ein sehr wichtiges Fest ist bey den Hindus die Feyer des Neujahres. Dieses Fest, das bey ihnen am ersten Aprill, bey dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Widbers, gefeyert wird, führt den Nahmen Pongol, das heißt: es siedet; oder kocht. Dreßsig Tage zuvor errichtet man, deshalb einen kleinen, viereckigen Tisch oder Altar von Ziegelsteinen. Frühmorgens des ersten Tages bedeckt man diesen Tisch mit Kuhdünger, symmetrisch geordnet und mit Kürbißblumen geziert. Abends wird alles wieder abgeräumt, jedoch der Dünger stets aufbewahrt. Diefes fest man fort bis zum Tage des Pongols selbst; da dann kocht man bey dem Feuer des Düngers Reis mit Milch, und so wie das erste Aufkochen bemerkt wird, ruft alles Pongol, es kocht!

Man opfert zuerst davon den Göttern und nachmahls ist die ganze Familie davon. Nach der Zeichnung, die uns Donnerat davon geliefert hat, scheint hierbey eine feyerliche Anrufung an die Sonne gerichtet zu werden, und

wirklich ist dieses Fest zur Freude der Rückkehr der Sonne nach Norden angestellt.

Am folgenden Tage vergoldet man den Röhren die Hörner, und läßt sie in den Straßen umherlaufen. Hierauf folgen Tages darauf Processionen des Bildes der Gottheit, wahrscheinlich das des Schiva, als (nach dem Paulinus) des Sonnengottes, wie er, auf einem (gemachten) Pferde reitend, mit der Lanze in der Hand auf die Jagd geht. Es wird von mehreren Menschen wirklich in dieser Stellung in das Feld getragen, auch tödtet man deshalb irgend ein Thier. Die Brahminen werfen sodann das Loos über das Schicksal des jetzt angefangenen Jahres.

Bedeutende Feste sind ferner: das Fest des Feuers und das Waffenfest. Man feyert das erste zur Zeit einer allgemeinen Dürre, die bekanntlich oftmahls in mehreren Theilen Hindostans eintritt, wenn der Regen zurück bleibt, und dann, da sich das Volk fast gänzlich von Erdfrüchten nährt, die schrecklichsten Verheerungen verursacht.

Le Gentil wohnte bey ähnlichem Falle am 28. April 1769 einem solchen Feste bey, das  $\frac{1}{2}$  Stunde unweit Pondichery gefeyert ward; er

nennet es das Fest der glühenden Kohlen. Man grub auf dem Felde einen Graben gegen 23 Fuß, wohl nach Norden, lang und nicht völlig so breit, etwa 10 Zoll tief. Dieser ward mit glühenden Kohlen gefüllt. Am westlichen Ende dieser großen Kohlenpfanne hatte man eine kleinere, von jener durch einen Damm getrennte Grube mit Wasser gefüllt, wodurch dann, da die Erde sich stets damit vermischte, eine Schlammgrube entstand.

Etwa eine halbe Stunde vor Ankunft der Gottheit (wahrscheinlich des Schiwa als Gott des Feuers?) ward nun alles in Gluth gesetzt, eine Feuerfläche von 430 Quadrat-Fuß, welche sehr weit um sich her durch ihre Hitze das Volk entfernt hielt. Während dieser Zubereitung war das Götterbild, wahrscheinlich von Bronze, in einer kleinen, mit Blumen und Kränzen geschmückten Capelle (Bethhäuschen) auf einer Tragbahren von sehr vielen Hindus auf den Schultern unter dem Zulaufe einer großen Volksmenge in der Stadt umher getragen. Die Gegend umher war mit einer zahllosen Menge Volkes bedeckt, hierunter große Gruppen schön geschmückter Mädchen, wie auch vieler Bethenden und Büssenden.

Nun ward der Gott den Vorrichtungen selbst genähert, und oben in Westen gegen die ungeheure Bluthpfanne gesetzt, und so fort sprangen gegen 60 völlig nackte Männer in die Gluth hinein. Sie waren von Kopf zu Fuß gelb bemahlt, und trugen Säbel in ihren Händen, liefen mit Schnelligkeit über die Kohlen der ganzen Länge nach hin, und traten darauf sogleich in die zu Ende derselben angelegte Schlammkiste, um den Brand zu löschen, dreheten sich darin zur Rechten und Linken umher, um sogleich den Nachfolgenden Platz zu machen. Nach *Sonnerats* Zeichnung zeigen sich hierbey selbst Frauen, doch spricht *le Gentil* nur von Männern, gesteht aber, daß hierbey durchaus kein Betrug obwalte, und hält diese Menschen für wirkliche Märterer ihres Aberglaubens. Indessen gibt er zu, daß wohl die Gewohnheit der Indier, stets barfuß zu gehen, bey diesen Leuten eine sehr harte, gefühllose Schwiele könne hervor gebracht haben. Ihre Hauptanführer trugen Reiß in den Händen, und legten diesen dem Götzenbilde zu Füßen. Auch sollen sie sich mehrere Tage zuvor durch Fasten und durch Baden auf dieses Fest zubereiten.

Der Gott ward nachmahls unter großem Jubel zur Stadt zurück gebracht. Merkwürdig schien es, daß da in sehr langer Zeit kein Tropfen Regen gefallen war, der Himmel gleich nach Beendigung der Feyerlichkeit sich bezog, und einige Tropfen herab fallen ließ; begreiflich ein unwiderleglicher Beweis der Wirksamkeit der toloni-Ceremonte!

Das Waffenfest oder Mahare-Naomi, welches im October fällt, gehört ebenfalls zu den schönsten, und dauert neun Tage. Die acht ersten Tage sind dem Wischnu und dem Schiwagewidmet; der neunte aber den Göttinnen Parwadi, Lackschimi und Saraswadi. In den ersten Tagen hält man Processionen, und die Schulknaben singen vor den angesehensten Häusern Gedichte; sie werden nebst ihren Lehrern dafür belohnt. Der neunte Tag, Aida Putsche genannt, ist der heiligste. Jedermann bringt seine Waffen ohne Scheide, wie auch seine Bücher und musikalischen Instrumente, seine Wagen und Böthe in ein aufgeputztes Zimmer. Hier werden sie mit einander von einem Brahminen durch Weihwasser geheiligt. Die Waffen für die Parwadi, vielleicht als Rächerinn, die Bücher für die Saraswadi, als Göttinn der Weisheit,

die übrigen Geräthschaften für die Lackschimi, als Göttin der Reichthümer. Dieser Tag ist so heilig, daß kein Hindu, würde er sodann angegriffen, sich dem Feinde widersetzen würde. So erzählt Sonnerat, daß, als der General des Souba des Decans an diesem Tage die Festung Gingi stürmte, vertheidigten sich die Belagerten nicht, und der Ort ward genommen.

Das Fest der 9. Incarnation des Wischnu, oder seine Erscheinung als Krischna, mag diese Anzeige der Feyerlichkeiten der Hindu beschließen. Solvyns, der uns vorzüglich davon Nachricht gibt, nennt es D'jolou Jatrah, the Swinging of Kistnah, das Schwingen, (Lanzen möchte man es nennen,) des Kistnah oder Krischna.

Dieses Fest wird in der Pagode, oder vielmehr in den Pagoden gefeyert, welche sich innerhalb der ersten Höfe der Wohnungen reicher Hindu befinden. Hierbey ist der Boden stets mit schönen Fußdecken oftmahls von weißem Mouselin bedeckt. Die Brahminen dirigiren die ganze Ceremonie, und das Volk eilt mit desto größerem Vergnügen hinzu, da man dabey Betel, Rosen-Essenz und Erfrischungen austheilt, hierdurch wird dieses Fest sehr festbar.

Die Opfer (Poujabs) werden des Morgens dargebracht, die Tänze haben nur Abends Statt; und das Fest dauert lange in die Nacht hinein; eine Menge Stocklaternen, von eigenen Trägern getragen, erleuchten das Ganze.

Auf einem kleinen Altar sieht man das Tanzen oder Schwingen der beyden Figuren des Ristnah und seiner Geliebten, der Radica, das Volk wirft sich davor nieder, und bethet. Die Mutter des Ristnah, Jussudah, zeigt sich gleich hinter ihrem Sohne mit einer Lampe von 5 Dochten; durch diesen Talisman will sie ihn gegen die Bezauberungen seiner vielen Maitressen schützen; denn wir sahen vorhin, daß Wischnu als Krischna eine sehr große Anzahl Favoritinnen hatte. Das Gefolge des Ristnah pflegt hierbey zuweilen sein Costume oder seinen Anzug zu ändern, und die Rollen dieser Favoritinnen zu spielen.

---

Es ist noch übrig, verschiedenes zur Religion der Hindus Gehörendes hinzu zu fügen, das theils die Diener derselben, theils die Gebräuche im Allgemeinen angeht.

Unter den letztern verdienen besonders die Reinigungen, die Wallfahrten und Büssungen einer Erwähnung.

Die Reinigungen und Büssungen sind in dem Grade von einander verschieden, als die Vergehungen oder Verbrechen, welche dadurch getilgt werden sollen, selbst gegen einander niedriger oder höher stehen.

Leichtere Sünden werden mit feyerlichem Abwaschen in geheiligten Gewässern oder Flüssen, z. B. dem Ganges, Indus und andern bereits erwähnten, getilgt. Der Hindu, der sich überhaupt sehr häufig badet, steigt in den Fluß, wendet sich mit dem Gesichte gegen die Sonne, schöpft mit der rechten hohlen Hand Wasser, gießt es drey Mahl gegen drey Weltgegenden, und eben so viel Mahl über seinen Körper, und spricht dabey Gebethe aus. Auch geht er zu einem Priester, wirft sich ihm zu Füßen, bekennt seine Vergehungen, und läßt sich vermittelst aufgesprengten Weihwassers entsündigen.

Auch werden von den Brahminen oftmahls Wallfahrten zur Sühnung auferlegt, Wallfahrten nach heiligen Flüssen, z. B. dem Ganges, oder Pagenen, wie nach Jagrenat, und selbst nach einzelnen heiligen Teichen (Tanks); man

steht daher Tausende der Andächtigen oft 100 Meilen weit herbey strömen.

Größere Versündigungen erfordern sehr beträchtliche Büßungen, wovon selbst die Fürsten und Könige nicht ausgenommen sind. So hatte der König von Travancore sich an den Klöstern der Priester vergriffen und sie während des Krieges aufgehoben. Um von diesem schweren Verbrechen los gesprochen zu werden, nöthigten die Brahminen den Fürsten (1752) nach vorher gegangenen vielen andern Opfern, eine Kuh von massivem Golde verfertigen zu lassen, von solcher Größe, daß der König in das Maul hinein, und unter dem Schweife wieder heraus kriechen konnte. Dieses Monument königlicher Sühnung stand noch zur Zeit des Paullinus (1789).

Auch halten die Hindus verschiedene Arten von Fasten, wovon einige nur ein Paar Tage, andere dagegen ganze Monate hindurch dauern. Die Zeit ist bey den verschiedenen Secten der Priester, Wischnuiten oder Schivaniten, selbst verschieden. Bemerkenswerth ist es aber, daß die Weiber dem Kamadava (dortigen Cupido) zu Ehren den 27. Januar einen eigenen Fasttag halten. Es ist die Trauer um den Kamadava

oder Mahmudi, der einmahl von dem Schirwa getödtet, bald aber wieder lebendig gemacht wurde.

Schwerer, ja man kann sagen wahnsinnig, sind aber die Büßungen von einzelnen Anbächtingen, besonders unter den Religiösen, deren zu vor unter den Nahmen Saniassi und Banaprasaten gedacht ist. Einige dieser Thoren wählen eine unbequeme Stellung des Leibes für ihre ganze übrige Lebenszeit; so z. B. stehen sie ununterbrochen auf einem Fuße, sehen fortbauern in die brennende Sonne, ohne sich je zu setzen, noch mit den Füßen einmahl zu wechseln; andere halten stets den einen Arm gen Himmel, die andere Hand aber runden sie zusammen, und lassen an beyden die Nägel stets fortwachsen; diese dringen zuletzt sogar durch das Fleisch. Andere Büßende rollen sich nackt mehrere Meilen weit auf der Erde über allen Sand, Steine und Morast zu einer heiligen Pagode hin. Noch andere zerfeßen sich den Körper mit Messern, durchstechen sich die Zunge und die Seiten mit scharfem Eisen, oder legen sich nackt auf ein Lager, auf ein Bret, das mit spigen Nägeln besetzt ist, andere bleiben in gekrümmter Stellung viele Jahre hindurch stehen, und werden hierdurch durchaus unfähig, sich je wieder in die

Höhe zu richten. So gibt es eigene Feste oder vielmehr feyerliche Aufzüge, Schaump und Nilapayah, wobey eine große Menge Volkes unter stark tönender Musik zusammen strömt, um solche wahnsinnige Zeloten zu bewundern, die sich bald stark verwunden, bald von einer Höhe auf ein Bret mit scharfen Nägeln beschlagen herab stürzen. Verschiedene dieser Heiligen ziehen sich gänzlich in finstere Höhlen zurück, und würden, da sie durchaus keine Nahrung selbst nehmen, verhungern, fütterte sie nicht der andächtige Pöbel wie Kinder.

Unter diesen Heiligen findet man auch vorgeliche Zauberer, welche oftmahls bey Krankheiten oder andern Vorfällen zu Hülfe gerufen werden. Es befremdet indessen weit weniger, die abergläubigen Hindus diesen Menschen große, übernatürliche Kräfte zutrauen zu sehen, als daß dieses sogar von katholischen Geistlichen geschieht. Pervin bezeugt dennoch hiervon folgendes Beyspiel. In Hindostan, sagt er, nennt man die Kraft, durch den Blick zu bezaubern oder übernatürliche Wirkungen hervor zu bringen, die Loqueillade, den Zauberblick.

Diejenigen, welchen diese Kraft verliehen ist, wäthen, nur allein mit ihrem Blicke, das Feder-

vieh, machen dadurch Menschen krank oder gesund; erregen die Leidenschaften, ja sie stürzen Bäume und Häuser um durch das bloße Hinsehen.

Ein Jesuit wollte die Mauer einer alten Kirche umwerfen, um eine neue Kirche auf demselben Plage errichten zu lassen. Die Arbeiter hatten bereits den größten Theil dieser Mauer umgestürzt, als eine der Wände mit so großer Gewalt widerstand, daß sie vergeblich ihre Kräfte hierzu aufbothen. Ein Maurer äußerte sich gegen den Missionär, dieses mächtige Mauerwerk würde sogleich einstürzen, wenn man einen jener Bauberer hierzu beriefe. Gerade um den Hindus von seinem Aberglauben zu heilen, ließ der Jesuit nun den Mann rufen, der die Kraft der Loqueillade besaß. Er kam, sah mit unverwandtem Blicke auf die feste Mauer hin, und sie stürzte sofort mit großem Krachen zusammen!

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß jedes ansehnliche Dorf seinen eigenen Brahminen hält; dieser wird dann gewöhnlich bey jedem Unternehmen befragt, über die glücklichen und unglücklichen Tage; denn der Hindus ist abergläubig und sucht das Schicksal in den Gestirnen. In dieser und anderer Wahrsagerey ist aber eine eigene fremde Volks-Classe vorzüglich verübt,

nähmlich die Bazighuren, gewöhnlich die Nutz genannt; sie verdienen aus gleich zu ersiehender Ursache einer etwas genauern Anzeige. Capit. Richardson, welcher uns darüber schätzbare Nachrichten ertheilt hat, sagt, der Persische Name dieses Volkes, Bazighur, bedeute so viel als Taschen- oder Gaukelspieler. Ihrem Glauben nach, wenn man anders ihnen wirklich eine feste Religion zuschreiben darf, sind sie Muhammedaner, indessen begränzt sich bey ihnen alles darauf, daß sie sich beschneiden lassen, einen Kadi als Richter und Mulla als Geistlichen unter sich haben, sie kennen aber kaum den Muhammed dem Namen nach, glauben an Gott, wenden sich auch an ihn, außer wenn sie dafür halten, eine Sache gehöre vor den Lansyn, einen sehr berühmten Meister der Vorzeit, den sie als einen Schutzgott verehren. Einige ihrer Stämme richten sich äußerlich in Hindostan nach der Religion des Ortes, woselbst sie sich aufhalten. Uebrigens nehmen sie zwar ein Daseyn nach dem Tode an; glauben aber, Ihre Seele kehre als ein Ausfluß Gottes nur in ihn zurück. Sie ziehen beständig umher; leben von Almosen und von ihren vielartigen Talenten; genießen jede Art von Thieren, selbst abgestorbenes Vieh, auch

Schakale, Füchse, Eichhörner u. dergl. ver-  
schmähen sie nicht.

Ihr Hauptgewerbe besteht nämlich in der  
Musik. Auf ihren dauernden Wanderungen sin-  
gen sie; musciren, tanzen, zeigen große Ge-  
wandtheit in Seiltänzer- und Sprüngerkünsten,  
und einige ihrer Classen sind hauptsächlich Chiro-  
manten, Astrologen, sagen den Reuten ihr Schick-  
sal vorher, und bleibn ihre Dienste als wan-  
dernde Aerzte an, besonders bey weiblichen Krank-  
heiten. Daher besitzen sie einige Kenntniß in  
der Kräuterkunde; auch zähmen sie wilde Thiere  
und Vögel zum Verkaufe. Verschiedene ihrer  
Stämme werden aber als sehr geschickte Diebe  
gefürchtet, obgleich sie unter sich äußerst recht-  
schaffen sind, und da sie unter einem eigenen  
Oberhaupte oder Directeur, der Sorbat genant,  
leben, so bestraft dieser jede Verletzung ihrer  
Gesetze genau. Gewöhnlich besteht die Strafe  
darin, daß der Schuldige seinem Stamme eine  
große Quantität starker Getränke preis geben  
muß. Die Wajighuts sind nämlich unmäßige  
Liebhaber des Trinkens. Männer, Weiber und  
Kinder betrinken sich; so oft nur dazu Gelegenheit  
und Vermögen vorhanden ist.

Diese Nats haben zwey verschiedene Sprachen, die sich zwar beyde auf das Hindostanische gründen, wovon sie indessen nur die eine als allgemeine Geschäftssprache reden, die andere hingegen nur innerhalb ihrer Familien; so daß sie dadurch den Hindus unverständlich bleiben. Bekanntlich hat unser gelehrte, in Rußland verstorbene Pr. Grellmann bewiesen, daß die Zigeuner aus Indien abstammen; der Engländer Richardson, hierdurch aufmerksam gemacht, hat deshalb diese Nats besonders studirt, und er findet in ihren Sitten, Gewohnheiten, ihrem Umherziehen und ihren Künsten und Talenten und ganzer Lebensart so viel Aehnliches mit den Zigeunern, daß er sich von der Wahrheit der sinnreichen Idee Grellmanns überzeugt hält. Hierin bestärkt er sich auch dadurch desto mehr, da er die Sprache der Zigeuner der der Hindus auffallend ähnlich fand, wovon er eigenes Beispiel an mehreren Worten gegeben hat.

Nach dieser nicht uninteressanten Abschweifung kehren wir noch ein Mahl zu der Religion der Hindus zurück.

Die verschiedenen Arten der Geistlichen oder Brahminen haben wir zwar schon zuvor kennen lernen, nur die Haupt-Secten unter ihnen verdie-

nen hier noch einer Anzeige. Es war dort schon bemerkt, daß die Hauptabtheilungen nach der Gottheit, der sie sich widmen, benannt sind. Die erste, die Verehrer des Vishnu, daher Vishnuisten genannt. Sie zerfallen in zwey Classen, wovon die eine ehelos bleibt, und ein gelbes Zeichen der Jani (Matrix), als Sinnbild der vereinigten Wasser- und Feuerkraft auf der Brust trägt.

Die zweyte Haupt-Secte, die Schiveniten, tragen dagegen das Bild des Lingams oder auch ein Dreyeck, auch wohl eine Sonne und Mond an der Stirn, bemahlen sich mit der Asche von Kuhdünger, und bedienen sich bey ihren Gebethen eines Rosenkranzes und Armbänder von den runden harten Samenkörnern des Outrachon als Amulets.

Sodann gibt es eine Priester-Secte, Senarta oder des ernstest-Rachdenkens, sie behauptet, Schiwa und Vishnu seyen als ein und dieselbe Gottheit unzertrennlich.

Eine 4. Secte, die Paschandisten, sagt Paulinus, da sie die meisten Dogmen der übrigen abläugneten, hält man gleichsam für Atheisten.

Die 5., die Paraschaktisten, verehren eigentlich die weibliche Urkraft, wodurch die Dreypin-

Zeit (Brahma, Wischnu und Schiwa) hervor gebracht ward, also eigentlich die Natur selbst; sie nennen sie Schakti und Paraschakti, daher der Name.

Endlich gibt Paulinus noch eine 6. Secte an, welche er Sarvagnia nennt. Sie gibt vor, alles zu wissen, und gehört eigentlich keiner Secte an.

Hiermit mag sich die allgemeine Uebersicht der Religion der Hindus endigen; bey den besondern Sitten und Gewohnheiten, zu denen wir bald übergehen, sollen noch einzelne religiöse Gebräuche angezeigt werden.

### Verschiedenes über die Sitten und Gebräuche der Hindus.

Wenn die Religion der Hindus, ihren Grundlagen nach, sich sehr vortheilhaft von der fast aller übrigen Aflaten auszeichnete, so findet ein gleiches ebenfalls bey ihrem häuslichen Leben, und besonders bey ihren Ehen Statt.

Die meisten Völker Afiens sind Polygamen, sie halten eine große Anzahl Frauen, welche sie in eigenen Harems oder Geraths einschließen,

und dem andern Geschlechte wird sogar der unschuldigste Umgang mit jedem andern Manne als dem ibrigen auf das härteste verboten.

Die Hindus begnügen sich dagegen größtentheils mit einer Frau; wenn wenn gleich ihre Gesetze ihnen mehrere zugestehen; so findet man dennoch, daß nur die Fürsten und Großen sich eine Anzahl von Rebsfrauen erlauben.

Diese leben dann ebenfalls in einer eignen Abtheilung des Palastes, die man dort *Bengung* nennt, allein selbst dieser Name deutet auf fremden Ursprung, da *Ben* (nämlich im Persischen,) Frau bedeutet. Den milden Sitten und der Häuslichkeit der Hindus, so wie der guten Begegnung, welche sie überhaupt dem andern Geschlechte zugestehen, scheint auch die Monogamie angemessener. Denn nur in einzelten Provinzen Hindostans, z. B. in Bengalen, ist es den Weibern verboten, sich ohne Schleyer zu lassen.

Dagegen sieht man die Weiber der Maharratten in Gesellschaft ihrer Männer ohne Schleyer und auch in andern Provinzen werden sie auf keine unbillliche Weise, wie sonst im Orient, eingewängt; sie lassen sich stehende fast in weißer Palankin tragen.

Die Ehe selbst ist aber bey einem Volke, dem die Fortpflanzung aller organischen Wesen gleichsam ein Religions-Artikel ist, von so großer Wichtigkeit, daß ein Unverheiratheter verachtet, ja als ein schädliches Mitglied der Societät angesehen wird.

Ist daher eine Ehe unfruchtbar, so verläßt der Hindus seine erste Frau, und wählt eine zweyte, oder selbst eine dritte, und wenn er auch hierbey kinderlos bleibt, für ihn ein Zeichen der härtesten Strafe des Himmels, so wählen die Eheleute einen Knaben aus ihrer Verwandtschaft, und adoptiren ihn als ihren Sohn, damit sie wenigstens vereinst vor jemanden eine feyerliche Beerdigung zu erwarten haben.

Dem Hindus ist vor andern Missethaten die Unbeslecktheit seiner künftigen Gattinn von unersticklichem Bedenken, deßhalb wählt er seine Braut noch in ihrer Kindheit. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, sagt Perrin, zarte Mädchen, Kinder von einigen Jahren zu sehen, welche bereits das Zeichen der Verheirathung an sich tragen; dies besteht in einem kleinen, goldenen oder silbernen Bild des Gottes Pokkat, als Gottes der Niederkunft, es wird Saly genannt. Auch gereicht es der Familie zur Ehre, eine

Heirathsfähige Tochter unverheirathet zu haben, und der Vater sucht selbst in seiner Familie, oder in seiner Gaste, (denn außerhalb derselben zu heirathen ist irreligiös,) irgend einen Mann für sie, wäre er auch noch so alt oder selbst fehlerhaft.

Uebrigens finden Ehen zwischen Verwandten Statt, jedoch nicht zwischen Bruder und Schwester und ihren Kindern, überhaupt nur nach dem dritten Grade; auch sahen wir vorhin, daß der Vedam ebenfalls die Ehe zwischen Aeltern und Kindern als Blutschande unter die größten Verbrechen zählte.

Der Heiraths-Act selbst ist, Sonnerrat und Paullinus zu Folge, von zwiesacher Art. Es ist entweder ein wirklicher Kauf der Frau, nämlich der Bräutigam einen Kauffchilling, Pariam genannt, vom einigen 20 bis 30 Thalern bezahlt, oder das Mädchen wird ihm vom Vater geschenkt, dieß wird daher cannigabanam; d. h. die Schenkung der Jungfrau, benannt, von Canya (die Jungfrau) und danam, donum (Geschenk).

Wey der ersten Art von Verheirathung, welches die gewöhnlichere ist, ist die Anzahl der Ceremonien und Feyerlichkeiten viel zu groß, als daß sie hier genau auf einander gesetzt werden

können. Indesß kommt es dennoch stets auf einige derselben ganz vorzüglich an. Wir dürfen daher die astrologischen Bestimmungen des glücklichen Antrages und Hochzeittages, so wie auch der verschiedenen feyerlichen Processionen, welche unter Musik und Vortanz der öffentlichen Tänzerinnen Statt haben, hier nur im Allgemeinen anführen, da etwas Aehnliches ebenfalls bey andern Festen vorgekommen ist. Nächst dem Brautpaare und seinen Aeltern spielen die Brahminen hierbey eine Hauptrolle. Bey den Hochzeiten reicher und vornehmer Hindus ist diese für sie oftmahls so einträglich, daß sich viele hundert dazu von andern Orten her versammeln.

Die Hauptsache besteht indesß, fast wie bey uns, in der Verlobung und sodann in der Hochzeit. Nachdem der junge Mann mittelst seiner Freunde bey den Aeltern des Mädchens hat anfragen lassen, ob seine Anwerbung um die Tochter gut werde aufgenommen werden, und nun durch das Wahrsagen der Brahminen ein glücklicher Tag zu seinem Unternehmen bestimmt ist, geht er selbst in das Haus seiner Braut, und wird mit Betel, Areka-Rüssen und Rosenwasser empfangen, auch von den Brahminen ein Brandopfer angezündet und Gastereyen ge-

halten. Dieses Brandopfer besteht aus mehreren theuern, wohlriechenden Holzarten. Die daraus entstandene Asche läßt der Brahmine durch seine Finger an die Erde fallen, bildet sich hieraus dann die Figur eines Rades, das Wapen des Vishnu, so deutet dieß auf eine glückliche Ehe. Bald darauf wird die Summe oder das Pariam, welches er den Brautältern zählt, fest gesetzt und nachmahls feyerlich übergeben. Hierbei erklärt der Bräutigam in Gegenwart des Brahminen und der Anverwandten mit lauter Stimme: Das Geld ist dein, und mein ist deine Tochter, dagegen sagt der Vater der Braut ebenfalls laut: Das Geld ist mein, und meine Tochter gehört dir. Der Brahmine ruft hierbei: dieser Betel dient zum Unterpfande, daß eine solche einem solchen von ihrem Vater übergeben sey.

Zuweilen wird der Pariam aus Liebe zur Tochter in Juwelen angenommen. Ein wirklicher Ehe-Contract wird sodann auf Alles von beyden Parteyen niedergeschrieben, gegen einander ausgewechselt und nebst der erwähnten heiligen Asche aufbewahrt. Auch muß der Bräutigam seiner Verlobten den Talo, und ein schön seidenes Hüftgewand oder Pagne zum Geschenke

machen, womit sie sich nur am Tage der Hochzeit schmückt. Dem Brahmanen wäscht die Brautmutter die Füße, der Vater beschenkt ihn aber für die ganze Feyerlichkeit.

An dem Tage der Hochzeit, welcher sofort nach der völligen Mannbarkeit der Braut ange-  
setzt wird, begibt sich der Bräutigam in feyerlicher Umgebung von seinen Anverwandten nach dem Hause seiner künftigen Schwiegerältern. Bey angesehenen Leuten läßt der Vater des Bräutigams hierbey in eigenen hierzu verfertigten Körben, Patagons genannt, reiche Geschenke tragen. Vor dem Hause pflanzt der Bräutigam nun den Kal, nämlich einen der Pfähle der Laube, welche zu dieser Feyerlichkeit errichtet wird. In der Mitte der Laube wird auf einen kleinen Altar das Bildniß des Polcars, des Gottes der Ehen, gestellt. Sodann wird die Braut von sieben verheiratheten Frauen gewaschen, und Abends halten die Verlobten in großem Pomp und starker Musik, in einem schönen Palankin gegen einander über sitzend, unter Vortretung der Tänzerinnen einen feyerlichen Umgang. Bald darauf nimmt der Brahmine unter vielen Ceremonien den Taly, das Zeichen der ehelichen Treue, läßt ihn von allen Hochzeitgästen be-

rühren, und übergibt ihn dem Bräutigam. Dieser hängt ihn sodann um den Hals der Braut, und hierdurch ist die Ehe unauflöslich geschlossen.

Die auf die Weise angetraute Frau ist nicht nur, wie gesagt, bey den minder reichen Hindus gewöhnlich die einzige, sondern selbst wenn die Großen und Rajahs eine Anzahl Weibschläferinnen halten, so vererben dennoch nur die Kinder der erstern einzig rechtmäßigen Frau den Vater, ja die Kinder der Nebenfrauen werden gleich nach ihrer Geburt zu der vierten, untersten Caste, zu der der Soudra oder Schouders gezählt.

Ein Rajah, oder selbst zuweilen ein reicher Kaufmann, hält aber nicht bloß in dem Orte seiner Residenz ein Serail, oder Zenana, sondern da letzterer oftmahls in Geschäften abwesend ist, so unterhält er an verschiedenen Orten, die er gewöhnlich besucht, Nebenfrauen.

Die Zenana ist so viel möglich von den übrigen Theilen des Hauses oder Pallastes entfernt, und mit eigenen höhern Wänden umgeben. Oftmahls sind diese Weiberbehälter sehr groß. Sie enthalten außer sehr kostbaren Zimmern und den prächtigsten marmornen Bädern, wie wir dieß bey der Beschreibung einiger Palläste

der Fürsten bereits zuvor kennen lernten \*), große Höfe mit Tanks oder Teichen zur Reinigung, die zugleich mit Wassergeflügel aller Art besetzt sind, man trifft ebenfalls darin schöne Gärten von ansehnlichem Umfange an, Parks für verschiedene Hirsch- und andere Thierarten.

Im Innern der Zimmer fand ein Engländer, der wegen eines wichtigen, dem Besizer erzeigten Dienstes dort einmahl zugelassen ward, die reichsten Meublen und Verzierungen. Die Frauen saßen, auf das kostbarste geschmückt, auf roth sammtenen Polstern. Hier werden sie von Slavinnen bedient, Tänzerinnen und Sängerinnen führen Schauspiele auf, oder unterhalten sie mit angenehmen Erzählungen. Auch fehlt es dort nicht an Intriguen, obgleich das hiesige Frauenzimmer hierzu weniger aufgelegt ist, als in dem übrigen Orient.

Als ein Zusatz zu der Beschreibung der Heiraths-Ceremonien scheint es billig, die Anzeige eines höchst sonderbaren, durchaus merkwürdigen Gebrauches einer Caste der Hindus, bey ihrer Verheirathung, welche uns Perrin erzählt, nicht unangezeigt zu lassen.

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

Er behauptet in dieser Gasse, Morouffu Cappou Wandlou genannt, würde das Brautpaar zum Götzentempel geführt, die Braut böthe dem Opferpriester ihre Hand bar, und dieser schnitte ihr die beyden Glieder der zwey letzten Finger ab.

Vormahls habe der Bräutigam einen Finger und die Braut ebenfalls nur einen verloren, da der Mann hierdurch zur Handarbeit unfähig geworden, habe man diese gräßliche Sitte auf die angegebene Art verändert. Es ist mir nicht bekannt, daß andere Reisende dieses erwähnen; allein dieser Verlust der Finger wäre dann ein merkwürdiges Analogon mit dieser Verstümmelung mehrerer Völker, so wohl in Afrika als besonders im Südmeere.

Anmerkungswerth ist es, daß auch bey dem Bekanntwerden der ersten Schwangerschaft ein Fest gefeyert wird, so wie ferner im 7. Monate derselben, und endlich bey der Niederkunft. Da durch letztere aber das Haus für verunreinigt gehalten wird, so reibt ein Brahmine so wohl sich, als dem Vater des Kindes, den Kopf mit Oehl, worauf beyde sich sehr sorgfältig waschen, letzteres geschieht ebenfalls mit der Wöchnerinn. Zehn Tage nachher erhält das Kind

einen Mahnen, oftmahls nach einem der Götter. Sechs Monate darauf gibt man dem Kinde zum ersten Mahle mit Milch und Zucker gekochten Reis zu essen. Jedes dieser Ereignisse wird festlich begangen.

Die Ehe ist aber bey den Hindus nicht nur eine der heiligsten Pflichten des Menschen, sondern diese Nation ist im Ganzen mäßig und genügsam. Gewöhnlich, sagt Orme, ist das Weib von anständigem Betragen, von zärtlicher Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue, die der Menschheit in den civilisirtesten Ländern Ehre machen würde. Es findet daher der Ehebruch nicht häufig Statt. Tritt indeß ein solcher Fall ein, so hat der Mann nicht bloß das Recht, die Frau zu verstoßen, sondern selbst zu tödten, wenigstens erlaubte sich dieß ein so beleidigter Brahmine.

Jetzt kommen wir zu dem sonderbaren und unmenschlichen Beweise ehelicher Anhänglichkeit der Hindus, zu der Selbstaufopferung der Wittwen bey dem Tode ihres Mannes. Da sich eine Witwe auf keine Weise mit Anstand wiederum verheirathen darf, da sie mithin bey dem hohen Werthe, welchen die Hindus in die Ehe setzen, das Leben ihres Gatten für ihr größtes

Glück hält, da sie sogar, als der Erbschaft ihres Mannes verlustig, sich nach dessen Tode der willkürlichen Unterhaltung der Anverwandten überlassen muß, und auf die Weise einer traurigen Zukunft entgegen sieht, da endlich die Brahminen, ihrer Religion zu Folge, der Witwe, die ihrem Manne im Tode folgt, die höchste Glückseligkeit in jener Welt und dauernden Nachruhm in dieser verheißten, so scheint es begreiflich, wie selbst junge Weiber sich so weit fanatisiren lassen, um ihr Leben bey dem Tode ihres Mannes aufzuopfern.

Die hier angeführten Gründe scheinen mehr Gewicht für diesen Wahnsinn zu haben, als jene alte Sage, dar zu Folge man bössartige Weiber, welche unzufrieden mit ihren Männern sie vergifteten, von diesem Verbrechen habe zurück halten wollen.

Da mit den Leichen der Hindus auf zwey verschiedene Arten verfahren wird, indem diejenigen, welche zur Secte des Vishnu gehören, die Todten verbrennen, die Secte der Schiwisten sie aber beerdigt, so findet dann ebenfalls diese Verschiedenheit bey der Aufopferung der Witwen Statt.

Ein Glück ist es indeß, daß diese empörende Gewohnheit nach und nach seltener wird, einmahl weil die Regierungen der Mongolen (Muhamedaner) sie untersagt haben, und die Christen in ihren Indischen Besizungen diesem Gräuel größere Schwierigkeit entgegen setzen, so daß sie sogar bey den geringern Casten der Hindus selbst fast ganz in Vergessenheit kommen; nur einzeln findet sie bey den beyden obern Casten noch Statt. Indesß sind uns doch noch in den neuesten Zeiten, zu Ende des letzten Jahrhunderts, einige Bepspiele, so wohl durch Franzosen als Engländer, umständlich bekannt gemacht.

Die Ceremonien hierbey weichen aber selbst bey jeder der beyden angegebenen Aufopferungsarten unter sich selbst ab.

Hier mit wenigen Worten das Hauptsächlichste über das Verbrennen der Witwen.

Die diesem traurigen Schauspieler voran gehenden Feyerlichkeiten kommen indeß, bis auf einige Abweichungen, ziemlich mit einander überein. Einige Tage zuvor enthält sich das unglückliche Schlachtopfer aller Nahrung; nur Betel ist ihm erlaubt zu kauen. Dabey wird der Fanatismus durch dauernde Gebethe mit den Brahminen stets höher gespannt, und mit Opium

am Tage der Vollziehung bis zum Ungefühle er-  
höhet. Sodann schmückt sich die Frau mit ihren  
schönsten Kleidern und kostbarsten Kleinodien,  
in diesem Anzuge wird sie von ihrem Hause in  
einem schönen Palankin bis gegen den Scheiter-  
haufen getragen. Hier befindet sich bereits die  
Leiche des Mannes, welche bey einer so heiligi-  
gen Handlung nicht, wie gewöhnlich, von Leuten  
aus der niedrigsten Volks-Classe, sondern von  
andern Hindus gewaschen, und zum Verbren-  
nen in Mouffelin gewickelt daliegt. Jetzt hebt  
die feyerlichste Procession an. Begleitet von ei-  
ner großen Volksmenge macht eine Bande  
Musiker, voraus die Tänzerinnen (Devedaschis),  
den Anfang. Die Brahminen, in deren Mitte  
sich die Heldinn befindet, loben in feyerlichen Ges-  
sängen ihre große That. Sie selbst, von feinigem  
Verwandten umgeben, eine Citrone mit Gewürz  
besteckt in der Hand, nähert sich mit festem, ru-  
higen Schritte, legt ihre Kleider ab, badet sich  
in dem nächsten Tank, und nähert sich sodann  
mit ernster Andacht der Leiche des Mannes. Die-  
se liegt an der zuvor deßhalb gegrabenen weiten  
Feuergrube, welche bereits in voller Gluth steht,  
und nur bisher durch vorgesteckte Mattenwände  
verhüllt war. Den weinenden Unverwandten

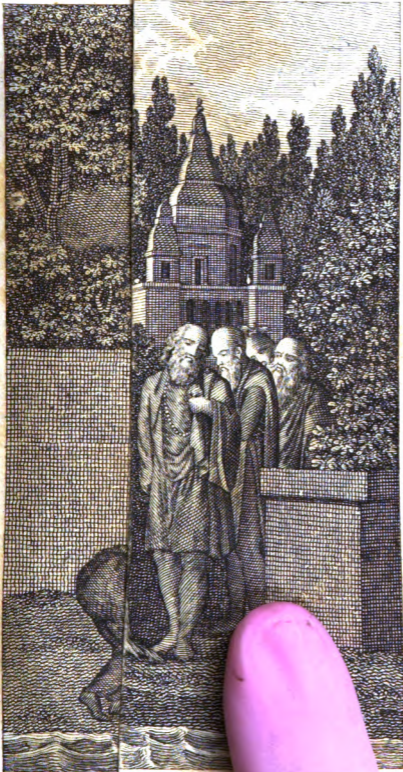
reicht sie zuletzt ihr Geschmeide, geht drey Mahl mit Wehmuth um die Leiche, und verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor ihr. Mit anscheinender Standhaftigkeit nimmt sie dann Abschied von den Thorigen, man bringt ihr einen Krug voll Oehl, während daß der Leichnam in die Gluth geworfen wird, sie schüttet es über sich und den Todten, und stürzt über ihn in die Flammen. Lautes Geschrey der Weiber und die grellste betäubende Musik blasender Instrumente übertönen das Wimmern der Leidenden, die Umstehenden werfen Feuerbrände über sie her, und die furchtbare Gluth verwandelt in kurzen alles in Asche.

Die Aufopferung, wovon nach Hodges, als Augenzeugen, hier eine Zeichnung geliefert wird \*), weicht in verschiedenen Stücken von derjenigen, welche uns Haafner angezeigt hat \*\*), etwas ab. Hier war die schreckliche Scene unweit Benores am Ganges. Der Scheiterhaufen in der Nähe bestand aus einer Menge Holz mit einer Einfassung bekleidet, eine Thür führte zu ihm, und vor derselben wartete ein Mann mit der Fackel

---

\*) M. s. das Kupfer.

\*\*) Haafner Reizen in een Palankin. Amsterd., 1788. I. p. 88. u. f. Deutsch Wien bey Bauer.



Wormrauth sc.

Selbe des M



zum Anzünden. Die junge, schöne Witwe näherte sich unter ähnlichem Pompe und feyerlicher Musik (wie zuvor) der Leiche mit vieler Gleichmüthigkeit, besprach sich sehr ruhig mit den Umstehenden, und bezeichnete einen jeden, der es wünschte, mit rother Farbe aus einer Cocos-Ruß, die sie in der Hand hielt.

Sie bethete dann mit den Brahminen; der Leichnam ward in den Scheiterhaufen gebracht, sie folgte ihm mit den sie begleitenden Brahminen, ging darauf ruhig in die Thür, ohne ein Wort zu sprechen, und so fort ward das Ganze in Flammen gesetzt. Unter großem Geschrey und Gesänge warf man noch eine Menge Holz und andere brennbare Materien hinzu, und die Leiche nebst der Witwe wurde, unter dem Lärmen und Jauchzen der Menge, vom Feuer verzehrt.

Von der andern Art dieser Selbstaufopferung, von der der Schwisten, durch Beerdigung, hier nur folgende Verschiedenheiten. Die der Schreckensscene vorher gehenden Ceremonien treffen mit den so eben erzählten größtentheils zu. Der Hauptunterschied besteht in der, zur Beerdigung des Mannes gemachten Grube. Hierin setzt sich die Witwe, nimmt den Körper in ihre Arme, und wird sodann bis über den Hals mit Er-

de beschüttet. Man verdeckt das Gesicht mit einem Tuche, um der Menge die Schrecken der Todesangst zu entziehen, reicht ihr etwas in einer Muschel, *Sonnerat* hält es für Gift, wahrscheinlich ist es ein stark betäubender Trank, bald darauf verdreht man ihr mit größter Schnelligkeit den Hals, und alles wird mit Erde bedeckt.

Eine zweyte Methode dieser Barbarey ist nur bey den zuvor erwähnten fünf Strängen \*), (*Five Strings*), welche kein Fleisch genießen, üblich; sie ist offenbar, laut *Marxons* Bericht, den Zuschauern weniger Schauer erregend als obige. Ueber der Gruft, worin die Leiche des Mannes bereits gelegt ist, hat man ein Gerüst errichtet, das nur auf sehr schwachen Pfeilern ruhet, und zu oberst einen sehr großen, schweren Korb mit Erde trägt. Nach zuvor gegangenen Feyerlichkeiten tritt die Witwe in die Gruft aufrecht unter das Gerüst, und hält eine Cocos-Nuß unter das Kinn. Hierauf gibt sie ein Zeichen; in dem Augenblicke werden die schwachen Stützen hinweg gehauen; die große Masse Erde des Korbes stürzt herab, und verfehlt nie, das

---

\*) M. s. zuvor S. 88.

Schlachtopfer augenblicklich zu tödten und es mit dem Leichname zu begraben. (Dalrymple.)

Aber wie seltsam contrastirt mit dieser übertriebenen Unhänglichkeit an den Mann hingegen die Sitte der Weiber der niedern Stämme der Mayren, einer kriegerischen, stolzen, grausamen, aber ihren Herren sehr treuen Race, ebenfalls Hindus, welche auf der Küste von Malabar die Kaste der Krieger, also die dortigen Eschetteries, ausmachen. Wie dürfte man, nach so heilig gehaltener Ehe, bey den Hindus Vielmännery suchen? Dennoch ist es so. Den gültigsten Zeugnissen zu Folge darf eine Frau, auf dem Theile der Malabarischen Küste von dem Flusse Cotta (gegen  $11\frac{1}{2}$  Grad der Breite) bis zum Cap Comorin, drey, vier, ja noch mehr Männern zugleich angehören; nur darf keiner derselben aus einer geringern Caste seyn, als die ibrige. Gewöhnlich sind dieses Brüder.

Um nun aber Einer dem Andern nicht zur Unzeit beschwerlich zu seyn, herrscht die Gewohnheit, daß jeder der Männer, zu der Zeit, da er sich bey der gemeinschaftlichen Frau befindet, sein Gewehr, Schild oder Stock an die Thür lehnt, als ein Zeichen, die Stelle sey für dieses Mahl besetzt.

Die aus dieser Polyandrie entsprossenen Kinder erben mit einander gemeinschaftlich von allen Männern der Mutter zusammen genommen. Einigen Nachrichten zu Folge soll sich diese Polyandrie der Malabaren nicht auf die Caste der Krieger allein beschränkt finden, sondern da die Nayren ebenfalls mehrere niedere Casten, z. B. Ackerleute, Goldschmiede und andere Handwerker unter sich haben, so dehnt sich die sonderbare Sitte auch auf 5 dieser untern Classen aus. Pennant behauptet sogar, die Nayren, nämlich die Classe der Krieger, seyen monogam. Indeß ist dennoch diese Polyandrie in Rücksicht des Locals selbst sehr beschränkt.

Die Nayren bedecken nur allein die Mitte des Leibes, und dieß ist selbst der Fall der Frauen; auch zeigen sich diese eben so öffentlich als die Männer.

Auf jene barbarische Beerdigung der Weiber mag nun eine Anzeige der Leichenbegängnisse der Hindus überhaupt folgen. Zuerst noch eine Bemerkung.

Ist ein kranker Hindu von den Ärzten aufgegeben, so wird er in feyerlicher Procession durch mehrere Varias in einem, mit Guirlanden behangenen, Palankin zu irgend einem hei-

ligen Gewässer, wo möglich zum Ganges, getragen. Wehklagende Weiber suchen die Träger zurück zu halten, und äußern dabey den heftigsten Schmerz. Hat man den Fluß erreicht, so überschüttet man den Sterbenden mit dem heiligen Wasser, läßt ihn auch davon trinken, bis er seinen Geist aufgibt; bey mehreren solcher Kranken soll dadurch der Tod beschleunigt werden.

Gleich nach seinem Ableben begeben sich die Verwandten, denen man so fort den Tod gemeldet hat, in das Trauerhaus, erfüllen die Luft mit ihren Klagen und Heulen, ja die Frauen zerren ihr Haar, wälzen sich an der Erde, zerschlagen die Brust. Bey einigen Casten halten sie einen Todtentanz, und singen hierbey Trauerlieder. Ein bey diesen Ceremonien stets nothwendiger Brahmin windet um den Goldfinger (4. Finger) einen Ring von einer Art Queckengras, Herbé genannt, segnet den Körper ein, reinigt das Haus durch Besprengen mit Weihwasser, und opfert den Göttern. Hierauf richtet sich der nächste Verwandte des Verstorbenen an diesen, nennt seinen und seiner Familie Nahmen, und bittet nebst den Umstehenden die Götter, jenem seine Sünden zu erlassen, und ihm das Paradies zuzugestehen. Nun werden mehr Brandopfer ge-

bracht, so wohl von dem Herbé, als von Kubmist; der Brahmine bethet, und man beschenkt ihn dafür mit einer mit Blumen geschmückten Kub. Der Leiche murmelt er sodann Weihworte ins Ohr, der Haupttrauermann reiniget sich, und läßt sich das Haupt scheren, bittet den Brahminen, das Böse von dem Verstorbenen abzuwenden, und ihm zur Reinigung von seinen Sünden zu verhelfen, hier zahlt er dem Brahminen je nach seinem Vermögen reichlich.

Sodann wird der Körper nach mehreren Opfern, besonders von Sandelholz, abermahlts gewaschen, und ihm das Zeichen seiner Caste auf die Stirn gemahlt, ihm auch ferner ein reines Kleid angethan und Betel in den Mund gegeben. Die Parias tragen ihn in Procession auf einem mit rothem Tuche überzogenen Pantankin zu dem Scheiterhaufen oder Begräbnißorte; voran gehen Musiker, welche den Tari, die große Trauertrompete, blasen, begleitet von Trommelschlägern, mit kleinen Trommeln. Die Trauerleute folgen in langen Gewändern von einfachem Mouffelin gehüllt, nebst eigenen Klageweibern.

Auf dem Verbrennungsplatze haben nun von neuem mehrere Ceremonien Statt, besonders zur

Ehre der Luftgeister, welche um die Gruft wohnen. Man zwieft dem Körper die Nase, und berührt ihm den Unterleib, um völlig von seinem Tode gewiß zu seyn. Hierauf setzt man ihn nahe an dem Schodelat (Schodelet, Verbrennungs-orte) auf einen genau gereinigten Platz, vor einen aufrecht gestellten Stein. Dieser Stein stellt den Todtenrichter Aritschandren vor, einen vor-mahlts wegen seiner Tugenden berühmten König. Vor diesem Todtenrichter werden Kupfermünzen, wie auch ein neues Stück Mouffelin und eine Hand voll Reis eingegraben. Der Parias, welcher das Feuer für den Scheiterhaufen unterhalten muß, sagt nun zu Aritschandren, daß, da er den Todtenzoll erhalten habe, müsse er die Leiche hinüber lassen; wer verkennt hier den Charon der Griechen?

Nachdem sodann der Leiche die Nägel und die Haare beschnitten sind, wird sie durch die nächsten Verwandten auf den Scheiterhaufen gelegt. Dieser besteht gewöhnlich aus dem Holze des Leuchterbaumes (Rhizophora Mangle); bey Reichem und Vornehmen aber aus Sandelholz. Man gibt dem Todten Butter, Reis und geronnene Milch in die Hände, in den Mund und in die Ohren. Der nächste Verwandte nähert sich

sodann dem Scheiterhaufen rückwärts, einen Topf voll Wasser auf der Schulter und einen Feuerbrand in der Hand. Indem er hiermit, stets mit dem Rücken gegen die Leiche, den Scheiterhaufen angezündet hat, muß er, ohne sich umzusehen, das Wassergefäß herab fallen lassen. Es ist ein schlimmes Zeichen für die Nachgebliebenen, wenn dieses sodann nicht zerbricht, man nimmt deshalb hierzu ein sehr zerbrechliches, irdenes Geschirr. Sofort läuft er dann zu einem Tank (Teich), um sich zu reinigen, und die übrigen Anverwandten opfern indeß schönes Räuchwerk. Bey dieser ganzen Ceremonie ertönt die grellste Musik, begleitet von den Klagen und dem Geheule der Weiber.

Das gänzliche Verbrennen des Körpers wird den Parias überlassen, aber die ganze Anverwandtschaft reinigt sich dann ebenfalls durch Bäder. Auf einer Plattform, als einem Altare, werden nun die feinsten Speisen für die Seele des Verstorbenen aufgesetzt, worauf man nach einiger Zeit diesen Altar reinigt, und unter Anrufung der Götter und Aufrufung des Verstorbenen Dehl und Wasser darauf opfert. Die Umstehenden reiben sich nachmahls mit Erde und Staub, und opfern nachmahls den Verstorbenen Reis.

Sobald der Scheiterhaufen gänzlich erloschen ist, gießt man Milch darüber, und sammelt die noch übrigen Knochen. Diese werden in eigenen Gefäßen aufgehoben, und bey erster Gelegenheit in den Ganges oder einen andern heiligen Fluß versenkt. Die Wohnung des Verstorbenen bleibt 10 Tage lang unrein, nachmahls wird sie durch Waschen und durch Weihwasser von dem Haupte der Familie gereinigt. Dieses verrichtet dann ein Opfer, und drückt, unter Anrufung des Feuer-gottes auf den Schenkel eines Ochsen das Zeichen eines Dreyzacks. Geringere verbrennen ihre Todten sehr einfach auf einem Scheiterhaufen von Kuhdünger.

Diejenigen, welche an den Kinderblattern sterben, werden nicht verbrannt, sondern begraben, da man in dem Wahne steht, die Ausdünstung und der Rauch seyen ansteckend.

Die Schiwenisten begraben ihre Todten, beobachten indeß hierbey viele ähnliche Ceremonien. Ihre Kirchhöfe sind stets außerhalb der Stadt, oder der Ortschaft, und jede Caste hat ihren eigenen.

Die Trauer besteht darin, daß man sich den Kopf schert, und ihn in eine Ecke des Schulter-

Kleides hüllt, auch muß sich der Leibtragende des so beliebten Betels enthalten.

Auf diese Reichen-Ceremonien lassen wir einige seltsame Sitten folgen. Sie zeigen einen sonderbaren Contrast mit den sanften Gesetzen der Hindus, und beweisen offenbar, wie sehr selbst ihre einfache Religion zu dem furchtbarsten Aberglauben kann gemißbraucht werden.

Wir fangen mit dem dort möglichen Sclavenstande an. Denkt man an die Parias und Pulias zurück, dann darf es freylich nicht sehr befremden, daß selbst bey diesem gutmüthigen Volke der Mensch seine Freyheit verlieren kann. Indes werden dennoch hierzu besondere Veranlassungen erfordert; das Gesetzbuch der Hindus gibt deren 15 an; doch kann die Sclaverey niemals auf einen Brahminen fallen. Hier einige der bemerkbarsten Ursachen zum Verluste der Freyheit.

Ein Kind, das von seinen Aeltern und Verwandten gänzlich verlassen wird, bleibt ein Eigenthum desjenigen, der dasselbe aufnimmt.

Dies ist eben derselbe Fall mit einem solchen, der in der Zeit einer Hungersnoth von einem andern erhalten wird.

Auch überliefert sich zuweilen ein Schuldner seinem unerbittlichen Gläubiger zum Leibeigenen.

Ehe die Spiele verbotnen wurden, setzte oftmahls ein Hindus seine Person selbst auf das Spiel, und ward, wenn er verlor, Slave.

Ferner: läßt sich ein freyer Hindus mit einer Slavinn ein, dann verliert er ebenfalls seine Freyheit; er erhält sie jedoch von neuen wieder, so bald er diesen gesetzwidrigen Umgang aufhebt.

Ebenfalls verliert ein Saniassi (ein Heiliger) \*), im Falle er kein Brahmine ist, seine Freyheit, wenn er diesen Stand verläßt, also sein Gelübde bricht.

Das Freylaffen der Slaven nimmt einen eigenen Abschnitt in dem Gesetzbuche der Brahminen ein. Der Actus oder die Ceremonie selbst besteht aber darin, daß der Herr des Leibeigenen einen Krug, der mit Wasser, Reiß und Blumen gefüllt, und dem Slaven auf den Kopf gesetzt wird, darauf zerbricht, so daß das Enthaltene über den Slaven hinfließt.

Die zweene Merkwürdigkeit sey das so genannete Dherna, oder Verhaftnehmen irgend eines

---

\*) M. s. vorhin S. 95.

so genannten Schuldners. Diese Sitte beruhet auf der Lehre der Heiligkeit oder Unverletzbarkeit eines Brahminen.

Hat ein Brahmine eine gerechte Forderung an einen Hindus, und sind von ihm alle gewöhnliche Mittel vergeblich angewandt, den Gegner zur Entrichtung seiner Schuld zu zwingen, dann nimmt der Brahmine einen Dolch und Gift mit sich, und geht zu dem Hause des Schuldigen. Hier setzt er sich, droht sich zu ermorden, wenn sein Gegner ihn etwa vertreiben, oder gar verletzen wollte, und fängt zugleich an zu fasten. Der Hausbewohner ist, den Sitten gemäß, gezwungen, ebenfalls zu fasten, auch darf ihm niemand Nahrungsmittel zuführen; das Haus ist, wie man auf den Südsee-Inseln sagt, gleichsam Tabou (interdicta). In diesem Zustande beharren denn begreiflich beyde, der Kläger und der Schuldige, nicht lange, können auch nicht lange darin beharren. Da man aber weiß, daß ein Brahmine diese letzte, verzweifelte Methode, zu seinem Rechte zu gelangen, nie anders wählt, als in dem bestimmten Entschlusse, sich wirklich das Leben zu nehmen, diese Veranlassung hierzu aber gänzlich auf den Gegner fällt, und die Ermordung eines Brahminen, besonders wenn sie

auf ungerechte Weise herben geführt ist, ein nie-  
mahls auszufühnendes Verbrechen ist, so bequemt  
sich der Gegner, den Willen des Brahminen zu  
erfüllen.

Selbst in den letzten Theilen des vorigen  
Jahrhunderts hat man innerhalb der Englischen  
Besitzungen Beispiele von dieser Dherna gehabt.

Eine nicht minder wahnsinnige, ja auf ge-  
wisse Art noch grausamere Sitte ist das Ein-  
richten eines Kuhrs. Es soll zu einem fast äh-  
nlichen Zwecke mit dem Dherna führen; es soll  
nämlich diejenigen, welche dieß Kuhr-Errich-  
ten veranlassen, nöthigen, von ihren ungerech-  
ten Forderungen abzustehen, selbst wenn dieß die  
Regierung betrifft. Zu dem Ende wird ein zirkel-  
förmiger Scheiterhaufen errichtet, worauf man  
entweder eine Kuh, also ein heiliges Thier, oder  
wohl gar eine alte Frau setzt, und sie verbren-  
nen läßt. Hierdurch machen sich die Veranlasser  
dieser Kuhr-Errichtung eines nicht abzubüßenden  
Verbrechens schuldig. Noch im Jahre 1788 zwang  
man auf die Weise, die Steuereinnehmer des  
Bezirks von Benares, ihre unbillig geforderte  
Abgabe aufzugeben. Dießmahl hatte sich eine  
blinde alte Frau hierzu hergegeben, und selbst

die Englische Regierung wagte es nicht, hiergegen mit Strenge zu verfahren.

Beide Fälle, so wohl das Dherna als die Ruhr-Errihtung, sind indeß sehr selten, und daher von geringer Schädlichkeit. Dagegen ist die Gewohnheit der Caste Kagecumar der Societät weit nachtheiliger.

Die Caste der Kagecumar, welche in der Provinz Benares im Bezirke Jussampore nahe an den Gränzen von Dube lebt, hat nämlich die unmenschliche Gewohnheit, ihren neu gebornen Töchtern die Milch und jede andere Nahrung zu entziehen, und sie auf die Art umkommen zu lassen. Diese gräßliche Sitte war der Englischen Regierung selbst bis zum Jahre 1789 unbekannt geblieben, ein abermahliger Beweis, wie wenig selbst von mehreren Theilen des mittlern Hindostans bis dahin genau gekannt waren. Nur bey der Durchreise durch dieses Land, von Benares aus, vernahm dieses der dortige Englische Resident aus dem Munde der Kagecumar selbst. Auch hielten sie dieß nicht geheim, sie glaubten sich hierzu wegen der schweren Kosten der Ausstattung der Töchter einiger Massen berechtigt. Nur einige wenige reichere hatten Menschlichkeit genug, ihren Töchtern das Leben zu schenken; so war auch ein ganzes Dorf vorhanden, welches

ebenfalls eine besondere Ausnahme von dieser Barbarey machte, daher fand man denn aber auch dort mehrere alte Jungfern. Der Stamm oder vielmehr die Caste wäre fast gänzlich verloschen, hätten die jungen Männer des übrigen Landes sich nicht mit andern Familien der Rajeputs verheirathet. Indes soll dennoch auch bey andern Stämmen der Kasbuten dieser Gebrauch herrschen. Die Englische Regierung hat es endlich dahin vermocht, diese schändliche Sitte erlöschen zu lassen. Sie ließ seit der Zeit die Kagecamar auf ihre heiligen Bücher schwören, ihre Töchter beym Leben zu erhalten.

Endlich mag das Joar der Hindus diese Trauerscenen beschließen; diese Sitte ist hauptsächlich den tapfern Rajeputs eigen, und besteht im Folgenden. Steht im Kriege besonders bey Belagerungen durchaus keine Hülfe mehr zu erwarten, dann erlaubt es die Ehrsucht diesen kriegerischen, für die Religion der Hindus enthusiastischen Menschen nicht, sich zu ergeben. Sie ermorden daher Weiber und Kinder, errichten ungeheure Scheiterhaufen, besteigen diese, und verbrennen sich selbst nebst den Leichen aller der Ihrigen. So schrecklich dieß nun auch ist, so zeigt es dennoch hohen Muth und bewunderns-

Tascheab. 15. Band. D.

würdigen Freyheitsfinn, und der Verlust so vieler, sonst arbeitsamer, friedlicher Menschen steht mit Flammschrift auf dem Tagebuche, das heißt, auf der schrecklichen Liste der Verbrechen jener Ungeheuer, welche bey dieser harmlosen Nation ihn veranlaßten, und die wir bald werden näher kennen lernen \*).

### Kriegswesen.

Hier findet sich eine schickliche Gelegenheit, einige Auskunft über den Krieg der Hindus zu geben. Wenn gleich das Schießpulver schon eine alte Erfindung Ost-Indiens gewesen seyn mag; dennoch ist es, so viel wir wissen, nur zu Luftfeuern gebraucht, und die Hindus bedienten sich seit Jahrhunderten nur des Bogens und der Pfeile. Auch werfen sie eiserne Stangen, Fugaitos, Feuerpfeile, an deren einem Ende sich ein mit Pulver gefülltes schweres Behältniß befindet. Durch eine sehr kleine Oeffnung entzündet sich das Pulver; die Stange fliegt mit größter Gewalt in die Höhe, und schmettert bey ihrem Herabstürzen mehrere Menschen nieder. (Haafner.) Dem

---

\*) M. s. weiter unten die Revolution.

Tennant zu Folge schienen es wirkliche Racketen zu seyn. Jetzt sind die meisten Hindus mit unsern Feuerwaffen bekannt, und nur einzelne, weniger mit Europäern in Verbindung stehende Bergvölker, und Polygaren folgen ihren alten Gewohnheiten und Waffen. Auch bedient man sich der Leuchtkugeln, um in der Nacht die Werke der Feinde bey Belagerungen zu beobachten (Tennant).

Schon vorhin ist es bemerkt worden, daß die Säbelklingen von vorzüglicher Güte sind. Als Schusswaffen hatten sie Schilde, selbst die Leibwache des Moguls führte noch dergleichen.

Unter den Völkerschaften der Hindus sind besonders die Mahratten und auch die Serks als vorzügliche Reiter bekannt; auch besteht ihre ganze Stärke in der Cavallerie. Vormahls setzte der Indier höhern Werth auf seine Elephanten, unser Feuergewehr hat sie minder furchtbar gemacht; dennoch trifft man sie stets bey den Armeen, und gewöhnlich reitet der oberste Feldherr einen Elephanten.

Zu Befestigungswerken hat die Natur des Landes selbst sehr viele einzelne, steile Felsen, als eine sonderbare Eigenheit von Hindostan, angewiesen, z. B. den von Ginja, von Tritschinopoli, von

Swallior und andere, wir haben einiger derselben zuvor gedacht \*), und die Hindus wissen sich ihrer mit vielem Vortheile zu bedienen. Die Engländer fanden sich mehrmahls durch die in den gebirgigen Gegenden von den wilden Collieres des südlichsten Hindostans angelegten Verhacker und dicken Bambus-Hecken in die äußerste Verlegenheit gesetzt, und litten dadurch beträchtlichem Verlust (Orme).

Ebenfalls vertheibigen sie die in der Noth als Festungen benutzten Pagoden mit unglaublicher Hartnäckigkeit. Uebrigens sind die Hindus im Ganzen nicht im Stande, unserem regelmäßig geführten Feuer auf die Dauer zu widerstehen, und der ungeheure, unnütze Train bey ihren Armeen vermehrt durch die leicht daraus entstehenden Verwirrungen und Langsamkeit der Bewegung ihre Unfälle. Daher begreift man zum Theile, wie oftmahls ein kleines Corps Europäer von ein Paar tausend Mann, gut geführt, große Heere von 100,000 schlägt, wie dieß sowohl durch die Franzosen, als besonders seit Law-

---

\* N. s. den vorher gehenden Theil.

rence, Clive, Harris, Cornwallis u. a. durch die Engländer geschehen ist.

In ihren Kriegen bedienen sich die Hindus mit der Spione, Hirkar genannt, selbst Weiber, mit vieler Gewandtheit. Der Hirkar weiß die Notizen, oder auch zu überbringende Befehle äußerst geschickt zu verbergen. Im Falle der Noth verschluckt er sie, und man gebraucht dann dagegen das Mittel, ihm ein Brechpulver oder heftigen Purgir-Trank einzugeben, ja Hyder Ali war grausam genug, einem so aufgefangenen Spion den Bauch aufschneiden zu lassen, und sich des verschluckten Papiereß zu bemächtigen. Uebrigens bedeutet Hirkar oft nur einen Käufer.

Wir schließen diese unangenehmen Materien, und gehen zu heiteren Gegenständen.

---

### Vergnügungen und Zeitvertreib.

Schon im vorher gehenden Theile ist das Vergnügen der Jagd hierunter aufgeführt worden. Es ist auch freylich für die dortigen Großen ein so wichtiger Zeitvertreib, daß oftmahls, wie in der Tartarey und China, viele tausend Jäger, theils auf Elephanten, theils zu Pferde

und zu Fuß ganze Holzungen umschließen, und auf alles darin vorkommende Wild, so wohl mit Schießgewehr als auch mit den vorhin angeführten Jagd-Leoparden \*) Jagd machen, selbst Lieger und Elephanten nicht ausgenommen. Dergleichen Treibjagen dauert mehrere Wochen, und der Zug gleicht einer Armee.

Der Hindus, als ein solcher, ist übrigens kein Jäger, ja seine ruhige Vernunft achtet dieses Handwerk nicht. So sagt daher Madhawa (in Socontala): »Was soll ich von einem Könige, der das unnütze Jagen so leidenschaftlich treibt. Hier läuft eine Gazelle, dort ein Eber; anders wissen wir nicht zu sprechen!“ Und sodann spricht er weiter zu dem Könige selbst:

»Bient es dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reiches zu verlassen, und hier wie ein Waldbruder zu wohnen? Kannst du im Walde Rathversammlungen halten?“ u. s. w.

Noch stärker drückt sich aber nachmahls der Feldherr hierüber aus.

»Wie kommt's,“ sagt er, »daß die Jagd, welche bey den Sittenlehrern ein Laster heißt, in den Augen eines Königs eine Tugend scheint?“

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

Man muß übrigens bedenken, daß hier ein Hindus redet, dem das Töden der Thiere überhaupt zuwider ist.

Thierkämpfe oder Hegen sind ebenfalls nur Belustigungen der Großen.

Für starke Leibesübungen, z. B. Ballschlagen u. d., scheint der Hindus schon dem Klima zu Folge keine besondere Neigung zu haben.

Ruhiger Zeitvertreib in sitzender Stellung, Zuschauen beim Tanzen der Tänzerinnen, bey den Gaukelspielen der Bazighurs und bey andern Schauspielen, sind ihm angenehm. Daher ist ihm das Tabakrauchen und Betelkauen ein vorzügliches Vergnügen.

Von Spielen sind, durch Monu's Gesetzbuch, die Hazardspiele gänzlich verbotnen; abermahl's eine verehrungswürdige Auszeichnung dieses Volkes. Dagegen ward dann der ruhig forschende Hindus der Urheber des Kampfplatzes planvoller Combinations-Kraft und vorzüglicher Geistesgegenwart, des Schachspieles; eines Spieles, das nun ein vorzüglicher Denker, unser Hellwig, in eine wirkliche Schule zum Feldherrn umgeschaffen hat.

Mit Recht, sagt Jones, das Schachspiel sey die Frucht des ersten einzigen Gedanken

eines großen Kopfes, da alles darin bey seltener Einfachheit sich in höchster Vollkommenheit in einander füget.

Nicht weniger edel als merkwürdig war, alten Schriftstellern zu Folge, die Veranlassung dazu.

Behub, ein junger wilder Regent Indiens, drückte auf das härteste sein Volk. Der Brahmine Nassir, durch die Gräuel und das Jammer empört, unternahm es, den Tyrannen zur Bessern zu bringen. Er erfand ein Spiel, in welchem der König, an sich selbst ohnmächtig, nur allein durch seine Unterthanen, selbst die der niedrigsten Classe geschickt, und oftmahls durch den Verlust eines einzigen selbst verloren ist. Der Ruf dieser seltenen Erfindung gelangte zum Throne, und der König forderte den Brahminen auf, ihm das Spiel als einen neuen Zeitvertreib zu lehren. Jetzt fand der edle Mann Gelegenheit, dem jungen Tyrannen die Grundlage einer wahren Regierung spielend beyzubringen, und ihm seine Pflichten ans Herz zu legen. Er fühlte sich von diesen Wahrheiten getroffen, faßte Achtung gegen den Erfinder, und drang in ihn, sich eine beträchtliche Belohnung dafür zu erbitten.

Nassir forderte die dem Scheine nach unbedeutende Quantität Weizenkörner, welche sich ergäbe, wenn man auf die 64 Felder des Schachbretes, auf das 1. eins, auf das 2. zwey, auf das 3. das doppelte von 2 (4), und so fort auf jedes das Zwiefache des Vorhergehenden, lege. Der König, der den großen Werth der Bitte nicht einsah, verlangte unwillig eine von bedeutenderem Gewichte. Als Nassir indeß auf der seinigien bestand, befahl er, daß das verlangte Maß Korn geliefert werden sollte. Nassir hatte aber eine Anzahl Körner verlangt, welche die 63. Potenz von 2 um eins überstieg. Diese Rechnung gibt eine Zahl von 17 Ziffern, also Trillionen. Rechnet man es durch Logarithmen, so bringt man 18 Trillionen 446 Billionen, und 730,700 Millionen, außer die übrigen hundert Tausende in Anschlag zu bringen, heraus.

Mit Erstaunen fanden aber die Verwalter der öffentlichen Magazine bald die Forderung so ungeheuer, daß ganz Hindostan sie zu befriedigen nicht im Stande sey, und der König bewunderte jetzt den Brahminen fast noch mehr wegen der Bitte als wegen der Erfindung, wählte ihn zu seinem ersten Minister, und das Land ward von jetzt an glücklich.

Im Sanscrit, in welcher Sprache noch eigene Werke über dieses Spiel vorhanden seyn sollen, ward das Schachspiel *Ischaturanga* genannt, welches die vier Angus oder Theile eines Heeres, Elephanten, Pferde, Wagon und Fußsoldaten, bedeutet. Von hier ward das Spiel in dem westlichen Orient bekannt, daher heißt es verstümmelt in Persien *Ischatrang*; die Araber, welche sich dieses Reiches bemächtigten, veränderten den Namen in *Schattran*. Europa erhielt aber dieses Spiel durch die Kreuzzüge, und es litt auch hier Veränderungen. So verwandelte sich jener bedeutende Name im Abendlande in *Schacchi*, *Schec*, *Chess* und *Schach*, und sonderbar genug trifft es endlich mit dem Englischen Worte *Check* (Stoß, Unglück, Regierung) zusammen (Jones). Da nun gar das Englische Verbum *to check* nicht nur einschränken, hemmen, sondern ebenfalls Gegengrechnung machen (*to controul by a counter reckoning*) bedeutet, so begreift man, wie selbst das Wort *Exchequer* (die öffentliche Schatzkammer) daraus erwachsen ist, und wahrlich haben die Minister der Schatzkammer Englands (*Chancellor of the Exchequer*) seit Jahrhunderten dadurch ihren Gegnern auf das wirksamste *Schach* gebothen.

Noch ein dem Schachspiele ähnliches Spiel führt Jones unter dem Namen Eschaturaji, oder die vier Könige an. Da es von vier Personen gespielt wird, welche vier Fürsten vorstellen, wovon zwey stets mit einander verbunden, oder als Allirte wirken. Es soll so, wie jenes, oftmahls auch Eschaturanga genannt werden, und wird ebenfalls bereits in den ältesten Gesetzbüchern erwähnt. Es ist der Beschreibung nach ebenfalls ein Kriegsspiel, welches noch zusammen gesetzter scheint, da sogar Schiffe oder Bothe dabey vorzukommen, obgleich auf dem dazu gehörigen Schachbrette, das ebenfalls 64 Felder hat, keine Flöße bemerkt ist. Daher sieht Jones diese Zumischung für etwas Widersinniges an. Auch bedient man sich dabey der Würfel, so daß es zugleich eine Art von Glücksspiel wird, wie zum Theil der wirkliche Krieg; hierdurch wäre es, wenigstens zum Theil, als eine Ausnahme von Menüs Verboth anzusehen.

Wir ergänzen hier noch dasjenige, was von dem innern Vertheer der Hindus, worüber berichtet ist, durch einige Bemerkungen über die dortige Art zu reifen:

Schon zuvor sind die von Ochsen gezogenen Hackeries erwähnt; auch ist oftmahls des Palankins gedacht worden, worin sich die Reichern tragen lassen, und wovon sich die Zeichnung auf dem Blatte für die Hochzeitsfeier findet. Dieses mit einem Himmel bedeckte Ruhebett wird auf Bambus-Stangen von acht Leuten, die stets 4 und 4 mit einander abwechseln, getragen. Es finden in dem Bau und in der Güte bedeutende Verschiedenheiten Statt, so daß einige mehrere hundert Rupien kosten, ja die vorzüglichern sind sogar mit beweglichen Fenstern versehen. Außer den Trägern, Coolies, werden bey Nachtreisen Fackelträger, Mussals, und dann eigene Träger des Gepäcks, erfordert. Bey Wechselplätzen erhalten diese dann Trinkgelder. Diese Coolies sind von Jugend auf hierzu gewöhnt, und können außerordentlich schwere Lasten tragen. Im Ganzen sind es ehrliche willige Leute der vierten, geringsten Caste; indeß ließen sie dennoch mehrmahls den Lord Valentia im Stiche. Nur Anfangs ist eine solche Reise unbequem, man soll ihrer aber bald gewöhnt werden.

Um auf Elephanten bequem zu reisen, wird ein eigener Sitz, Hauda genannt, erfordert, welcher ebenfalls mit einem Himmel, die Sten-

ne abzuhalten, bedeckt ist, und oftmahls aus sehr reichen Zeugen besteht.

Die größere Summe der Reisenden besteht in Hindostan nicht bloß deshalb aus Fußgängern, weil nur der Vermögendere sich des Fuhrwerkes und der Thiere bedienen kann, sondern wegen der häufigen Pilger und Wallfahrter. Daher haben es denn auch seit vielen Jahrhunderten Undäch- tige oder auch eitle Vermögende für ein wohl- thätiges und religiöses Werk angesehen, den Reisenden auf mehr als eine Art ihren Weg zu erleichtern. In diesem Lande haben sie zu diesem Behufe nicht nur schattige Alleen und Parks, oder auch Cisternen längs den Heerstraßen angelegt, sondern auch durch eigene Gebäude für das Nacht- Quartier der Reisenden gesorgt. Die dazu errich- teten Gebäude heißen Choultries (Tschoultries), oder Tschautories, von dem Sanskritischen Wor- te Tschauto, vier, weil sie vieredig sind. Die schönsten findet man, nach Haafners Zeugniß, im südlichen Coromandel und in Bengalen, und fast jedes Dorf ist damit versehen.

Von solchen Tschoultries besteht gewöhnlich nur aus einem großen offenen Obale oder einer großen Halle, den Reisende muß daher alles Uebri- ge für seine Bequemlichkeiten mit sich bringen.

Einige der alten Tschoultries machen bedeutende, aus Felsenstücken künstlich errichtete Gebäude aus, die mit Ziegeln gedeckt sind; gewöhnlich besteht aber bey den Neuern das Dach nur aus Palmblättern.

Neben dem Tschoultrie ist oftmahls ein kleines Häuschen errichtet, worin ein Brahmine oder Joghiri wohnt; der diese Herberge nicht nur reinlich hält, sondern zugleich die Reisenden bedient und ihre Thiere wärtet.

Auch ist oftmahls ein Tank oder Teich zum Baden in der Nähe; das Dorf hält ferner eigene Wegweiser, gewöhnlich Waldbewohner, um die Reisenden sicher zu führen, da sie mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind. Im Dorfe selbst wird ferner Reis für die Pilger auf einen Tag gegeben, so daß ein Reisender durch die Wohlthätigkeit der Hindus erstaunliche Strecken ohne große Kosten durchwandert.

Dieses scheint hinreichend, dem Hindu bester Körper und Geist nach zu beurtheilen. Wir erhielten einen Ueberblick des Charakters, der Lebensart, Religion, Sitten und Gewohnheiten im Allgemeinen von diesem merkwürdigsten Volke

ke Asiens. Ehe wir es verlassen, um zu den Fremden, welche sich unter ihm angesiedelt haben, überzugehen, wird es erforderlich seyn, Einiges über die verschiedenen Völkerschaften der Hindus selbst, und über die Gesamtzahl derselben beizubringen.

Man kann die Urbewohner vom eigentlichen Hindostan eintheilen: a) in civilisirte, oder solche, welche sich in ansehnliche Völkerschaften bildeten, und so wohl Ackerbau treiben, als auch mit den übrigen Völkern vermittelst ihrer Kunst-Producte in Verkehr stehen; und b) in solche, welche sich zwar einer Regierung unterwerfen, und zum Theile auch Ackerbau treiben, jedoch von den übrigen abgesondert in kleinen Völkerschaften und in einer an Wildheit gränzenden Freyheit leben.

Unter den ersten gibt es freylich abermahlts verschiedene Abstufungen.

Die Binnentänder des Decans, so wie diesem nordwestlich die Länder am Indus, ferner die Provinzen Dehli, Agra, Oude, Bahar, Bengalen, und weiter südlich der bedeutendste Theil des großen Dreyecks, enthielten hauptsächlich die am höchsten cultivirten Hindus.

Mindere Cultur findet sich bey den berühmten Kriegern, den Mahratten und Seiks, beyde jetzt fast die einzigen Stützen der alten Unabhängigkeit von Hindostan. Beyde sind zwar Hindus, allein sie weichen dennoch in verschiedenen Sitten, und selbst in Glaubens-Artikeln von den übrigen Hindus ab; ihre Wichtigkeit verlangt davon eine kurze Anzeige, bevor wir die übrigen Hindu-Stämme nennen.

Den Ursprung des Namens der Mahratten haben wir bereits zuvor angezeigt; indessen behaupten Andere, der Name müsse von Marat, eigentlich Merut, (eine gebirgige Provinz, nachmahls Baglana genannt,) dem Namen der Provinz, worin Sevagi, der Stifter dieses Hindu-Stammes, seinen Sitz hatte, abgeleitet werden. In früheren Zeiten führten sie den Namen Bergeers, und so werden sie noch jetzt in der Provinz Berar benannt. (Sprengel.) Sevagi selbst aber stammte von dem Rajah von Chittore, der seinen Stammbaum sogar bis zum Porus hinauf führte.

Die Mahratten gehörten indessen stets zu den ältesten Stämmen im Decan, die an der Küste wohnenden waren aber schon längst als Seeräuber gefürchtet, da man hingegen jetzt

vor ihrem ganzen Staate, als den größten Landräubern und Verheerern, zittern muß.

Sevagi wußte sich durch seine kriegerischen Talente selbst dem allmächtigen Aurengzeb so furchtbar zu machen, daß er nicht nur nie völlig von ihm unterjocht ward, sondern daß der Großmogul sogar die Unthunlichkeit, die Mahratten unter ihn zu bezwingen, eingestand.

Sie gehören zu der dritten Caste, zu der der Feldarbeiter und Kaufleute, welche, wie wir vorhin sahen, in sehr viele Unterabtheilungen von Handwerken zerfällt. Sie sind daher weniger beschränkt in der Wahl ihrer Nahrungsmittel und ganzen Lebensart, als die höhern Casten; genießen fast alle Arten von Speisen, Rindfleisch ausgenommen; dürfen zu jederzeit des Tages essen; und halten es ebenfalls nicht sehr streng mit den Gebethen und der Reinigung. Auch in dieser Rücksicht sind sie daher weit besser für den Krieg eingerichtet, als die höhern Casten.

Sevagi erweiterte bald seine Besitzungen, und da diese eine bedeutende Anzahl von Bergfestungen enthalten, (der Engländer Zone zählte nur allein auf seinen Marsch durch die einzige Provinz Kandesh 20 solcher Festungen,) so

Haben sie sich in ihren dauernden Kriegszügen und Eroberungen zu einer der furchtbarsten Mächte Indiens erhoben. Oftmahl sind sie nämlich mit einer Armee von mehr als 200,000 Kriegern in die Länder ihrer Feinde eingedrungen, und da weit über die Hälfte in sehr geübter Reiteren bestand, so war die Verheerung eben so schnell als schrecklich.

Die Regierung der Mahratten zeichnet sich von der aller Europäischen und Asiatischen Staaten aus. Man darf sie eine militärische Republik nennen, in welcher die Oberhäupter von einander unabhängig sind.

Der Peischwa, welcher in Punnah ( $18^{\circ} 30'$  Br. und  $73^{\circ} 55'$  w. L. von Gr. Kennel), der schlecht gebaueten Hauptstadt, seinen Sitz hat, ist eigentlich nur ein Verweser des Reiches, der erste Minister des Rajah, darf gleichwohl nicht ohne Zustimmung der übrigen Oberhäupter ein wichtiges Unternehmen befehlen, wenn gleich er von ihnen als oberster Regent anerkannt wird. Auch hat er für sich selbst kein großes Gebiet. Die Statthalterschaft Amedabat in Gujurate ist darunter die ansehnlichste; sie trägt ihm sechs Millionen Rupien (Gulden) ein; dennoch wird seine Einnahme, welche aus der von seinen eige-

nen Besitzungen, hauptsächlich in Contributionen von den übrigen Mahratten-Fürsten besteht, auf 40 Millionen Rupien 4 Crore gerechnet.

Die Besitzungen der Mahratten-Fürsten werden in das östliche und westliche Mahratten-Reich eingetheilt, und machen seit den letzten Zeiten eine Fläche von 16,000 geogr. □ Meilen aus. Lagen nicht in Westen die Englischen Besitzungen von Camboye, Surate, und südlicher Bombay an der Küste dazwischen, so bildeten sie ein sehr wichtiges Ganze, das mit dem Golf von Cutch in Norden anhöbe, und bis zum 15. Breitengrade an der Küste fortliefe, während es in Osten unter vielzackiger Form selbst bis gegen Bengalen vordringt.

Die Mahratten theilen sich in drey Hauptstämme, dieses sind die Kubnby oder Ackerleute, die Dangu oder Schäfer, und in die Cayla oder Kuhhirten. Schon diese Anzeige deutet auf eine fast völlige Gleichheit; auch gibt es keinen erblichen Adel, so wie kein von ihnen verachtetes, geringes Geschäft oder Handarbeit; Sone sah einen Mahratten-Fürsten sein Feuer selbst besorgen, und auf einer Satteldecke liegend seinen Secretären dictiren, ja eine Prin-

zessinn, die Tochter eines mächtigen Fürsten, buk eigenhändig Brot.

Wahrscheinlich ist es das Gefühl ihrer Un-  
 kunde und Nothheit, das sie bestimmt, sich zu  
 den Staatsgeschäften der geschliffenen Brahmi-  
 nen zu bedienen. Diese regieren dann gewöhn-  
 lich mit eben so vieler Feinheit und List als  
 Treulosigkeit. Indessen werden sie dafür dann  
 auch oftmahls sehr hart von den Mahratten-  
 Fürsten behandelt. Denn wenn sie gleich kein  
 Brahminen-Blut vergießen wollen, so richten sie  
 sie zu Zeiten auf eine weit qualvollere Art hin.  
 So ließ z. B. der Mahratten-Fürst Lackai Hol-  
 car seinen Minister-Brahmin in ein in Oehl  
 getunktes Gewand wickeln, und lebendig ver-  
 brennen! Merkwürdig ist es, daß, da kein Adel  
 Statt findet, dennoch die Stellen in dem hohen  
 Rathe des Peischwah zu Punah erblich sind, z.  
 B. die des Schatzmeisters, des Staats-Secret-  
 tärs und des ersten Generals. Geringere Am-  
 ter werden hingegen nach Verdienst und Fähig-  
 keit vergeben.

In Ansehung der Religion sind diese Hin-  
 dus ebenfalls sehr tolerant.

In Punah sieht man neben den Pagoden meh-  
 rere Moscheen, und auch eine christliche Kirche.

Die Einkünfte der Mahratten-Fürsten bestehen aus der Landtaxe oder dem Chout (Tshout) welcher die Hälfte des reinen Ertrages ausmacht; ferner aus den Zöllen von eingeführten Waaren, zu 5 pro Cent, und endlich aus dem Mulsughere, oder der Beute, welche sie auf ihren Streifzügen in fremde Gebirthe zu Hause bringen. Denn dieses Volk lebt und webt gleichsam im Kriege, stürmt bald für sich selbst auf die angränzenden Staaten los, um von ihnen entweder einen Chout, eine beständige Abgabe, zu erpressen, oder überhaupt zu plündern, bald aber gibt es sich als ein Mürter jeder Macht zum Kriege hin, wo nur Löhnung und besonders Beute zu hoffen steht.

Wir finden die Mahratten in der neuen Geschichte Indiens fast überall, wo nur Mord und Beute an der Tagesordnung stehen, für jede Partey fechten, und hierbey gleicht dann ihr Feldzug völlig dem einer großen Räuberbande. Wohin sie kommt, muß man in jedem Dorfe, sey es eines befremdeten oder eigenen Landes, dem Heerführer so fort ein Geschenk machen, die Artillerie hält sich aber nur desßhalb von der übrigen Armee entfernt, weil diese Geschenke bey ihr noch wichtiger seyn müssen; für jede Ra-

none muß nämlich das Dorf regelmäßig ein Schaf, eine Rupie und eine Quantität Butter darbringen, und die außerordentlichen Erpressungen sind noch weit größer.

Schlägt der Peischwa, oder der General irgendwo sein Lager auf, dann eröffnet sich so fort auf dem Vorplatze vor seinem Zelte ein großer Markt, ein Handel durch Victualien-Händler und Handwerker, welcher ihm äußerst einträglich ist; jeder Verkäufer, jede Bude muß ihm nämlich monatlich 5 Rupien bezahlen, und ihrer sind oft über 1000; selbst die Tänzerinnen, welche der Armee nachziehen, sind von dieser Patent-Steuer nicht frey, ja was den Finanz-Geist dieses Volkes noch deutlicher ausspricht, sogar die Diebe zahlen letztere als Schutzsteuer ihres Handwerkes.

Bei ihren Heerzügen nehmen die Mahratten-Fürsten dann häufig Europäische Officiere in Dienst, und zahlen ihnen einen sehr hohen Sold. So erhielten Franzosen als Obersten monatlich fünf tausend Rupien, geringere Stellen brachten 3000, und selbst subalterne Officiere 2. bis 500 monatlich.

Eigentlich ist aber hauptsächlich ihre Cavallerie deshalb furchtbar, weil sie als gute Reiter

sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ein ganzes Land verbreiten, es verheeren, und so viel möglich große regelmäßige Gefechte vermeiden.

Wir dürfen hierbey der Kasbutten, oder besser Raiputs, nicht unerwähnt lassen, da sie obenfalls einen sehr kriegerischen Stamm der Hindus für sich ausmachen, dessen vormahlige Länder einen sehr großen Umfang einnahmen, jetzt aber gleichsam unter dem Schutze der Mahratten stehen. Sie sind von einer höhern Caste als die Mahratten, nämlich von der Caste der Ketris oder der Krieger.

Die Kasbutten sind äußerst ehrföchtig, stolz und von höchstem Freyheitssinne. In Ansehung der Weiber sehen sie streng auf Unbeslecktheit; vor der Heirath darf ein Mädchen nur die nächsten Verwandten besuchen. Uebrigens sind sie gehorsam gegen die Aeltern, sanft in der Ehe, und liebeich gegen ihre Verwandte.

Ihr Land Dudipour oder Meymar, zwischen dem 24. und 26. Breitengrade bey Njemire gelegen, wird jetzt als neutralen Rajahs der Mahratten in Nordwesten gehörig bezeichnet. Ihres Haupt-Rajahs (oder Ranas) Sitz ist nach Einigen Dudipour selbst, doch war vormahls Chittore (Schittore) die Hauptstadt. Kennel gibt

drey Hauptstämme von den Rasbutten, Kathore, Chohan und Sifodha, an.

Sie waren vormahls so mächtig, daß der Rana von Chittore ein Heer von 200,000 Streitern aufführen konnte. Allein Akbar hat sie sehr gedemüthiget. Dieser sonst höchst ruhmvolle Regent ließ bey der Ueberwältigung dieser braven Nation die Gräueltthat begehen, 30,000 Menschen, die nach dem hartnäckigsten Widerstande, der sie sogar zu dem grausvollen Joar brachte \*), sich in die ihnen so heiligen Tempel geflüchtet hatten, durch 300 Elephanten zu Tode treten! eine Gräueltthat, würdig eines echten Mogolischen Eroberers!! Dennoch sind sie noch mächtig, der Rajah von Schipure kann allein 30,000 Reiter stellen, und da sie wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet sind, werden sie daher häufig von andern Fürsten in Gold genommen. Unter den Rasbutten gibt es mehrere Abtheilungen; die von Schipur werden besonders geachtet.

Weit mehr, als diese und die Mahratten, weichen von der Religion und den Sitten der übrigen Hindus die Seiks ab, ein Volk, das nicht nur noch jetzt sehr mächtig, sondern we-

---

\*) M. s. zuvor S. 361.

gen ihrer kriegerischen Räubereyen eben so gefürchtet ist als jene.

Sie haben jetzt so bedeutende Besitzungen im nordwestlichsten Hindostan, vorzüglich zwischen dem Indus und den östlichsten Zweigen des Setledge, also in Pendsjab, daß nicht nur Lahore von 4150 □ Meilen unter ihrer Botmäßigkeit steht, sondern daß ihre fürchtbare Räuberey die benachbarten Länder oftmahls in Contribution setzt.

Diese Volksabtheilung ist nicht sehr alt; sie entstand im funfzehnten Jahrhunderte (1469) durch einen talentvollen Kasbutten, mit Namen Nanek, aus dem Orte Chufgur (in Lahore, gegen 30° 50' Br. und 73° 25' L.). Nach vielen weiten Reisen verwarf Nanek zwar die Religion der Brahminen nicht gänzlich, aber er veränderte sie dennoch so sehr, daß er der Stifter einer völlig neuen Secte ward. Er verwarf das Meiste der alten Lehren der Göttergeschichte; und verehrte nur ein einziges höchstes Wesen, erlaubte auch gänzlich, den Gesetzen der übrigen Hindus zuwider, den Muselmännern und andern Religions-Sectirern den Eintritt in seine Religion. Indessen müssen die Proselyten dennoch verschiedene Hauptpuncte der

Taschenb. 15. Band. R

Hindus-Religion beobachten. So z. B. dürfen sie durchaus kein Ochsenfleisch genießen; sie müssen ihre Todten verbrennen, und das Haar wachsen lassen. Ein Muhammedaner, der zu ihrer Secte hinüber treten will, muß zuvor die Hauer (Fangzähne) eines wilden Schweines auffassen, um die Verachtung seiner ehemahligen Religion öffentlich anzuzeigen.

Der Oberste Polier, der uns die Seiks am genauesten geschildert hat, beschreibt sie als eine starke, gut gebauete Menschen-Race, die von erster Jugend zu einem thätigen Leben gewöhnt ist, und sich mit der schlechtesten Kost behilft. So wird ihr Brot nur unter der Asche gebacken, und macht, in allerley Kräutern getunkt, bey ihnen eine Leckeren; da sie übrigens gar nur mit gerösteten Bohnen und Erbsen zufrieden sind. Dagegen bedienen sie sich häufig, gegen die Sitten der übrigen Hindus, berauscher Getränke bis zum Uebermaße.

Ebenfalls weichen sie durch die blaue Farbe ihrer Kleider, die die Hindus für unglücklich halten, von letztern ab. Ihr ganzer Anzug besteht in langen blauen Pantalons, einem bunten Mantel, und einem schlechten Turban.

Hauptzüge ihres Charakters sind: hoher Geist der Unabhängigkeit; Raubsinn und Kühnheit.

Ihr trefflicher Boden macht ihnen den Ackerbau leicht, auch beschäftigen sie sich selbst während des Krieges damit. Man findet dort aber nicht nur alle Arten von Getreide, sondern zugleich große Herden Hornvieh, Pferde und Schafe. Und da Bernier bereits zu seiner Zeit (1664) die Einnahme von dem Penjab auf 50 Millionen 700,000 Livr. schätzte, so darf man sicher annehmen, daß diese thätige Völkerschaft jene große Summe wohl nicht hat vermindern lassen.

Dasjenige, wodurch sie den Nachbarn, ja selbst den Mogoln oftmahls so furchtbar sind, ist ihre Reiteren. Wir sahen zuvor, daß gerade Moultan, Lahor und Ajeiner die trefflichsten Pferde liefern. Diese Pferdezucht haben die Ceiks so hoch getrieben, daß sie zu Kriegszeiten ihren Feinden bis 200,000, ja dritthalb hundert tausend Mann sehr gewandte, kühne Reiter entgegen stellen. Ihre Waffen sind hauptsächlich Luntensinten und Säbel.

Auch die Ceilaner oder Singalesen dürfen wir als einen besondern Volksstamm nicht übergehen. P e r c e v a l will in ihrem Aeußeren viel

Ähnlichkeit mit den Bewohnern der Maldiven finden. Sie sind übrigens von Körperbau nicht so stark als die Malabaren. Ihr großer Hang zur Rache scheint, diesem Beobachter zu Folge, auf Malayischen Ursprung zu deuten. Die Beispiele, welche er aber von ihrer Rachsucht bringt, zeigen offenbar den dortigen Gebrauch des Dharma \*), den wir so eben bey den Hindus angeführt haben. Indessen berechtigen ihre Casten-Abtheilung, so wie viele der übrigen Sitten und Gewohnheiten, sie zu den Hindus zu zählen. Sie sind mäßig, höflich und ungerecht von sanften Sitten, und freundschaftlich. Dieses gilt indessen hauptsächlich nur von den Bewohnern der niedern, der Küstenlandschaften, woselbst vielleicht der lange Umgang mit Fremden ihre Sitten verändert hat. Der Bewohner des Gebirgslandes, des Landyers, ist dagegen stolz, sein Blick trotzig, kriegerisch und höchst rachfüchtig.

Die Sprache der Ceilaner ist ebenfalls von der der gegen über liegenden Küsten verschieden, und auch bey ihr will Perceval eine Ähnlichkeit mit der der Maldiver gefunden haben. Es gibt

---

\*) M. s. kurz zuvor von dem Dharma.

aber zweyerley Mundarten, die Hofsprache, das Pahlī, ist das, was in Hindostan der Sanscrit ist; die gemeine Mundart hält aber vieles von dem Arabischen, wahrscheinlich weil die Araber wohl hierher seit langer Zeit hier handelten.

Die Religion ist die des Budha, dessen wir vorhin unter dem festen Lande von Hindostan erwähnt haben, und in den vorher gehenden Jahrgängen fast über ganz Indien verbreitet fanden. Auch hier herrscht die Casten-Eintheilung, so wie überhaupt das Meiste mit den übrigen Hindus überein kommt.

Die Regierung in Candy ist durchaus despotisch. Unter dem Könige, der sich über alle Monarchen der Erde erhaben glaubt, und daher übertriebene Titel führt, regieren die ersten Minister, Adigar genannt, und sehr oft sind sie die eigentlichen Regenten.

Die Einnahme des Königs besteht hauptsächlich in Landes-Producten, allein fast alles Eigenthum steht in der Willkühr des Königs. Daher dann, wie zuvor gesagt, das Suchen der Edelsteine, woran Ceilan besonders reich ist, nicht stark betrieben wird, indem der Finder sie wieder abliefern muß.

Die gesammte regelmäßige Kriegsmacht besteht etwa aus 20,000 Mann, indessen müssen alle Candhyer, die dazu nur fähig sind, nach Willkühr des Königs die Waffen tragen, die Land-Miliz ist daher ansehnlich. Die Garden bestehen, wegen Mißtrauens gegen sein eigenes Volk, aus Ausländern, Malayen und Malabaren.

Die Waffen bestehen aus Lanzen, Säbeln, Bogen und Pfeil, Luntens Flinten und etwa tausend Gewehren mit Bayonetten. Das Innere des Landes, vorzüglich die Hauptstadt Candy, ist besonders durch die engen Wege und Verhäkke gegen den Feind geschützt.

Die Justiz ist sehr schnell, und die Strafen höchst grausam; das Spießen, das Zertröten und Zerschmettern durch Elephanten, oder auch das Zerstampfen des Verbrechers in einem Mörser sind nicht ungewöhnlich.

Die wilden Völker des tiefsten Innern der Insel, besonders der Waldungen, die Bedas oder Bedas, sind keine Hindus; wir werden sie aber bey einer andern Gelegenheit näher kennen lernen, indem sie sich auf vielen andern Inseln des Indischen Meeres verbreitet finden.

Unter andern minder bedeutenden Abtheilungen der eigentlichen Hindus verdienen wenigstens

genannt zu werden: die Dschaten, welche vor-  
mahls in Moulstan wohnten, zu der vierten Cas-  
te, zu den Soudras, gehören, und sonst mächtig  
waren. Sie sind jetzt in die Gebirge am Zum-  
nah (Dschumnah) zurück gedrängt.

Von den wildern und kleinern Stämmen,  
welche Hindostan bewohnen, bekennen sich eini-  
ge zu der Religion der Hindus, und leben un-  
ter kleinen Fürsten, Rajahs, in gebirgigen und  
waldigen Gegenden. Diese Gebirgsvölker wer-  
den dann unter den Rahmen der Polygaren  
begriffen. Andere, noch wildere, z. B. die Col-  
leries oder Collars, Gohauds, Choans, haben  
ihre eigene Religion. Sie verstehen es, sich in  
den Bergschlüchten und auf den Höhen der  
Ghauts nicht nur mit vieler Geschicklichkeit und  
Wildheit zu vertheidigen, sondern richten durch  
ihre Raubzüge und Ausfälle aus ihren kaum  
zugänglichen Schlupfwinkeln vielen Schaden an.  
Besonders in den südlichsten Provinzen gegen  
Cap Comorin hin, wie auch am Indus sind sie  
am furchtbarsten. Mehrere reden ihre eigene  
Sprache.

Dieses wären etwa die Haupt-Varietäten der  
Original-Bewohner Hindostans.

Es wird allerdings sehr schwer seyn, ihre gesammte Volkszahl zu schätzen. Man könnte freylich glauben, es sey nicht so schwierig, zu einiger Gewißheit hierüber zu gelangen, da, dem Paullinus zu Folge, jeder Ehemann oder Liebhaber so fort nach der Niederkunft der Wöchnerinn (stets zugleich die Amme ihres Kindes) verbunden ist, den Vorstehern seiner Caste, dort Giadi Egiaman genannt, die Geburt anzuzeigen, und es in ein eigenes Buch der Caste einzutragen, so daß der Fürst dadurch ein genaues Cataster für die ganze, ihm gehörige Volksmenge oder Uebersicht seiner Einnahme erhält. Indessen muß dieses einmahl wohl nur bey den Regierungen der wirklichen Hindus oder Rajahs, und vielleicht nicht bey denen Statt finden, die unter der Nothmässigkeit der Mogolen stehen, und da ferner mehrere ansehnliche Völkerschaften, z. B. die so eben angeführten Seiks und Mahratten, nicht so regelmäßig regiert werden, so mag dieses wohl die Schwierigkeit vermehren, den wahren Stand der Population zu erfahren.

Folgendes ist mir überhaupt aus den gültigsten Schriftstellern hierüber bekannt worden. Orme schätzt die Zahl der in Hindostan lebenden Muhammedaner auf 10 Millionen,

und setzt dabei hinzu, die Zahl der Hindus selbst sey wohl zehn Mal stärker. Ohne die erstern gäbe dieses mithin etwa 100 Millionen Hindus. Die Gesamtzahl aller Bewohner von Hindostan müßte aber hiernach offenbar wenigstens auf 111 Millionen steigen, da einige der übrigen Nationen, welche wir sogleich aufführen werden, keine geringe Anzahl ausmachen, wie z. B. die Gebern oder Alt-Perser, Abessinier, Caffern, Europäer aller Religions-Parteyen und andere.

Aus Tennant lernt man über die Provinzen, welche jetzt die Britische Oberherrschaft anerkennen, etwas Bestimmteres. Nach verschiedenen, auf genauere Angaben der angebauten Aecker gegründeten, an Ort und Stelle gemachten Berechnungen, bringt er für Bengalen und Behar eine Summe heraus, die zwischen 32 und 33 Millionen Menschen beträgt, und da er für die zuletzt den Britten anheim gefallenen Länder von Mysore und dem Carnatic 20 Millionen anzunehmen sich berechtigt glaubt, so wäre die Gesamtzahl der Einwohner des Britischen Indiens stets über 50 Millionen.

Setzt man die ganze Landermasse des Britischen Ost-Indiens mit Hrn. Alders 17,387 geogr. □ Meilen, so gäbe dieses eine Volks-

dichtigkeit von etwas mehr als von 2875 Menschen auf jede □ Meile. Und dieses ist in der That nur eine geringe Menschenzahl, so bald man auf die große Fruchtbarkeit Hindostans Rücksicht nimmt, und zugleich darauf, daß die Hindus fast durchaus von Vegetabilien leben, und dabey überhaupt sehr mäßig sind. Denn wenn nach Mandel England (allein genommen) zu 3382 □ Meilen gerechnet, 2366 Menschen auf einer □ Meile ernährt, so müßte Hindostan eine weit größere Population halten können, besonders da, wie Lennant mit Recht bemerkt, dort wegen der vielfachen Ernten im Jahre vier Mal so viel Menschen auf eben derselben Länderfläche ernährt werden könnten als im Mutterlande, in England. Daß auch wirklich diese Population für Hindostan sehr gering ist, ergibt sich noch deutlicher durch den Vergleich mit unserm vormahligen Holland, woselbst man sogar 4000 Menschen auf die Quadrat-Meile rechnete.

Diesen Ansichten zu Folge dürften die Angaben des le Gout de Flaix \*) nicht so über-

\*) Uebrigens scheint allerdings le Gout de Flaix etwas zu große Vorliebe für Hindostan in mehr

trieben scheinen, nach welchen die gesammte Volksmenge von Hindostan auf 184 Millionen steigt, nämlich für den Decan 95, und für die nördlichen 89 Millionen. Diese Berechnung gibt aber keine so übermäßige Dichtigkeit, als man Anfangs glauben sollte, da le Gout zuvor die Areal-Größe Hindostans gar auf 88,200 geogr. Quadrat-Meilen (245,000 lieus com., zu 25 auf den Grad), also viel zu groß annimmt, da die neuern Englischen Angaben nach Hrn. Albers überhaupt noch nicht 60,000 (58,617) Quadrat-Meilen dafür rechnen. Nähme man jene Größe von le Gout für die wahre an, dann gäbe dieß nur die mäßige Volksdichtigkeit von 2087 Menschen.

Nach diesen Auseinandersetzungen scheint es nicht übertrieben, wenn man, jenen ersten Angaben zu Folge, die gesammte Volksmenge etwa auf hundert und eilf Millionen schätze.

Zugleich ginge aber dann hieraus eine andere, nicht unwichtige Thatsache hervor, nämlich daß das Britische Hindostan der volkreichste Theil dieses großen Landes sey, da hier auf 17,387 Quadrat-Meilen 50 Millionen Menschen leb-

als einer Rücksicht zu äußern, besonders in seinen Beschreibungen der Kunstwerke und Gebäude.

ren, also für den Rest von mehr als 40,000 Quadrat-Meilen nur etwa 40 Millionen übrig blieben. Dieß ließe sich besonders dadurch erklären, daß in diesem Reste von 40,000 Quadrat-Meilen die beträchtliche Sandwüste hinter Agimere gegen den Indus hin vorkommt; auch mögen innerhalb der Ghouts und den südlichen Gebirgen der Polygaren und Collieres viele unangebauter Flecke übrig seyn, so wie endlich die fast stets in Kriegen lebenden Völker die Seiks und Mahratten, wenn gleich ackerbauend, schwerlich ihre Länder so anbauen, noch weniger aber durch Fabriken eine große Menschenmasse ernähren, als Bengalen, Orissa und der größte Theil der Küste von Coromandel, wo unter dem Vorfiße der Europäer, besonders der Britten, der fleißiger arbeitende Hindus seine Familie ruhiger ernährt.

---

Nach dieser Darlegung dessen, was sich etwa von der Population der Hindus vermuthen ließe, verlassen wir dieses wichtige Volk, und wenden uns zu den fremden, in Hindostan angesiedelten Nationen, wovon die meisten sich dem Lande aufgedrängt haben.

Wir fangen mit der mächtigsten Nation dieser Fremdlinge an.

Mongolen, Mogolen, Islamen, Mohren auch Tullukery von den Hindus genannt, sind diejenigen Muhammedaner, welche seit Balid dem L (im achten Jahrhunderte) in Hindostan (in Moul-tan) zuerst auftraten, und nachmahls bestimmter unter Mahmond sich dort seit dem zehnten Jahrhunderte fest setzten.

Da sie bald Herren über das in kleine Reiche getheilte Hindostan wurden, und nun mehrere Menschen-Racen, besonders Perser und Araber, einwanderten, zugleich eine große Anzahl der unglücklichen Hindus-Weiber raubten, und in ihre Serails steckten, so erwuchs daraus eine eigene Menschen-Varietät, welche von der Häßlichkeit der Original-Gestalt der Mongolen viel verlor. Daher sind sie höchst wahrscheinlich im Ganzen jetzt weit besser gebildet als ihr Urstamm. Wenn gleich der Farbe nach noch dunkler als jener, ist der Hindostanische Mogol dennoch gut gebauet und von ansehnlicher Größe. Es ist ihm daneben die körperliche Stärke, die Gewandtheit in den Waffen und im Reiten, und überhaupt die Kraft und das Talent zum Kriege seiner roheren Vorfahren verblieben; dabey weder durch

die sehr kleinen Augen und ihren schief laufenden Schnitt, noch auch durch die gepletzte Nase widrig. Indessen sind dennoch das schwarze Haar, und das fast bartlose Kinn, so wie die Unansehnlichkeit und kleine Gestalt der Weiber verblieben, obgleich la Boullaie le Gouz letzteren einen guten Bau wegen der langen Schenkel und kurzen Oberleib zugesteht. Uebrigens ist es kaum möglich, die heutigen Muhammedaner als eine einzige Haupt-Varietät unsers Geschlechts, wie die Tartarn und wirklichen Mogolen anzusehen, da sie nun aus so sehr gemischten Volksstämmen bestehen.

Ihre Kleidung zeichnet sich besonders durch die Turbane, und dadurch aus, daß sie ihre dünnen seidnen, wie Schlafröcke gestalteten Kleider nicht, wie die Hindus, von der Linken zur Rechten, sondern umgekehrt, überschlagen. Im Uebrigen gehören ihre Trachten und Wohnungen, häusliche Einrichtungen und Sitten eben wohl den Türken und Persern an, und können daher bis zur Darstellung jener Völker aufgespart bleiben.

Dagegen haben die Mogolen oder die Muhammedaner in Hindostan nicht nur wegen Gleichförmigkeit der Religion, sondern weil sie sich alle auf ein und dieselbe Art dem Lande einver-

leibt haben, nämlich durch Krieg und Eroberung, einen ihnen allen gemeinschaftlichen Charakter angenommen.

Dem Ursprunge ihres Hierseyns gemäß, sind sie herrschsüchtig, despotisch, stolz, menschenverachtend, grausam; und ihr Muth wird durch die Lehre der Prädestination unerschütterlich. Vorwärts waren sie höchst intolerant; das vieljährige Zusammenleben mit den sanften Hindus hat sie darin nachgiebiger gemacht. In Verhandlungen ernst und feyerlich, in allen Ränken gewandt und abgeschliffen, sind sie verstellt und trugvoll, und so drückend der Höhere gegen den Niedern, so kriechend ist er gegen seinen Obern.

Dieser, aus den rauhen Gebirgen herab gestiegene rohe Nomade ward durch die Milde des hiesigen Klima verfeinert, er ward in den schwelgerischsten Wollüstling umgeschaffen, und deshalb von unersättlicher Habsucht.

Im Außern liebt der Mogul die Pracht, und ist sinnlich bis zur übertriebensten Ausschweifung. Nur öffentlich zeigt er sich mäßig, denn im Innern des Hauses genießt er, selbst seinem Glauben zuwider, die erhitendsten Getränke, und der Große schwelgt im Serail von vielen hundert Weibern.

Nur in den schlechtern Sitten und Gewohnheiten haben sie sich den Hindus genähert. Ehrsüchtiger Stolz theilt auch die Mogolen gleichsam in Casten. So haben sie z. B. auch die thörichte Gewohnheit, daß jeder Diener eines Europäers nur das zu thun sich schuldig glaubt, wofür er eigentlich angenommen ist; der Friseur hält es unter sich, zugleich auf des Herrn Kleidung Acht zu haben, und derjenige, welcher diese besorgt, würde nie die Stube kehren. Daher die unnöthig angehäuften Anzahl der Bedienten.

In Rücksicht der Religion weicht der Mogol hingegen durchaus auch darin von dem Hindu ab, daß er andere Religions-Parteyen in die seinige aufnimmt. Nie wird ein Christ oder ein Muselman zu der Religion der Hindu zugelassen, ausgenommen bey den Seiks, welche aber, wie wir sahen, eine völlig neue Secte gestiftet hatten. Auch predigt der Hindu daher nie seinen Glauben, um Proselyten zu machen, und ist daneben höchst tolerant. Allein seinen Glauben zu verlassen, ist für ihn die höchste Schmach und Schande.

Der Mogol ist gerade das Gegentheil. Als er Hindostan eroberte, war er intolerant wie ein

Dominicaner des Auto-da-Fe, zwang oftmahls unter den blutigsten Gräueln die sanften Hindus zur Beschneidung, und noch jetzt zieht er mit zelotischen Armen jeden andern Denkenden zu seiner Religion hinüber; und kein Mittel ist ihm hierzu zu schlecht oder zu hart (Lennant).

Wir sehen, daß die Hindus eine große Menge Büssender, deren Zustand oftmahls an Wahnsinn gränzte, ernährten. Hierin werden sie indessen, zwar nicht der Anzahl nach, wohl aber in Rücksicht der Schädlichkeit dieser Thoren, von den Mogolischen oder Muhammedanischen wandelnden Heiligen weit übertroffen. Zu Laverniers Zeiten rechnete man bereits 1,200,000 solcher herum ziehender Hindus-Heiligen, dagegen nur 800,000 Muhammedanische Fakiren, und sie waren wegen ihrer Wuth gegen jeden andern Gesinnten fürchterlich. Besonders war letzteres der Fall, wenn sie von ihrer Pilgerschaft nach Mecca zurück kehrten. Sie führten eigene, sonderbar geformte Mordgewehre, Dolche, worin die Hand bis zu der langen, dreß Zoll breiten Spitze hinein paßt, so daß der Arm selbst durch einige eiserne Stangen nach hinten zu geschützt wird. Hiermit fallen diese Zeloten unvorhergesehen auf ihnen völlig Unbekannte, selbst auf

Unkosten ihres Lebens, wüthend los. So wurden z. B. 13 Holländische Botshsknechte von ihnen ungereimt niedergestossen, und Taverniers Bruder wäre beynabe ebenfalls das Opfer eines solchen Wahnsinnigen geworden. Sie glauben nämlich durch den Mord eines Christen oder Hindus das Paradies zu verdienen. Dagegen sind Heere der oft zu viel tausenden anwachsenden Hindus-Fakire höchst selten schädlich, obgleich ebenfalls bewaffnet, wohl aber den Reisenden sehr lästig, wie Anquetil dieß von einer von Jagrenat-Pagode kommenden, 6000 Mann starken Armee solcher Hindus-Fakiren erfuhr. Die Religion der Mogolen selbst, so wie alles, was wir bey anderer Gelegenheit von den Muselmännern des Orients darstellen müssen, scheint hier nicht her zu gehören; nur eintige Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten, wodurch sie sich in Hindostan besonders auszeichnen, mögen hier aufgeführt werden.

Hauptsächlich verdient die durch die Mogolen hier eingeführte Regierung einer kurzen Anzeige.

Ein Volk, das gänzlich durch Feuer und Schwert sich des Landes bemächtigte, mußte schon, um seines ungerechten Unterjochens des Ureinwohners gewiß zu seyn, stets unter den

Waffen bleiben. Der Staat der Mogolen ist daher der, der Würde des Menschen am wenigsten entsprechende, der kriegerische. Er hat also es mit den Türkischen und ähnlichen Despoten-Staaten gemein, daß alles von dem Willen und der Laune des Einzigen abhängt; und dieses hier selbst fast noch bestimmter, da hier kein Mufti widerspricht, ja selbst der Koran nicht einmahl in so hohem Ansehen steht als dort. Auch gehörten hier alle Länderen dem Groß-Mogul; nur er war der einzige freye Güterbesitzer. In diesem bloß kriegerischen Staate gab es dann keinen erblichen, sondern nur einen militärischen Adel, der auf den im Felde geleisteten Diensten beruhete, und besoldet ward; solche Besoldungen bestanden denn sehr häufig in Lehengütern, Jaghiren genannt. Diese Adelligen hießen Omrah, und hatten drey Abstufungen; der Kaiser Akbar machte diese Einrichtung. Jeder Omrah mußte zuvor Officier oder Mandsebat gewesen seyn. Zum Omrah ward er feyerlich eingeweiht, und erhielt, außer einer bedeutenden Summe Geldes, zwey Elephanten, ferner einen mit Juwelen besetzten Säbel und Turban, oftmahls auch eine Jaghire; durch ein eigenes Adels-Diplom, das

vor ihm mit Gepränge hergetragen ward, wurde dieß alles bestätigt.

Auch die Form der Regierung des ersten Kron- oder Staatsbeamten ist der Türkischen ähnlich; es folgt nämlich auf den Kaiser oder Groß-Mogul sofort der Bezier, und regiert wie dort bey gewöhnlichen Regenten fast einzig das Reich. Zu diesem höchsten Posten des Reiches wählte der Groß-Mogul zu Zeiten seinen eigenen Sohn. Das hier dem Feldherrn Staats-Secretäre, Schatzmeister und andere hohe Staatsbeamte, fast wie bey den Türken, folgen, bedarf keiner umständlichen Anzeige.

Unter dem Bezier stand in Rücksicht der Länderverwaltung der Subah. Er ward aus den vornehmsten Omrah gewählt, beherrschte eine ganze große Provinz als Statthalter, und hatte mehrere Unterstatthalter, Nabobs oder Nababs, unter sich, auf deren Betragen er genau Acht haben, und alles deßhalb nach Hofe berichten mußte.

Diese Nabobs oder Vice-Könige der Provinzen, nach Lennant wohl einerley mit den Nizams, sind indessen nur dem Bezier, und also dem Kaiser selbst verantwortlich, werden auch nur von ihm eingesetzt, und da sie alle Ländereyen

und ihren Ertrag, mithin das Volk selbst unter sich haben, da sie alle Aemter und Würden in ihrer Provinz ertheilen, so liegen die eigentlichen Staatskräfte in ihren Händen; der Subah nimmt sich indessen des Volkes gegen ihre Bedrückungen an. Auch dadurch waren sie beschränkt, daß der Steuereinnahmer, der Dewan oder Duan, nicht vom Nabob, sondern vom Hofe selbst eingesetzt wurde, doch verfuhr er gewöhnlich hierbei in Uebereinkunft mit dem Nabob. Indessen war auf verschiedene Weise dafür gesorgt, daß die Nabobs das Volk nicht zu Grunde richten konnten; auch lagen die zu ihrem Gehalte angewiesenen Lehen (Zahgiren) nicht in den ihnen untergebenen Provinzen.

Gleich auf den Nizam folgte der Fouidhar als höchster Beamter. Nach der Größe der Provinz waren derer mehr als einer.

Die Abgaben wurden von den durch die Nabobs vermiethteten Grundstücken genommen, waren aber nicht übermäßig.

Die Civil-Gewalt war in den Händen des Daroga oder Präsidenten des Gerichtshofes, indessen behielt sich der Kaiser selbst die Entscheidung sehr wichtiger Fälle bevor.

Unter dem Daroga verrichtete der Abawlet die kleinere Justiz; er hatte ein eigenes Lehengut (Zaghir) als Besoldung, um Bestechungen zu vermeiden; dafür mußte er aber auch von Tagesanbruch bis drey Uhr Nachmittags jedermann anhören und entscheiden.

Indessen ward dennoch dieses Richteramt bey dem Hinsinken des Reiches selbst schlecht und bestechbar; daher kam es im Jahre 1782 in den Britischen Provinzen in die Hände der Engländer selbst, wodurch das Volk viel Erleichterung erhielt (Zennant.)

Der Cazi, wohl einerley mit Kadi, war der Erklärer der Gesetze, in Fällen, bey welchen die Civil-Gesetze in die Religion eingriffen.

Ueber dieß waren noch mehrere untere Gerichtsstellen.

Was nun den Kaiser oder Groß-Mogul selbst anlangt, so war seine Macht, seine Einnahme und seine Pracht in den blühendsten Zeiten der Mogolen zum Bewundern groß. Unter dem geschliffensten und gewissenlosesten Mogul, Aurengzeb, rechnete man auf fast 70,000 Quadrat-Meilen 40 Millionen Unterthanen. Die Armee, welche er im Jahre 1647 aus seinem Schatze besoldete, bestand beynabe aus einer

Million Menschen (911,000 Mann;) hiervon lieferte die einzige Provinz Dehli 100,000 Reiter. Bedenkt man indessen, daß jeder Mogul Soldat seyn mußte, so war diese Anzahl dennoch gegen die Volksmenge nicht übertrieben, so sehr es auch leider die Benutzung dieses großen Heeres war \*).

Die Anzahl der Elephanten betrug, zu Berniers Zeit, 500, mehrmahls stieg sie aber beträchtlich höher. Und sie wurden nicht nur zur Pracht und zum Fortschaffen schwerer Gegenstände, sondern auch zum Kriege und Gefechte aller Art angezogen; sogar erwähnt Bernier ihre Kraft und Gewandtheit Thore aufzubrechen.

Die Waffen der Mogolen bestanden Anfangs nur in Bogen und Pfeil, Säbel und Lanzen, denen nachmahls Luntenslinten und Pistolen für Cavallerie hinzu gefügt wurden.

Die Kanonen waren nicht nur an sich schlecht, sondern von höchst schwerfälligem Bau, und daher ohne große Wirkung. Oft erfordert eine einzige Kanone 30 Paar Ochsen; welch ein beschwerlicher Zug! Dennoch waren zuweilen meh-

\*) M. s. nachmahls die kurze chronologische Uebersicht der Geschichte Hindostans.

rere hundert Kanonen in Bewegung. Man denke hinzu, daß der Train der Dienerschaft bey einer solchen Armee gewöhnlich die Zahl der Streiter weit übersteigt, so daß oftmahls eine Armee von 100,000 Mann von 200,000 Männern und Weibern begleitet wird; was für ein ungeheurer Raum wird hierzu erfordert, und welche eine Unordnung muß bey der erstaunlichen Menge von Thieren und Menschen erfolgen, wenn nur ein Theil davon zurück weicht oder gar geschlagen wird!


Endlich waren die Mogoln durchaus keine Lactiker; nur erst unter Hyder Aly sinnen sie an, sich durch Europäer hierin zu belehren, blieben indessen bey dem Mangel an Disciplin stets noch darin zurück, so wie ihre Artillerie noch jetzt schwerfällig und wenig geübt ist. Hierdurch wird es begreiflich, wie oftmahls ein Paar tausend gutgeführte Europäer, wie z. B. unter Clive, oder Lawrence, u. a., Heere von 100,000 Mogoln schlugen.

An Pracht herrscht dagegen in den Rüstungen des Groß-Moguls und der Omrah's übertriebene Verschwendung. Ihre Elephanten trugen oft Sige (Haudas) von Silber, ja bey den Peibelephanten des Kaisers prangten diese Haudas

sogar von Gold und Juwelen; auch führte jeder von ihnen einen eigenen Nahmen; so hieß der erste oder Thronelefant, Aureng Was, Hauptmann der Elefanten.

Die Pracht der Mogolischen Kaiser zeigte sich am größten unter Aurengzeb und seinem Vorgänger, seinem Vater. Man glaubt ein Märchen aus Tausend und einer Nacht zu lesen bey den Verzeichnissen, welche uns Mandelslo und Tavernier von den in den Schatzkammeru dieser Fürsten aufgehäuften Massen von Gold und Juwelen, liefern.

Nach von Mandelslo's gültigem Berichte befanden sich im Schatze des Groß-Moguls Schah Jehan folgende Kostbarkeiten; sie wurden zu Agra in einem großen, mit Goldblech gedeckten Thurme aufbewahrt: für 60 Millionen Rupien (Gulden) an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphieren und Perlen. Hierunter wahrscheinlich vielleicht schon damals der größte bekannte Diamant von  $279\frac{1}{2}$  Karat, den nachmahls Tavernier auf  $2\frac{1}{2}$  Millionen Thaler schätzte. Ferner an gearbeitetem Golde, in Formen von Elefanten, Pferden, Kamehlen &c., für 19 Millionen; an goldenen Gefäßen und Geschirr überhaupt 11,733,000; an Brokat, goldenen und

Taschenb. 15. Band. 

silbernen Zeugen, Seide- und Baumwollenswaren für  $5\frac{1}{2}$  Millionen. Prachtige Elephanten- und Pferdedecken für 5 Millionen; an Geschütz aller Art 6,400,000 R.; an Säbeln, Piken und andern ähnlichen Waffen  $7\frac{1}{2}$  Millionen, an Sätteln, Steigbügeln, Zäumen u. dgl.  $2\frac{1}{2}$  Millionen, ferner 80,000 geschriebene Bücher, geschätzt auf 6,400,000 Rupien! Porzellan und Gefäße von Siegelerde  $2\frac{1}{3}$  Millionen. Dieses Ganze, nebst einigen geringern Artikeln, betrug zusammen 348 Millionen Rupien!

Der Sohn, Thronräuber und Kerkermeister von Schah-Jehan, der schändliche Aurengzeb, brachte aber eine noch weit größere Summe von Kostbarkeiten während seiner funfzigjährigen Regierung zusammen. Er setzte einen besondern Werth in eine Sammlung von reich mit Juwelen besetzten Thronen. Hierunter war der reichste der so genannte Pfauenthron. Er bestand nicht nur aus massivem Golde, sondern sein Werth stieg durch die erstaunliche Anzahl von Juwelen, die an ihn verschwendet waren, auf 75 Millionen Reichsthaler!

Sehr auffallend zeigte sich die Pracht der Groß-Moguln bey ihrem Geburtsfeste. Rhoe

beschreibt ein solches Fest, wobey er im Herbst 1617 selbst zugegen war.

In einem schönen Garten hing unter einem prächtigen Gezelte eine große Wage herab, deren Schalen von gebiegenem Golde mit Rubinen und Türkissen besetzt, und die goldenen Ketten zu größerer Sicherheit durch seidene Schnüre verstärkt waren. Der Kaiser erschien nun mit Juwelen aller Art überladen, und alle Großen empfingen ihn in der ehrfurchtvollsten Stille. Er setzte sich sodann in die eine Wagschale, und in die andere wurden ansehnliche Säcke mit Gold- und Silbermünzen gelegt; zum andern Male bestand das Gegengewicht aus Edelsteinen und Gold; nachmahls aber nur aus goldenen und silbernen Stoffen, seidenen und Musfelin-Zeugen; zuletzt gar aus Getreide, Honig und Butter. Von allem, was bey diesen verschiedenenmahligen Abwägungen als Gegengewicht gedient hatte, sagte man, es solle unter das Volk vertheilt werden, indessen sah der Engländer, daß die Kostbarkeiten genau bey Seite geschafft wurden. Ein fröhliches Hurra ertönte, als man fand, der Kaiser sey in diesem Jahre schwerer geworden.

Gleich darauf bestieg er den prächtigen Thron, und nun wurden Becken voll goldener Nüsse, Mandeln und anderer Früchte vor ihm niedergesetzt. Diese warf er um sich her, und alle Großen lasen sie begierig vom Boden auf. Da sich aber Khoe hierzu nicht erniedrigen wollte, schüttete ihm der Kaiser selbst ein ganzes Becken voll davon in seinen Mantel. Mit solchem Ungestüm fielen aber die Hofleute auch darüber her, daß er Mühe hatte, nur einen geringen Theil davon für sich zu retten. Er fand dann bald, daß diese Früchte nur hohl, von dünnem Silber getrieben und vergoldet waren; 1000 derselben betrug an Werth etwa 100 Gulden, und alles, was der Kaiser auf die Art ausgeworfen hatte, nur 500 Kupien. Die auf diesen feyerlichen Tag folgende Nacht ward im Genuße sehr starker Getränke hingebracht.

Ein solcher Aufwand und die ungeheuern Kriegsheere erfordern begreiflich erstaunliche Einnahme. Sie betrug, Tiefenthaler zu Folge, unter Schah Jehan 220 Millionen Kupien, ja bey der noch glänzenden Regierung, über das durch Aurengzebs Eroberungen vergrößerte Reich, sollen sie sich über 400 Millionen, also gegen 270 Millionen Thaler, erhoben haben;

hiervon betrug nur allein der Grundzins über 224½ Millionen.

Bei so erstaunlichen Einkünften und einer despotischen Regierung konnte es denn freylich nicht schwer fallen, jene kostbaren und außerordentlichen Palläste, Moscheen und Grabmäler zu errichten, wovon wir zuvor bey der Beschreibung von Agra, Dehli und Lucknow Nachricht gaben \*).

Wenn aber auch diese Maurischen Gebäude stets Reichthum und Größe ansagten, so blieb dabey dennoch stets dem mit Recht von Griechischer Architectur eingenommenen Europäer etwas Sonderbares, minder Bekommendes zurück. Dieß ergab sich selbst aus den in den neuern Zeiten errichteten Gebäuden. Ein Beyspiel hier noch zu mehrerer Bestätigung gibt des Nabobs Hyder Ally Pallast in Seringapatnam. In der Westfronte dieses Pallastes herrscht eine eigene Art von Pracht. Auch ist allerdings die blumenreiche Verzierung, so wie die des Umlaufes der platten Dächer, bewundernswerth, und das Ganze hat dabey etwas Imponirendes. Allein der Mangel an den bey uns für solche Gebäude nicht ohne

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

Grund erwarteten majestätischen Erdgern oder Säulen und das Gemisch der bunten, wenn gleich künstlichen Schnirkelleyen, die überall des feste Grundwerk bedecken, thut doch dem guten Geschmaacke schwerlich Genüge, so kostbar auch dieß alles mag gewesen seyn. Daß sich indeß in Seringapatnam geschmackvollere Pracht bey andern Gebäuden zeigte, ergab sich aus der Beschreibung von Hyder Aly's Mausoleum \*).

Fast alles hier von der Pracht der Mogolen Erwähnte, gehört indeß nur in die Vergangenheit. Die goldenen Zeiten der Mogolen sind vorüber, und wir werden nachmahls mit kurzen Worten andeuten, wie diese ihre der Menschheit schreckliche Größe entstand und verging!

Jetzt mögen einzelne Vergnügungsgarten, welche unter den Muhammedanern gerade nicht auf eben die Weise genossen werden, als bey den Mogolen in Hindostan, den Abschnitt von diesen Weltverheerern beendigen.

So wie bey den Türken und Persern ist freylich, außer dem Opium, Bang, Corbets und

---

\*) M. s. den vorher gehenden Theil.

Zuckerwerk, auch hier der Tabak ein Haupthülfs-  
mittel, die Last der Zeit zu vermindern; allein  
die Methode, diese narkotischen Dämpfe einzu-  
saugen, weicht in Hindostan dennoch von der der  
übrigen Orientaler nicht wenig ab. Freylich wird  
bey letztern der Rauch ebenfalls durch ein langes  
Rohr und auch durch Wasser gehend zuvor ge-  
reinigt, in den Mund gebracht, allein selbst die  
Mischung der Materien, welche geraucht wer-  
den, in Hindostan Chillum genannt, ist verschie-  
den. Zwar besteht die Haupt-Substanz aus sehr  
feinem, durch häufiges Waschen seiner Schärfe  
beraubten Tabak, allein hierzu mischt man ein-  
gemachte Rosenblätter, ja selbst eingemachte Früch-  
te und andere wohlriechende Zuthaten. Dieses  
Gemisch läßt man einige Wochen unter der Erde  
stehen, und hierdurch gewährt dieser dann ge-  
nannte Chillum einen herrlichen Geruch.

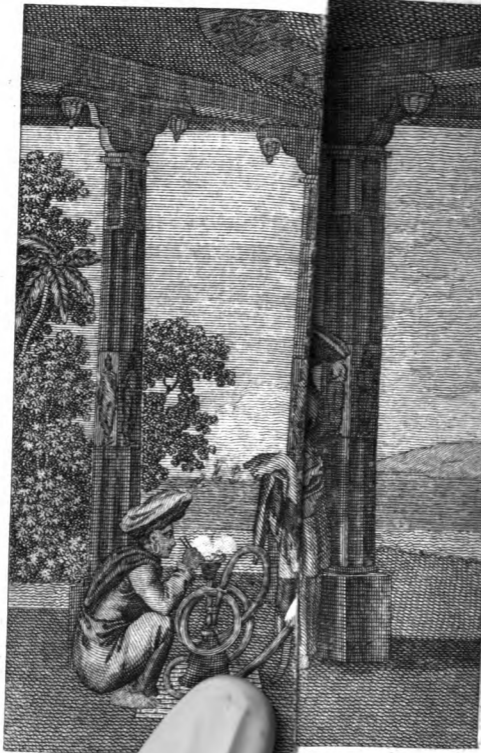
Das Werkzeug selbst besteht erstlich aus ei-  
ner Art von kleinem Kohlbecken, in das der Chil-  
lum gelegt wird, und auf ihn Kugeln von zer-  
stoßenem Reis und Kohlen. Darunter folgt so-  
dann ein hohles Gestell, oder der Hucka-Krug,  
welcher zu einem glockenförmigen Gefäße führt,  
worin Wasser enthalten ist. In jenes paßt nun  
ein mehrere Ellen langes, schlangenförmig ge-

bogenes Pfeifenrohr, von überzogenem Silberdrahte, der Rauch tritt dann beim Anziehen durch das Rohr in das Wasser, wird, indem er dadurch geht, nicht nur gekühlt, sondern von allem Unangenehmen gereinigt, und so gekältet und wohlriechend in den Mund gebracht. Das lange Rohr hat ein Mundstück von Gold oder Achat, und das Ganze ruhet auf einem zierlichen Tischchen von Silber, eingelegtem Holze, oder nur auf einer Matte. Ein eigener Bediente, der Huckadabar, sorgt für die Fortdauer des Feuers, und für neuen Thillum, wenn jener verzehrt ist. Ist daher das Instrument nicht bereits an sich kostbar, so wird es dennoch theuer wegen der Bedienung. Indem der Rauch durch das Wasser geht, und mit Blasen es hebt, entsteht ein Murmeln, welches, wenn mehrere Hucka-Raucher im Zimmer sind, ein unangenehmes Getöse hervor bringt.

Dieser Zeitvertreib ist den Mogolen eben so wie den Hindus gemein, als die zuvor erwähnten Schachspiele.

Der Natur ihres kriegerischen Charakters gemäß treibt dagegen der Mogol noch jetzt die Jagd weit leidenschaftlicher. Die Omrah's und die Mogol-Kaiser gehen noch jetzt mit solchem





Wairauhje.

Pomp und gleichsam wirklichen Herzjagen auf die Jagd, wie wir dieß zuvor erwähnten. Hierbey kommt nicht nur ebenfalls die Jagd mit Falken vor, sondern sogar die Löwenjagd, obgleich es wahrscheinlich ist, daß diese edelste Katzenart jetzt in Hindostan sehr selten vorkommt. Pennant versichert, daß der Löwe zwischen jener berühmten Bergfestung Swallior und Kotas-Guhr noch häufig sey \*). Daß Hindostan vormahls von dieser Thierart bewohnt ward, bezeugen nicht nur die Löwenjagden des Kaisers Akbar, sondern selbst zu Verniers Zeiten hielt Aurengzeib dergleichen. Hierbey bediente man sich des sonderbaren Mittels, die Furchtbarkeit des Löwen dadurch zu mildern, daß man Tages zuvor einen Esel, der mit Opium gefüttert war, für ihn zur Beute an einen Baum band; der Löwe ward durch dessen Genuß schläfrig oder muthlos.

Es wäre überflüssig, der übrigen Zeitvertreiber der Mogolen zu erwähnen, da die meisten mit

---

\*) Dieß wäre eine sehr ansehnliche Erstreckung, da Swallior von Kotas-Guhr über 80 D. Meilen nach Südosten entfernt liegt. Pennant View of Hindost. II. p. 185.

denen der Hindus zutreffen. So lieben sie ebenfalls die Schauspiele oder vielmehr Tänze, Notsches, der öffentlichen Tänzerinnen u. d. Wir müssen noch kürzlich der übrigen Fremden in Hindostan Erwähnung thun.

Den Anfang machen wir mit den Afghanen, auch Patanen oder Pitanen genannt, da sie jetzt ebenfalls Muhammedaner sind. Diese stark gebauete, muthige Menschen-Race, welche aus vielen Stämmen oder großen Familien besteht, waren eigentlich die Bewohner der nordwestlichen Gränzgebirge Hindostans, lebten also gegen Candahar und Persien hin. Vormahls völlig rohe Barbaren, traten sie zu Muhammeds Religion über, und gehören jetzt zu der Secte der Suniten; indeß liegt ihnen ihre Religion nicht sehr am Herzen; doch sind sie in Ansehung der Ausschweifungen weit enthaltsamer als die übrigen Muhammedaner, und verabscheuen besonders die unnatürliche Liebe.

Lebensart, Kleidung und Nahrung sind, wie es einem rauhen uncultivirten, stets zum Kriege und Raube bereiten Volke angemessen ist. Ueber einem baumwollenen Hemde tragen sie eine lange Weste von grobem Zeuge, der Unterleib und

das Bein wird von engen Beinkleidern, der Kopf von einer hohen conischen tuchenen Mütze bedeckt.

Die Nahrung besteht, außer den gewöhnlichen Producten, von Korn und Milch, auf ihren Excursionen aus harten Kugeln von geronnener Milch, K r o ß genannt, die sie dann, in Wasser erweicht, mit Brot genießen.

Kabul ist die Hauptstadt und Sitz ihres Schachs, der übrigens nicht mit großer Strenge über diese weit verbreiteten, zum Theile nomadischen Völkerschaften herrschen kann. Ihre Macht, oder vielmehr ihre Streifzüge, sind jetzt besonders nur im Penjab und in den angränzenden Ländern furchtbar. Ihre Hauptstärke besteht in Reiteren, obgleich sie auch Infanterie haben. So unruhig ihre Lebensart auch ist, so lassen sie dennoch den Kaufleuten und Karavanen ihren Schutz angedeihen. Bey den Revolutions-Kriegen Hindostans spielen sie keine unbedeutende Rolle. Nadir-Schah war ein Afghane.

Ein bedeutender Stamm der Afghanen sind die durch die Engländer so berühmt gewordenen Kohillas. Ihr Hauptsitz war das Land Kotair am nordöstlichen Ende von Dehli, an der Ostseite des Ganges über dem 28. Breitengrade.

Mehrere beträchtliche Städte, z. B. Barelly, Amlah, Bissuly, Schahabat, Sumbut u. a. sind darin gelegen. Die Kohillas, besser civilisirt als die übrigen Afghanen, treiben zugleich den Ackerbau, auch war ihr Handel vormahls bedeutend.

An diesen Volksstamm dürfen wir sofort anschließen die Balutschen, nach Andern Bulujes genannt, einzelne rohe Stämme der Patanen, welche ihren Sitz über Moultan nach Westen gegen Persien haben.

Perfer gibt es nicht bloß wegen der Nähe dieses Landes selbst, sondern vermöge der Einbrüche von do:ther in Hindostan, wie z. B. zuletzt unter Schah-Nadir; hiervon haben sich mehrere Tausende daselbst niedergelassen; aber auch altgläubige Perfer, die Urnation Persiens vor den Muhammedanern. Sie sind uns unter den Nahmen der Parsis oder Guebern, oder Feueranbether bekannt. Anquetil du Perron hat uns am besten über diese Anhänger des Zoroaster belehrt; so wohl diese als die heutigen Perfer müssen hier nur nahmentlich angeführt werden.

Dies ist auch der Fall mit den Armeniern, jetzt ebenfalls ein schätzbarer Volksstamm Hindostans, als Kaufleute betrachtet; so wie die

Araber, welche, bey der Nähe ihrer Heimath, seit langer Zeit hierher handelten; Paullinus rechnet nur allein für Malabar 100,000 ange-  
fessene Araber.

Auch leben, ihm zu Folge, hier über dieß allein noch jetzt gegen 20,000 Juden, ihre Anzahl in ganz Hindostan muß daher wohl sehr beträchtlich seyn.

Die hiesigen Juden datiren ihre Anwesenheit in Hindostan von der Babylonischen Gefangenschaft. Ein Theil des Stammes von Manasseh soll sich nach einer dreyjährigen Reise hier angesiedelt haben. Damahls belief sich ihre Zahl auf 20,000; und da sie von den Hindus gut aufgenommen wurden, stieg ihre Anzahl auf 80,000 Familien, welche dann ein solches Vermögen erworben hatten, daß sie ein eigenes kleines Königreich (Cranganor) südlich auf der Küste von Malabar erkauften, und dort, von zweyen Oberhäuptern aus ihren angesehensten Familien regiert, eine eigene Republik bildeten. Sie sind jetzt sehr von dieser Höhe herab gesunken; indeß besitzen sie ihre Annalen von Nebucadnezar an im Hebräischen; und der berühmte van Rheeden hat diese ins Holländische übersetzt geliefert (Pennant).

Dieß sind die so genannten weißen Juden. Eine besondere Abtheilung der dortigen Juden heißen nämlich die schwarzen, die sich denn auch von jenen absondern. Diese haben ihren Ursprung von den schwarzen Slaven, welche jene aufkauften, und sie in ihre Religion aufnahmen. Unser berühmte Büssing hat uns weitere Auskunft darüber gegeben.

Viel jünger befinden sich die eben so geschliffenen und industriösen Chinesen; auch leben mehrere Tibetaner hierselbst, da sie bereits durch Butan mit Hindostan verbündet sind.

Endlich finden sich auch mehrere Malayen und Einwohner verschiedener Inseln des Indischen Oceans, z. B. der Maldiven und der Sund-Inseln.

Von Afrika werden hier nicht nur mehrere Slaven eingebracht, sondern das zu Wasser nicht sehr ferne Abyssinien hat seit langer Zeit schon viele der dortigen Einwohner durch den Handel hierher geführt. Es ist daher die Anzahl der Ost-Afrikaner in Hindostan nicht unbedeutend.

Die Beschreibung dieser Fremdlinge gehört aber eben so wenig hierher, als die der vorhergehenden Fremden.

Begreiflich muß die Anzahl der Europäer in Hindostan beträchtlich seyn, da seit der Ankunft des Gama viel tausend Kaufleute und Abenteurer fast von allen Theilen Europens sich hier ansiedelten.

Christen waren indeß bereits viele Jahrhunderte zuvor in Hindostan in bedeutender Anzahl, ja man datirt dort die sogenannten Thomas-Christen selbst von dem Apostel Thomas her. Dieser soll, da er von Palästina und Persien aus bis nach Meliapur, oder gewöhnlich St. Thomas genannt, unweit Madras, gekommen, dort durch einen Brahminen den Märterer Tod erlitten haben, daher denn auch dessen Gebeine als Reliquien auf dem St. Thomasberge, landeinwärts, bewahrt und von vielen Christen verschiedener Secten noch bewallfahrtet werden.

Sey dieß aber auch fabelhaft, so benachrichtigt uns Pennant, daß Alfred der Große, vermöge eines Gelübdes, bereits im Jahre 883 einen Bischof zuerst nach Rom, und hierauf nach Indien mit Almosen für die dortigen Christen von St. Thomas (Meliapur) gesandt habe; so daß wenigstens diese schon sehr lange vor Ankunft des de Gama in Hindostan angesiedelt gewesen.

Ihre Gebräuche weichen auch beträchtlich von denen der Römischen Kirche ab, und dieß ist ebenfalls der Fall bey den Christen, an der entgegen stehenden Küste von Malabar, in Cranganor. Sama fand bey seiner ersten Ankunft in Ost-Indien auf 200,000 Christen an der Küste von Malabar, die aber nur den Patriarchen von Babylon, nicht den Papst für ihr geistliches Oberhaupt anerkannten. Sie sind aber auch in neuern Zeiten noch sehr zahlreich gewesen; denn Syder Ally fand bey seiner Einnahme von Bednore in Canara 30,000 Christen, welche beträchtliche Vorrechte genossen. Die Anzahl der Thomas-Christen rechnet man etwa auf 100,000 auf Malabar.

Nach der Ankunft der Portugiesen entstanden begreiflich auch Römisch-katholische Christen; und aus ihrer Vermischung mit den untern Volks-Classen der Malabaren und andern dortigen Bewohnern ging daraus eine Spielart hervor, bekannt unter dem Nahmen der schwarzen Portugiesen oder Topassis.

Paullinus gibt nur 15,000 Europäer auf Malabar an; daß aber die Gesamtzahl der Europäer Hindostans weit bedeutender seyn müsse,

wird sich nachmahls leicht ergeben, wenn wir zu den Revolutionen dieses Landes und seiner daraus hervor gegangenen heutigen Lage, und besonders zu den dort hauptsächlich herrschenden Britten kommen werden.

Bei so vielartigen Menschen, die sich in Hindostan neben einander befinden, bey dem herrlichen Klima und bey der zur Wollust und zum üppigen Sinnengenuße auffordernden Natur mußten hier oftmahls Vermischungen verschiedener Menschen-Racen Statt finden; es mußten Blendlinge entstehen.

Daher sieht man hier ebenfalls durch die Vereinigung des dunkeln Portugiesen oder des hellern Holländers, Franzosen und Britten bald mit den geringern Hindus-Casten, bald mit Mongolischen Weibern oder gar mit Negerinnen, so wie durch die Vermischung der Mongolen mit Christlichen oder Indischen Frauenzimmern vielfache, ja wenn man alle Nuancen rechnen wollte, kaum aufzuzählende Spielarten des Menschengeschlechtes.

Und wenn gleich die Hindus der höhern Casten hiervon, wo nicht gänzlich, dennoch größten Theils, sich selbst, als durch solche Vermischung tief entehrt, ausschließen, so steigt dennoch die

Anzahl dieser Blendlinge, so wie der dort geborenen Europäer, die man mit den Creolen vergleichen dürfte, zu einer so beträchtlichen Masse, daß selbst, wie L. Valentia bemerkt, die Britten in der Folge nicht ohne Grund ein genaues Auge darauf zu haben für nöthig finden könnten.

---

Um sich einen bestimmten Begriff von der Größe so wohl des Ganzen als auch der einzelnen, hauptsächlichsten Länderabtheilungen geben zu können, beschließe ich für dieses Mal diesen Theil der Darstellung von Hindostan mit der schätzbaren Tabelle, welche Hr. Albers der durch ihn verkleinerten Arrowsmithschen Karte von Ost-Indien beigefügt hat, da sie weniger benutzt zu seyn scheint, als sie es verdient.

---

## T a b e l l e

Über den Flächeninhalt Ost-Indiens diesseit  
des Ganges (westlich bis zum Hindus) in  
geograph. Quadrat-Meilen.

---

I. Souveraines Gebieth der Brittsch-Ost-Indischen Compagnie . . .	17387, $\frac{8}{15}$
A. Präsidentschaft Calcutta	9438,7
1) Bengal . . .	4062,2
2) Bahar . . .	2286,1
3) Britt. östl. Oude . . .	499,4
4) Britt. westl. Oude und südl. Duab . . .	1480,5
5) Westl. Allahabad und Benares . . .	591,4
6) Tiperah und Chitti- gong . . .	519,1
B. Präsidentschaft Madras	4024,2
1) Circars mit Cattack und Balasore . . .	1968,8
2) Carnatic . . .	1122,4
(mit Pondichery = 9 Q. M.)	
3) Jaghire . . .	135,7
4) Tanjore . . .	161,7
5) Poligars . . .	69,6

- 6) Londiman . . . 68,1  
 7) Madura . . . 72,6  
 8) Marawas . . . 121,3  
 (mit Kamisseram u.  
 a. J. = 2, 4 Q. M.)

9) Zinevelly . . . 304,0

C. Präsidentschaft Bombay 3924,9

1) Bombay und Sal-  
 sette J. . . . 14,0

2) Britt. Guzurat und  
 Broach . . . . 521,5

3) Fort Victoria . . . 6,0

4) Britt. Mysore und  
 Palnaud . . . . 3383,4

(mit Seringapat-  
 nam = 1, 5 Q. M.)

II. Bundesgenossen der Ost-Ind-  
 ischen Compagnie . . . . 11753,  $\frac{7}{18}$

A. Cochin und Travancore 483,1

B. Nizam oder Subah von  
 Decan . . . . . 5419,3

C. Gurrab, Mundlah und  
 Bundelcund . . . . . 1107,1

D. Nabob von Oude . . . 1006,1

E. Agrah und Delhi . . . 2539,2

F. Mysore . . . . . 1198,9

III. Insel Ceylon (Besitzung der Brittischen Regierung)	. . . . . 1225, $\frac{1}{16}$
A. Königl. Groß-Brit. Küste	548,5
(Mit Manaar = 2,5 Q. M.)	
B. Inneres, oder Kaiserthum Candy . . . . .	676,6
IV. Staaten der Mahratten . . . . .	16804, $\frac{1}{16}$
A. Westliches Reich . . . . .	10317,9
B. Ostliches Reich . . . . .	6486,1
V. Souveraine Indische Staaten . . . . .	11413, $\frac{2}{16}$
A. Staaten in Ajmeer und Sindy östlich vom Indus (zum Theile unter Ober- herrschaft des Zemaun Schah von Candahar)	6869,9
B. Jaiver oder Duppel . . . . .	9,5
C. Seerdhuna (Gebiet des Sumroo Begum) . . . . .	11,0
D. Rampoor (Kohillas) . . . . .	34,5
E. Staaten der Seiks . . . . .	4150,0
F. Cassmere . . . . .	339,0
VI. Portugiesische Besitzungen . . . . .	33, $\frac{2}{16}$
A. Goa . . . . .	33,0
B. Diu. J. . . . .	0,2
Flächeninhalt von ganz Ost-Indien diesseit des Ganges . . . . .	58617,7

Als unbewohnbar sind hiervon abzuziehen:

zu I. A. 1) die berückfichtigten Sunderbunds . . . . .	265,0
zu I. B. 2) See Ericans oder Ircum . . . . .	10,5
zu I. B. 1) See Chilcah . . . . .	13,5
See Colair . . . . .	25,5

---

---

## Erklärung der Kupfer.

---

1) Das Titeltupfer zeigt den Gott Brahma mit 4 Köpfen auf einem Schwane (Hamsa) reitend, in der einen Hand die Gesetzbücher, zu oberst das berühmte Rindhorn Xanchos (Buccinum), nach einer Zeichnung aus dem Mus. Borgiano zu Velettri.

2) Willkürliche Verbrennung einer Witwe.

Nach Hodges. . . . . S. 346

3) Der Sucka-Raucher. . . . . S. 415

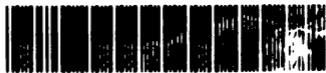
---







**Österreichische Nationalbibliothek**



**+Z182425309**





